

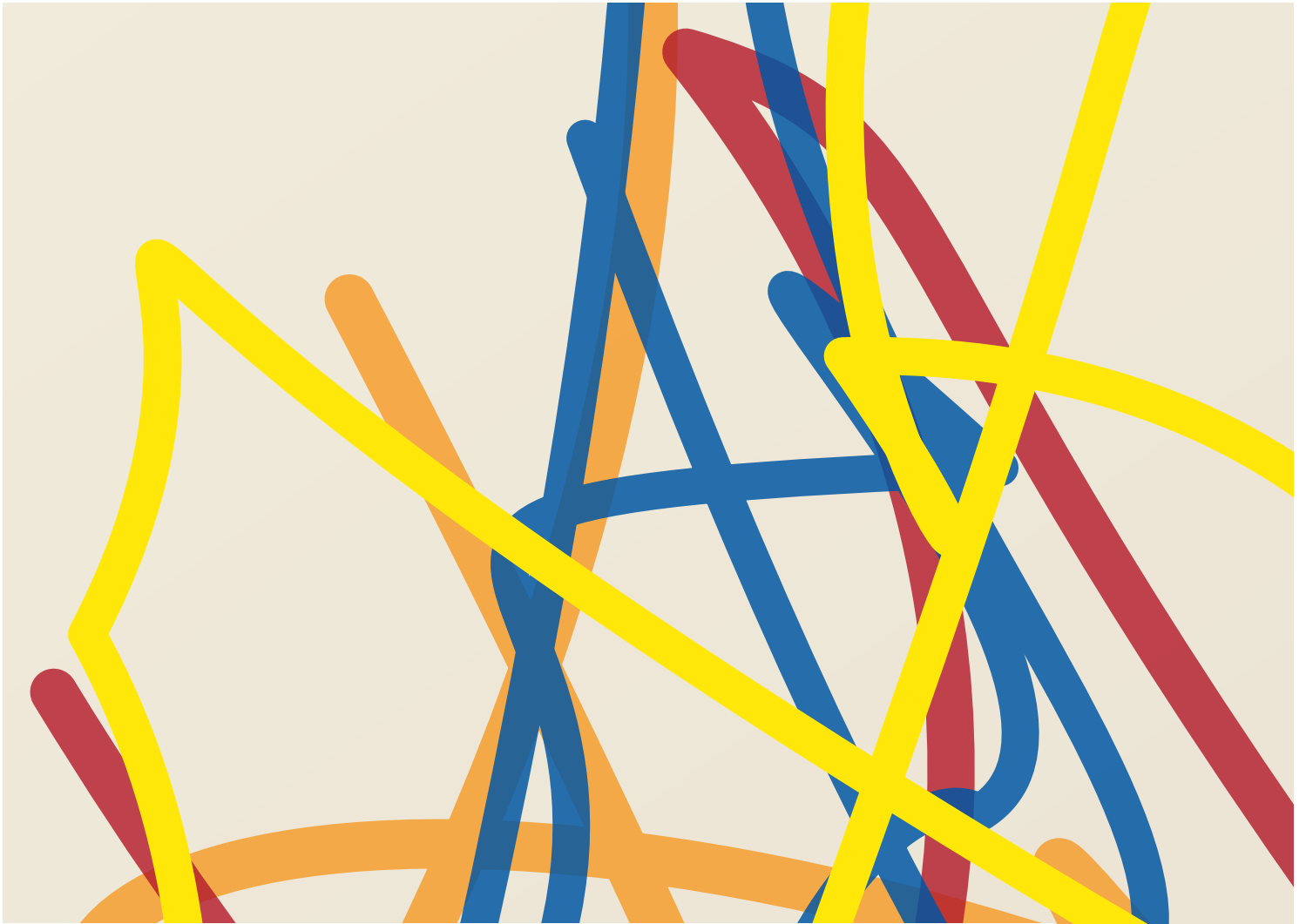


Universität
Zürich^{UZH}



JACOBS
CENTER

Jacobs Center for Productive Youth Development



Männlichkeit im Wandel

Einstellungen, Lebensformen, Sexualität,
Partnerschaft und Gewalt

Ergebnisse einer repräsentativen Befragung in der Schweiz

Denis Ribeaud Ann-Lea Buzzi Markus Theunert

Zürich, Juni 2026



männer.ch

Dachverband Schweizer
Männer- & Väterorganisationen

Impressum

Autor:innen

Dr. Denis Ribeaud, Senior Research Associate, Jacobs Center
for Productive Youth Development, Universität Zürich, Studienleiter
Ann-Lea Buzzi, Research Associate, Jacobs Center for Productive
Youth Development, Universität Zürich
Markus Theunert, fachlicher Leiter männer.ch

Herausgeber

Universität Zürich
Jacobs Center for Productive Youth Development
Andreasstrasse 15 | 8050 Zürich

Zitiervorschlag

Ribeaud, D., Buzzi, A.-L., & Theunert, M. (2026). Männlichkeit im Wandel:
Einstellungen, Lebensformen, Sexualität, Partnerschaft und Gewalt. Ergebnisse
einer repräsentativen Befragung in der Schweiz. Zürich: Jacobs Center
for Productive Youth Development, Universität Zürich.
<https://doi.org/10.5167/uzh-434406>

Copyright

© 2026 Denis Ribeaud, Ann-Lea Buzzi & Markus Theunert

Lizenz- und Nutzungshinweise

Dieser Forschungsbericht ist unter CC BY-NC-ND 4.0 veröffentlicht.
Dieser Bericht behandelt Themen, die Gegenstand kontroverser
gesellschaftspolitischer Debatten sind. Die Befunde sind als differenzierter
empirischer Beitrag dazu zu verstehen. Die Autor:innen distanzieren sich
ausdrücklich von jeder selektiven oder sinnentstellenden Verwendung der
Ergebnisse.

Gestaltung & Layout

GYSIN [Konzept+Gestaltung]
Bettina Gysin Leutenegger
Kronengasse 9 | 7000 Chur

ZUSAMMENFASSUNG	i
------------------------	----------

EMPFEHLUNGEN	iv
---------------------	-----------

1. EINLEITUNG	1
2. METHODIK UND DATENERHEBUNG	4
2.1. Grundgesamtheit und Stichprobenziehung	4
2.2. Datenerhebung und Forschungsethik	4
2.3. Datenaufbereitung und Qualitätssicherung	6
2.4. Teilnahmeraten und Stichprobenstruktur	6
2.5. Fragebogen	10
2.6. Datenanalyse	11
3. MÄNNLICHKEITS- UND ANDERE GESCHLECHTSBEZOGENE EINSTELLUNGEN	13
3.1. Männlichkeitsbezogene Einstellungen (MBE)	13
3.1.1. Skalen zur Messung männlichkeitsbezogener Einstellungen	13
3.1.2. Altersverläufe von männlichkeitsbezogenen Einstellungen nach Geschlecht	17
3.2. Weitere geschlechtsbezogene Einstellungen	24
3.2.1. Skalen zur Messung geschlechtsbezogener Einstellungen	24
3.2.2. Altersverläufe von geschlechtsbezogenen Einstellungen nach Geschlecht	26
3.3. Fazit und Einordnung	29
4. BESTIMMUNG DES FAKTORS M UND SEINE VERTEILUNG IN DER BEVÖLKERUNG	30
4.1. Zusammenhänge zwischen Männlichkeits- und anderen geschlechtsbezogenen Einstellungen	30
4.2. Empirische und theoretische Begründung von «Faktor M»	32
4.2.1. Empirische Begründung von Faktor M	33
4.2.2. Theoretische Begründung des Faktors M	34
4.2.3. Operationalisierung von Faktor M	37
4.3. Soziodemografische Verteilung des Faktors M	39
4.3.1. Geschlecht und Alter	39
4.3.2. Bildung, Status und Einkommen	42
4.3.3. Herkunft und Konfession	46
4.4. Geografische Verteilung des Faktors M	54
4.4.1. Sprachregionale Unterschiede	54
4.4.2. Unterschiede nach Gemeindetyp: Zentrum-Peripherie-Verteilung	56
4.5. Fazit	58

5.	FAKTOR M IM KONTEXT VON LEBENSFORMEN, FAMILIE UND ERZIEHUNG	59
5.1.	Lebensformen und Haushaltstyp	59
5.2.	Aufgabenteilung in Paarhaushalten und weibliche Arbeitslast	60
5.3.	Erziehungseinstellungen	62
6.	SEXUALITÄT UND PARTNERSCHAFT	68
6.1.	Geschlechtliche Identität, sexuelle Orientierung und Faktor M	68
6.1.1.	Geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung nach Geschlecht	68
6.1.2.	Geschlechtliche Identität, sexuelle Orientierung und Faktor M	71
6.2.	Sexuelles Verhalten	72
6.2.1.	Sexuelle Zufriedenheit und Sexuelle Aktivität	73
6.2.2.	Pornografienutzung und Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen	76
6.2.3.	Sexuelles Verhalten und Faktor M	78
6.3.	Partnerschaft und Gewalt in Paarbeziehungen	81
6.3.1.	Partnerschaft in der Schweiz heute	81
6.3.2.	Gewalt in der Partnerschaft (Intimate Partner Violence)	83
7.	DISKUSSION UND AUSBLICK	94
	LITERATURVERZEICHNIS	97
	DANKSAGUNG, BEGLEITGRUPPE UND FINANZIELLE UNTERSTÜTZUNG	101

ZUSAMMENFASSUNG

► Kapitel 1 beschreibt den gesellschaftlichen und politischen Kontext der bevölkerungsrepräsentativen Befragung «Männlichkeit im Wandel».

Bestimmte Männlichkeitsvorstellungen begünstigen die Akzeptanz und Anwendung von Gewalt (Krivoshchekov et al., 2023). Diese richtet sich im öffentlichen Raum hauptsächlich gegen andere Männer und im häuslichen Bereich hauptsächlich gegen Frauen und Kinder. In der Auseinandersetzung mit diesen Männlichkeitsvorstellungen liegt deshalb ein erhebliches, aber noch nicht systematisch ausgeschöpftes Potenzial verborgen, um Gewalt in allen Formen zu vermindern und zu verhindern. Die vorliegende Studie leistet einen Beitrag für eine evidenzbasierte Gewaltprävention in Umsetzung der Istanbul-Konvention, welche die Schweiz 2017 ratifiziert hat. Es ist eine Publikation in zwei Teilen geplant.

- Der vorliegende erste Teil zeigt die Verbreitung männlichkeits- und anderer geschlechtsbezogener Einstellungen in der Schweizer Bevölkerung auf und leitet – weil die untersuchten männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungen eng korrelieren – empirisch den «Faktor M» her¹. Dieser steht im Zentrum der Studie. Der Faktor M gibt an, wie stark Menschen restriktiv-dominante Männlichkeits-einstellungen verinnerlicht haben. Auf dieser Basis werden die Zusammenhänge zwischen Faktor M und den Themen Familie, Sexualität, Partnerschaft und Gewalt vertieft. Der Faktor M erweist sich dabei unter anderem als aussagekräftiger Prädiktor von Gewalt in Erziehung und Partnerschaft.
- Demgegenüber ist geplant, im zweiten Teil zu analysieren, wie männlichkeitsbezogene Einstellungen bzw. Faktor M mit den Themen Freizeitaktivitäten, Mediennutzung, Gesundheit, soziale Unterstützung und weltanschauliche Einstellungen zusammenhängen. Damit wird das Gesamtbild vervollständigt: Zum einen wird untersucht, inwiefern bestimmte Männlichkeitseinstellungen mit Risiken und gesundheitlichen Schäden einhergehen, die Männer sich selbst zufügen; zum anderen, wie solche Einstellungen etwa mit gewaltbereitem Extremismus oder Autoritarismus assoziiert sind – Phänomenen, die eine Gefahr für den Rechtsstaat darstellen.

► Kapitel 2 stellt Methodik und Stichprobe (z. B. Verteilung nach Alter, Sprachregion, Bildung) im Detail vor.

Für die Befragung, welche die Universität Zürich durchgeführt hat, wurden auf Basis des Stichprobenrahmens des Bundesamts für Statistik 20'525 Menschen im Alter von 18 bis 64 Jahren mit Wohnsitz in der Schweiz mit der Bitte um Beteiligung angeschrieben. 6'138 Datensätze konnten in die Auswertung einbezogen werden. Weil das besondere Interesse auf den Männlichkeitsvorstellungen von Menschen mit männlicher Geschlechtsidentität liegt, wurden mehr Männer als Frauen befragt. Von den in die Auswertung einbezogenen Datensätzen stammen 69% von Männern und 31% von Frauen. Altersgruppen, Sprachregionen, Haushaltstypen und Herkunftsländer sind repräsentativ vertreten, wobei Verzerrungen durch geeignete statistische Gewichtungen korrigiert wurden. Menschen mit höherer Bildung sind in der Stichprobe übervertreten. Dies konnte in den Auswertungen statistisch nicht korrigiert werden, da entsprechende Angaben in der vom BFS gelieferten Stichprobe fehlten. Da restriktive Männlichkeits-einstellungen mit Bildung negativ korrelieren, dürften die Resultate die Verbreitung solcher Vorstellungen in der Bevölkerung eher unter- als überschätzen.

1 Die Bezeichnung «Faktor M» referenziert auf eine Expertise von Theunert (2024). Der darin theoretisch hergeleitete Faktor M ist mit dem in der vorliegenden Studie empirisch hergeleiteten Faktor M verwandt, aber nicht deckungsgleich. Zur Herleitung und Historie des Faktors M: siehe Kapitel 4.

Der Fragebogen hatte einen Umfang von 17 Seiten und bestand aus acht thematischen Blöcken:

- Soziodemographie 1: Alter, Geschlecht, Haushaltstruktur, Herkunftsfamilie und Eltern
- Soziodemographie 2: Konfession, Bildung, Einkommen
- Aufgabenteilung im Haushalt und Erziehungseinstellungen
- Männlichkeits- und geschlechtsbezogene Einstellungen (Auflistung der Skalen: siehe unten)
- Sexualität und Partnerschaft
- Freizeitverhalten, Mediennutzung und Substanzkonsum
- Gesundheit und soziales Netzwerk
- Politische und weltanschauliche Einstellungen

Im Zentrum des Forschungsinteresses stehen männlichkeits- und andere geschlechtsbezogene Einstellungen. Für ihre Erfassung wurde folgende Auswahl validierter Skalen verwendet:

- Conformity to Masculine Norms Inventory (CMNI-22) (nur bei den männlichen Befragten)
- Manbox 5+
- Maskulistische Bedrohungsgefühle² (SMBG)
- Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen (GLMN)
- (Anti-)Egalitarismus
- Misogynie
- Sexismus
- Akzeptanz von Homosexualität
- Queerfeindlichkeit

► **Kapitel 3 zeigt die Ergebnisse für jede der verwendeten Skalen zur Erfassung männlichkeits- und anderer geschlechtsbezogener Einstellungen nach Alter und Geschlecht.**

In einem ersten Schritt wurden die neun Skalen männlichkeits- und geschlechtsbezogener Einstellungen analysiert. Dabei zeigt sich auf allen Skalen ein vergleichbares Muster:

- Männer haben über alle Altersgruppen «restriktivere» Vorstellungen von «Männlichkeit» als Frauen. Sie verbinden «Männlichkeit» signifikant stärker mit Dominanz und Wettbewerb, Gefühlsabwehr und Gewaltbereitschaft, sehen «traditionelle Männlichkeit» eher als bedroht an und äussern eine durchschnittlich stärkere Feindlichkeit gegenüber Gleichstellung, Frauen sowie homosexuellen und queeren Menschen.
- Innerhalb der männlichen Gruppe stimmen die 18- bis 24-jährigen Männer restriktiven Vorstellungen von Männlichkeit durchwegs am stärksten zu. Auch Frauen-, Schwulen- und Queerfeindlichkeit sind bei ihnen am meisten verbreitet. Fast jeder zweite junge Mann in der Schweiz sieht Männlichkeit bedroht und an den Rand der Gesellschaft gedrängt (Skala maskulistische Bedrohung). Fast jeder zweite junge Mann (47.7%) sagt, «manchmal ist Gewalt notwendig». Dieser Anteil ist fast doppelt so hoch wie bei den Männern über 25 Jahren (25.5%).

2 Maskulismus (auch: Maskulinismus oder Männerrechtsaktivismus) ist ein Gegenbegriff/-konzept zu «Feminismus». Damit identifizieren sich weltanschaulich-ideologische Strömungen, die (weisse heterosexuelle cis) Männer als betrogenes Geschlecht und Verlierer der weiblichen Emanzipationsbewegung betrachten. Maskulisten oder Männerrechtler (in der Fachliteratur oft abgekürzt mit MRA = Men's Rights Activists) nehmen für sich in Anspruch, für die Gleichstellung der Geschlechter einzutreten und sehen es dabei als ihre Aufgabe, (vermeintliche) Benachteiligungen von Männern anzuprangern. Dieser Anspruch setzt einen einseitig quantitativen, ahistorischen und unzulässig selektiven Gleichstellungsbegriff voraus.

- Frauen befürworten über alle Generationen hinweg hochsignifikant offenere Vorstellungen von «Männlichkeit». In geringerem Ausmass zeigt sich aber auch bei ihnen ein Generationeneffekt: Jüngere Frauen äussern sich gegenüber restriktiven Männlichkeitseinstellungen noch ablehnender und gegenüber Geschlechtervielfalt noch offener als die älteren Frauengenerationen.
- Je jünger also die Befragten, desto grösser der Graben zwischen den Geschlechtern bezüglich Männlichkeits- und anderen geschlechtsbezogenen Einstellungen. Junge Männer und Frauen scheinen sich bezüglich Geschlechtervorstellungen zunehmend voneinander zu entfremden.

Die hohe Zustimmung zu gewaltlegitimierenden und anderen problematischen Männlichkeitsvorstellungen unter jungen Männern verlangt nach einer eingehenderen Analyse. Im Zentrum steht die Frage: Inwiefern sind das alterstypische Verläufe (wie es sie auch in früheren Generationen gab) – und inwiefern sind das spezifische Antwortmuster der heutigen Generation junger Männer? Diese Frage wird im Bericht von verschiedenen Seiten beleuchtet. Sie kann mit den vorliegenden Daten nicht abschliessend beantwortet werden. Die Autor:innen gelangen jedoch zur Einschätzung, dass ein reiner Alterseffekt unwahrscheinlich ist. So zeigt sich in der Verlaufskurve des Faktors M ein regelrechter Knick zwischen der jüngsten und den nächstälteren Männergenerationen. Dies deutet auf eine disruptive Entwicklung in der Auseinandersetzung mit Männlichkeit und Geschlechterfragen in der Generation der jungen Männer hin. Als konsistentes Muster über unterschiedliche Konstrukte hinweg verdichten sich die Resultate zum Risikoprofil: Ein grosser Teil der Männer im Übergang zum Erwachsenenalter neigt besonders stark zu diskriminierenden und frauen- bzw. minderheitenfeindlichen Geschlechter Einstellungen.

► **Kapitel 4 leitet den Faktor M als Indikator für die weiteren Analysen her. Der Faktor M als statistischer Zusammenzug verschiedener Skalen rechtfertigt sich aus der Tatsache, dass alle untersuchten männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungen stark miteinander zusammenhängen. Im zweiten Teil des Kapitels wird die soziodemografische Verteilung von Faktor M in der Bevölkerung untersucht.**

Die bemerkenswerte Parallelität der Befunde legt nahe, dass die untersuchten Einstellungsdimensionen Teil eines umfassenderen Musters sind. Tatsächlich zeigen vertiefende Analysen: Die Skalen laden statistisch alle auf demselben Faktor. Sie bilden also mutmasslich Facetten desselben restriktiv-maskulinen Dominanz- und Abgrenzungssyndroms (kurz: restriktiv-dominante Männlichkeitseinstellungen) ab. Dieses wird als «Faktor M» bezeichnet.

Der Faktor M ist ein kompakter und aussagekräftiger Indikator dafür, wie stark Menschen einer binär-hierarchischen Geschlechterordnung anhängen, in der

- Männlichkeit als naturgegebene Bestimmung und Überlegenheit konstruiert wird;
- Geschlecht eindeutig, binär und nicht gestaltbar ist;
- Männlichkeit als bedroht und verteidigungswürdig erlebt wird;
- Dominanz, Gewalt und Abgrenzung als legitim gelten.

Als kulturell geteiltes Deutungsmuster kann der Faktor M von Männern wie Frauen – wenngleich aus (teilweise) unterschiedlichen Motiven und mit unterschiedlichen Folgen – verinnerlicht werden. Er lässt sich kohärent in Bezug setzen zu den Leitkonzepten der Geschlechter- und Männlichkeitenforschung, namentlich Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit. Als Einzelskala bildet die Erfassung maskulistischer Bedrohung (Fischer & Farren, 2023; Fischer et al., 2024) den Faktor M am besten ab. Die vier Fragen dieser Skala können als kompaktes «Risiko-Screening» zur groben Erhebung des Faktors M empfohlen werden.

Die 20% der Männer mit den höchsten Ausprägungen von Faktor M werden als High-Score-Gruppe oder «Hochrisikogruppe» verstanden. Diese steht im Zentrum der weiteren Analyse. Sie wird als besonders gefährdet eingeschätzt, problematisches oder gar strafrechtlich relevantes Verhalten zu zeigen (z. B. Gewalt, Hassrede, Diskriminierung, Radikalisierung). Entsprechend wird bei ihr das grösste Potenzial für eine männlichkeitsreflektierende Gewaltprävention gesehen. Von den Frauen zählen 7% zu dieser High-Score-Gruppe. Unter jungen Männern im Alter zwischen 18 und 24 Jahren gehört fast jeder Dritte (31%) zu dieser «Hochrisikogruppe».

Der Faktor M ist unter Männern mit tiefer Bildung, geringem Berufsstatus und wenig Einkommen besonders stark vertreten. Fast jeder zweite 18-24-Jährige mit Berufslehre (47%) gehört zur High-Score-Gruppe. Eine höhere Bildung hängt bei Männern in allen Herkunftsgruppen und Konfessionen mit tieferen Faktor M-Werten zusammen. Sie erklärt die beobachteten Unterschiede aber nur teilweise.

Je nach familiärer Herkunft – gemessen am Geburtsland des Vaters – zeigen sich substantielle Unterschiede bezüglich Faktor M: Der geringste Anteil von Männern in der High-Score-Gruppe findet sich bei Männern mit väterlichen Wurzeln in Nordwesteuropa (13%), der höchste bei Männern mit Wurzeln in Ex-Jugoslawien (50%). In der jüngsten Altersgruppe sind die Spreizungen noch ausgeprägter. Die Unterschiede nach Konfession sind vergleichbar ausgeprägt. Diese Unterschiede lassen sich aber nicht monokausal auf «Kultur» oder «Religion» an sich zurückzuführen. Der Bericht erörtert mögliche Erklärungsmechanismen, die unterschiedlich zusammenwirken können, namentlich Sozialisationskontexte in den Herkunftsregionen und in lokalen Diasporen, insbesondere im Gefolge gesellschaftlicher Zusammenbrüche und Konflikte; Differenzen in den Geschlechterregimes zwischen Aufnahmegesellschaft und Herkunftskontexten; reaktive Identitätsbildung als Reaktion auf Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen («Othering»); sowie Orientierung an restriktiven Männlichkeitsidealen als funktional-dysfunktionale Bewältigungsstrategie unter prekären Bedingungen.

Unter jungen Männern aus der Deutschschweiz gehören über ein Drittel (35%) zur High-Score-Gruppe von Faktor M. In der Westschweiz (24%) und in der italienischsprachigen Schweiz (18%) ist dieser Anteil deutlich tiefer. Als eine mögliche Erklärung bieten sich unterschiedliche digitale Nutzungsmuster an: Während 41% der jungen Deutschschweizer Bezüge zur digitalen Manosphere berichten, sind es in der Westschweiz 29% und in der italienischsprachigen Schweiz 21%. Die mit dem Faktor M erhobenen Vorstellungen männlicher Dominanz sind zudem in den Kernstädten deutlich weniger verbreitet als in den Agglomerations- und Landgemeinden.

Alle diese Effekte sind nicht monokausal zu erklären: Bildung spielt zwar in jedem Fall eine zentrale Rolle. Auch nach Kontrolle des Bildungsniveaus bleiben aber substantielle Effekte von Alter, Herkunft, Konfession, Sprachregion und Urbanitätsgrad bestehen. Dies unterstreicht die Komplexität des Phänomens. Psychosoziale, (sub-)kulturelle, sozioökonomische, mediale und strukturelle Faktoren wirken zusammen.³ Dem sollte in Prävention und Intervention Rechnung getragen werden.

3 Vgl. WHO-Ursachenmodell: <https://www.ebg.admin.ch/dam/de/sd-web/8XZW5q0BPAXx/a2%20ursachen-risiko-und-schutzfaktoren-von-gewalt-in-paarbeziehungen.pdf>

► **Kapitel 5 stellt den Zusammenhang zwischen Haushaltsform, Aufgabenverteilung, Erziehungsstilen und geschlechtsspezifischen Erziehungsunterschieden und dem Faktor M dar.**

Bei der Beteiligung an der Kindererziehung und -betreuung sowie der Verteilung der Haushaltsaufgaben zeigt sich kein oder kein signifikanter Zusammenhang mit dem Faktor M. Das heisst, Männer mit restriktiv-dominanten Männlichkeitseinstellungen engagieren sich gemäss ihrer Selbsteinschätzung nicht weniger im Haushalt und der Kinderbetreuung, obwohl sie einer egalitären Aufgabenverteilung gegenüber kritisch eingestellt sind.

In den weiteren untersuchten Aspekten zeigen sich demgegenüber klare statistische Zusammenhänge:

- Der Faktor M ist in Paaren mit nicht egalitären Arbeitsteilungen hochsignifikant stärker ausgeprägt. Frauen der High-Score-Gruppe von Faktor M leben fünfmal so häufig in Partnerschaften mit männlichem Alleinverdiener (32.1% gegenüber 6.7%).
- Männer der High-Score-Gruppe vertreten hochsignifikant häufiger die Vorstellung, dass Gewalt ein legitimes Mittel der Kindererziehung ist. Auch autoritäre Erziehungswerte sind unter ihnen signifikant stärker akzeptiert.
- Der Faktor M ist eng mit der Vorstellung verbunden, dass Väter in der Erziehung eine ganz andere Rolle als Mütter haben und Jungen ganz anders erzogen werden müssten als Mädchen. Männer hängen generell wesentlich häufiger diesen Überzeugungen an als Frauen.

► **Kapitel 6 quantifiziert Angaben zu Geschlechtsidentität, Sexualität (mit den Facetten sexuelle Orientierung, sexuelle Aktivität und Zufriedenheit, Pornografienutzung sowie Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen), Partnerschaft sowie Partnerschaftsgewalt und setzt sie in Beziehung zum Faktor M.**

Die Analyse von Geschlechtsidentität, sexueller Orientierung, Partnerschaft und Partnerschaftsgewalt erbringt folgende Ergebnisse:

- 95.6% der Männer und 96.3% der Frauen in der Schweiz sagen, sie identifizieren sich vollständig mit ihrem Geschlecht. Sie bezeichnen sich also als cis geschlechtlich. Auf einem Kontinuum von «extrem cis geschlechtlich» bis «extrem trans geschlechtlich» ordnen sich 7.7% der Männer und 1.2% der Frauen in der rechten Hälfte – also im Übergang hin zu einer trans Identität – ein. In unserer Stichprobe sind Männer (Menschen mit amtlichem Geschlechtseintrag als Mann) also hochsignifikant häufiger offen in der geschlechtlichen Identität als Frauen (Menschen mit amtlichem Geschlechtseintrag als Frau): Erstere verorten sich mehr als sechsmal so oft im Raum, der sich in Richtung transgender öffnet.
- 88.5% der Männer richten ihr sexuelles Begehren ausschliesslich und 5.8% mehrheitlich auf Frauen. 3.8% der Männer begehren ausschliesslich Männer. Frauen sind in ihrem Begehren fluid: 80.4% sind ausschliesslich heterosexuell und 0.7% ausschliesslich homosexuell. 2.8% bezeichnen sich als bisexuell (Männer: 0.8%). 15.3% begehren mehrheitlich Männer und 0.8% mehrheitlich Frauen.
- Ihre sexuelle Zufriedenheit geben Männer in allen Lebensphasen signifikant tiefer an als Frauen. Besonders gross ist die Zufriedenheitskluft in der Generation der 18-24-jährigen Männer. Von ihnen hatten 38.6% in den letzten 12 Monaten keinen Sex – mehr als die Hälfte davon ausdrücklich unfreiwillig. 4.9% aller 18-24-jährigen Männer geben an, im letzten Jahr für sexuelle Dienstleistungen bezahlt zu haben. 47.5% aller jungen Männer zwischen 18 und 24 Jahren schauen mindestens wöchentlich pornografische Inhalte.

Restriktiv-dominante Männlichkeitseinstellungen und Sexualität hängen miteinander zusammen: Sexuell aktive Männer sind signifikant untervertreten in der High-Score-Gruppe von Faktor M. Nutzer «harter» Pornografie sind mit zunehmendem Alter immer stärker übervertreten. Männer mit hohen Faktor M-Werten nehmen überzufällig öfter sexuelle Dienstleistungen in Anspruch. Unter jungen Männern hat jeder Zweite aus der High-Score-Gruppe von Faktor M in den letzten 12 Monaten sexuelle Dienstleistungen genutzt.

Restriktiv-dominante Männlichkeitseinstellungen – und ganz besonders misogynen Einstellungen – sind ein starker Risikofaktor für Beziehungsgewalt. Die Daten zeigen, dass diese Aussage in jeder Richtung stimmt: Sowohl Männer wie Frauen mit hohen Faktor M-Werten werden mit höherer Wahrscheinlichkeit sowohl Opfer wie Täter:innen.

Aus der Literatur (Johnson, 2008; Fanslow et al., 2023; Cunningham & Anderson, 2023) und einschlägigen Statistiken (WHO, 2021; BFS, 2024) wissen wir, dass Frauen massiv mehr (folgen-)schwere und sexuelle Gewalt in der Partnerschaft erfahren als Männer. In der vorliegenden Studie haben wir situative, niederschwellige Formen körperlicher Gewalt (Ohrfeigen, Kratzen, Schubsen, Stossen, Schläge mit der Faust oder einem harten Gegenstand, Dinge anwerfen etc.), psychische Gewalt (z. B. Beschimpfen, Beleidigen, für das Aussehen Abwerten) und kontrollierende Gewalt (z. B. Smartphone durchsuchen oder Kontakte einschränken) untersucht. In diesen Bereichen zeichnen unsere Daten ein gegenläufiges Bild: Männer aller Altersgruppen berichten 1.7- bis 2.5-mal häufiger von Gewalterfahrungen als die jeweils gleichaltrigen Frauen. Zudem beobachten wir, wie viele andere Studien auch, eine hohe Wechselseitigkeit von niederschwelliger, situativer Gewalt: Wer in einem Beziehungskontext lebt, der von Dominanzansprüchen und Machtkämpfen geprägt ist, hat ein erhöhtes Risiko, Täter:in und Opfer zu werden.

► **Kapitel 7 fasst die Resultate der Studie zusammen und ordnet ein, welche Schlüsse sich mit Blick auf Politik und Prävention daraus ziehen lassen.**

Der vorliegende erste Teil der Studie «Männlichkeit im Wandel» bringt auf verschiedenen Ebenen relevante Aufschlüsse hervor:

- Auf einer **methodischen Ebene** zeigt die Studie, dass unterschiedliche männlichkeits- und geschlechtsbezogene Einstellungen auf einem verbindenden Faktor beruhen. Dieser Faktor M bildet ab, wie stark Menschen Vorstellungen einer binär-hierarchischen Geschlechterordnung verinnerlicht haben, die Männlichkeit mit Dominanz verbindet und als Gegensatz zu Weiblichkeit denkt.
- Auf einer **gewaltpräventiven Ebene** identifiziert die Studie den Faktor M als Risikofaktor, der in vielfältiger Weise mit Gewalt assoziiert ist. Er ist einerseits mit einer hochsignifikant höheren Wahrscheinlichkeit verbunden, physische und psychische Gewalt als legitime Mittel der Kindererziehung zu befürworten. Er ist andererseits mit einer hochsignifikant höheren Wahrscheinlichkeit verbunden, innerhalb von Paarbeziehungen Gewalt zu erfahren und Gewalt auszuüben. Frauen erleiden sehr viel häufiger schwere und sexuelle Partnerschaftsgewalt. Bei situativen, niederschweligen Formen physischer Gewalt, bei psychischer Gewalt und bei kontrollierender Gewalt lassen sich Opfer- und Täter:innenschaft weniger klar trennen. Diese Partnerschaftsgewalt tritt als Ausdruck gewaltbelasteter Beziehungsdynamiken in Erscheinung. Frauen, die stärker an restriktiv-dominanten Männlichkeitsnormen orientiert sind, scheinen sich häufiger in Beziehungskonstellationen zu bewegen, in denen Machtkämpfe und gegenseitige Kontrolle eine grosse Rolle spielen. Diese Dynamiken erhöhen das Risiko für wechselseitige Gewalt.

- Auf einer **sozialpolitischen Ebene** bestätigt die Studie, dass Bildung und Perspektiven der Übernahme restriktiv-dominanter Männlichkeitseinstellungen entgegenwirken bzw. Dogmatik und Prekarität diese begünstigen. Die Förderung von Bildungs- und Chancengerechtigkeit, von Integration und sozialer Kohäsion ist deshalb immer auch als Beitrag zur Gleichstellung und Gewaltprävention zu sehen und zu würdigen. Herkunfts- und Konfessionseffekte des Faktors M sind real, substantiell und in jüngeren Männergenerationen besonders ausgeprägt. Sie sind vorurteilsfrei zu diskutieren und mit geeigneten gleichstellungs-, integrations- und (gewalt-)präventionspolitischen Massnahmen zu bearbeiten.
- Auf einer **gleichstellungspolitischen Ebene** legt die Studie eindringlich nahe, dem Handlungsfeld Männlichkeit und der Gruppe der männlichen Heranwachsenden vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken. Die Resultate belegen, dass jüngere Generationen nicht «automatisch» immer egalitäre Vorstellungen und Werte teilen. Unter jungen Männern in der Schweiz verbreitet sich aktuell das Gefühl stark, in Geschlechtsidentität und gesellschaftlichem Status bedroht zu sein. In Anbetracht historischer Diskriminierungen von Frauen und bis heute bestehender Gleichstellungsdefizite wirkt dieses Gefühl befremdlich. Mit Blick auf den abnehmenden Bildungserfolg von jungen Männern und als soziale und gleichstellungspolitische Tatsache verlangt es nach Beachtung und Bearbeitung. Massnahmen sollten bereits im Schulalter verankert sein und gleichermassen Gender- wie Beziehungskompetenzen stärken. Jungen ist die Kernbotschaft zu vermitteln: Männlichkeit ist gestaltbar. Du kannst so oder anders Junge sein und Mann werden.

EMPFEHLUNGEN

Der Faktor M ist ein empirisch hergeleitetes Einstellungssyndrom, das namentlich Gewaltakzeptanz, Dominanzansprüche, Misogynie, Queerfeindlichkeit und Abwehr von Gleichstellung umfasst. Hohe Ausprägungen des Faktors M stehen dabei in einem mutmasslichen Konflikt zu zentralen Verfassungszielen, namentlich

- der Förderung von Zusammenhalt, Vielfalt und Chancengleichheit gemäss Art. 2 BV
- dem Verbot von Diskriminierung und der Verwirklichung tatsächlicher Gleichstellung gemäss Art. 8 BV
- dem Kinder- und Jugendschutz, namentlich ihrem Recht auf körperliche Unversehrtheit (Art. 11 BV) und ihrem Recht auf Förderung von Selbstbestimmung, Integration und Gesundheit (Art. 41 BV)

Deswegen darf oder muss der Staat gegen die erneute Verbreitung restriktiv-dominanter Männlichkeitseinstellungen insbesondere unter jungen Männern und ihre negativen Folgen – namentlich die Herabwürdigung von und Gewalt an Frauen und queeren Menschen – aktiv werden. Die folgenden Empfehlungen formulieren, welche Grundsätze und Schwerpunkte die Ergebnisse der Studie «Männlichkeit im Wandel» nahelegen.

Diese Empfehlungen verstehen sich als Beitrag zur Ergänzung und Weiterentwicklung der seit Jahrzehnten geleisteten Gleichstellungs- und Gewaltpräventionsarbeit. Die Bearbeitung gewaltbegünstigender Männlichkeitsvorstellungen ist als Subdimension einer umfassenderen geschlechterreflektierten Prävention zu lesen, die alle Geschlechter adressiert. Die vorliegende Studie liefert empirische Anhaltspunkte für deren Weiterentwicklung.

I. Leitlinien

1. Selbstbestimmung fördern, Junge- und Mannsein gestalten

Gesellschaftliche Männlichkeitsanforderungen definieren, wer als Mann Anerkennung und Zugehörigkeit findet. Dabei existieren in modernen Gesellschaften mehrere, auch konkurrierende Männlichkeitsvorstellungen. Sie teilen das Fundament, unterscheiden sich im Grad ihrer Rigidität und in ihren inhaltlichen Schwerpunkten aber teils deutlich. Die meisten Männer versuchen, den in ihrem jeweiligen sozialen Umfeld geltenden Normen bestmöglich zu genügen. Dass Mannsein etwas Gestaltbares ist und Männer Spielräume haben, wie weit sie den jeweils geltenden Männlichkeitsanforderungen folgen wollen, ist für viele nicht selbstverständlich. Dadurch verengt sich der Korridor gesellschaftlich anerkannter Männlichkeiten. Das ist mit Risiken für Jungen und Männer ebenso wie für Mädchen, Frauen und Menschen mit queerer Geschlechtsidentität verbunden. Um Perspektiven zu weiten, Potenziale zu nutzen und die mit dem Faktor M verbundenen Risiken zu vermindern, sind die mit restriktiv-dominanten Männlichkeitsanforderungen einhergehenden Probleme breit zu thematisieren. Jungen und Männer sind in der selbstbestimmten Gestaltung der individuell passenden Formen von Mannsein zu unterstützen. Das ist eine Verbundaufgabe von Elternhaus und Schule, Politik und Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft.

2. Bildung stärken, nicht Gruppen stigmatisieren

Die Daten zeigen, dass eine geringe Bildung ein ausgeprägter Risikofaktor für den Faktor M darstellt. Junge Männer mit wenig Bildung, Einkommen und Status sind besonders gefährdet, Teil der «High-Score»-Gruppe zu sein. Unter 18–24-jährigen Männern mit Berufslehre zählen 47% zu dieser Gruppe. Restriktiv-dominante Männlichkeitsvorstellungen sind also für einen substanziellen Teil einer ganzen Generation junger Männer prägend. Investitionen in Schul-, Berufs- und Weiterbildung sind Investitionen in Gleichstellung und Gewaltprävention.

3. Unterschiede benennen, Ursachen differenziert diskutieren

Die Zugehörigkeit zur «High Score»-Gruppe von Faktor M hängt bei jungen Männern stark vom Herkunftsland des Vaters und von ihrer Konfession ab. Diese Herkunfts- und Konfessionseffekte zu verschweigen wäre genauso unredlich wie der Versuch, sie monokausal auf «Kultur» oder «Religion» an sich zurückzuführen. Der Bericht legt dar, weshalb Herkunft und Konfession eher Marker als Ursache für problematische Faktor M-Dynamiken sind. Er formuliert mögliche Erklärungsansätze – darunter auch solche, die zeigen, was Aufnahmegesellschaften besser machen könnten.

4. Männlichkeit reflektieren, nicht zuschreiben

Der Faktor M bildet bei Frauen dasselbe Konstrukt ab wie bei Männern – und ist gleichermassen mit Gewalt assoziiert. Er ist zwar bei Männern insgesamt sehr viel stärker verbreitet als bei Frauen. Weil der Faktor M aber Ausdruck eines gesellschaftlichen Umgangs mit Männlichkeit ist, sind auch Frauen davon durchdrungen. Das hat Folgen für die Prävention: Nicht Jungen und Männer sind das Problem, sondern Männlichkeitsnormen, die männliche Dominanz und Gewalt rechtfertigen und weibliche Anpassung einfordern. Prävention sollte deshalb Jungen und Männer nicht primär deswegen ansprechen, weil sie Jungen und Männer sind, sondern weil sie als Jungen und Männer in unterschiedlichen Massen mit gewaltbegünstigenden Männlichkeitsvorstellungen konfrontiert werden. Eine solche Perspektive verzichtet bewusst auf naturalisierende Zuschreibungen von Gewalt.

5. Ambivalenzen ernst nehmen, Orientierung anbieten

Männliche Heranwachsende sehen sich heute widersprüchlichen Erwartungen ausgesetzt. Genährt durch die Einflüsse von Computer-/Onlinegames, Social Media, Populärkultur und der digitalen Manosphere wirken in der gleichgeschlechtlichen Peergroup wieder verstärkt Leitbilder von Hypermaskulinität. Elternhaus, Schule und Erwachsenenwelt bewerten diese Männlichkeitsvorstellungen als «toxisch», bieten aber meist wenig aktive Unterstützung an, damit Jugendliche mit diesem Widerspruch einen Umgang finden. Das erhöht die Attraktivität der Manosphere mit ihren vermeintlich widerspruchsfreien Leitbildern restriktiv-dominanter Männlichkeit. Hier besteht ein Vakuum, das im Dienst des gesellschaftlichen Zusammenhalts durch gesellschaftliche Institutionen gefüllt werden muss.

6. Risiken adressieren, nicht delegieren

Im Zentrum des Berichts stehen die 20% der männlichen Bevölkerung mit den höchsten Faktor M-Werten. Sie sind für die gewaltpräventive Ansprache entscheidend. Der Fokus auf die «Hochrisikogruppe» darf aber nicht dazu verführen, die Problemwahrnehmung auf diese Gruppe zu beschränken. Die Daten legen offen: Fast jeder zweite junge Mann in der Schweiz ist besorgt darüber, dass «richtige Männer immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden». Die Konzentration auf die «Hochrisikogruppe» allein

greift deshalb zu kurz. Weil restriktiv-dominante Männlichkeitsnormen in unserer Gesellschaft bis heute in unterschiedlichen Graden prägend wirken, gibt es keine unbelastete Mitte. Universelle Prävention (für alle) und selektive Prävention (für Risikogruppen) müssen sich ergänzen.

7. Beherzt intervenieren, sorgfältig evaluieren

Die Studie misst, welche Einstellungen in der Bevölkerung wie stark verbreitet sind. Diese Zusammenhänge geben Aufschlüsse über problematische Muster, sind aber keine Ursache-Wirkungs-Analysen. Die empfohlenen Massnahmen sind evidenzgestützt, aber nicht evidenzbasiert im strengen Sinne. Dazu fehlen Interventionsstudien. Umso wichtiger ist es, ergriffene Massnahmen systematisch zu evaluieren – und bereit zu sein, sie zu korrigieren, wenn sie nicht die gewünschte Wirkung zeigen.

II. Handlungsfelder

A. Schule

Die Volksschule ist eine zentrale Instanz, die geschlechtliche Sozialisation befördert und Kompetenzen zum Thema Geschlecht vermittelt. Doch fehlt in der Schweiz dafür ein kohärentes Konzept. Die Gleichstellung von Frau und Mann ist im Lehrplan 21 zwar als fachübergreifendes Thema und überfachliche Kompetenz verankert. Dieser Auftrag wird jedoch höchst unterschiedlich umgesetzt. Was Kinder und Jugendliche über Geschlechternormen und -stereotypen lernen, hängt von der Sensibilisierung und dem Engagement der einzelnen Schulleitung, Lehrperson oder Schulsozialarbeiter:in ab. Es gilt, Massnahmen zur Stärkung der Genderkompetenz⁴ zu ergreifen, ohne Schulen und Lehrpersonen zusätzlich zu belasten.

- A1: Genderkompetenzen und Grundlagenwissen zum Faktor M und weiteren Risikofaktoren für Gewalt sollten in den Lehrgängen der Pädagogischen Hochschulen und der sozialen Berufe systematisch(er) verankert und vermittelt werden.
- A2: (Inter-)Kantonale Rahmenkonzepte mit Minimalstandards sollten die Schulen unterstützen, die Auseinandersetzung der Lernenden mit dem Faktor M systematisch anzuregen. Die zu vermittelnden (Gender-)Kompetenzen und die fachlichen Standards für den Einbezug von schulexternen Fachpersonen, welche Wissen und Trainings zum Faktor M vermitteln, sollte transparent definiert sein.
- A3: Es sollten Massnahmen ergriffen werden, um Vielfalt, Geschlechterbalance und männliche Rollenmodelle in pädagogischen Berufen zu fördern. Dafür bedarf es struktureller Massnahmen, die bereits bei der Berufswahl ansetzen und die Entscheidung für pädagogische/soziale Berufe für eine Vielfalt von unterschiedlichsten Männern/Männlichkeiten attraktiv machen. Die Erfahrung zeigt: Die Förderung geschlechtsuntypischer Berufswahl ist ein komplexes Unterfangen. Punktuelle Kampagnen reichen dafür nicht. Die Trägerkantone der pädagogischen Hochschulen sollten motiviert werden, eine Mindestquote männlicher Studierender in ihren Leistungsaufträgen zu implementieren (nach dem Modell des Kantons Bern). Fachwissen zur Förderung der geschlechtsuntypischen Berufswahl sollte in einer Kompetenzstelle gebündelt, weiterentwickelt und zur Verfügung gestellt werden.

4 Genderkompetenz bezeichnet die Fähigkeit, Geschlechteraspekte zu erkennen, zu reflektieren und so zu bearbeiten, dass es zur Umsetzung des verfassungsmässigen Gleichstellungsauftrags beiträgt. Dies umfasst Fachkompetenzen, Methodenkompetenzen und Selbstreflexion.

B. Bildung und Berufsbildung

Bildung, Teilhabe und Perspektiven schützen vor restriktiv-dominanten Vorstellungen von Männlichkeit und der Übernahme gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen. Die Förderung dieser Schutzfaktoren ist deshalb immer auch ein Beitrag zu Gewaltprävention und Gleichstellung. Die Studienergebnisse legen einen Fokus auf das Setting Berufsbildung nahe. Die berufliche Bildung ist als Raum zu stärken, der nicht nur Fachkompetenzen fördert, sondern soziale und reflexive Kompetenzen auch in Bezug auf Geschlechterrollen, Männlichkeitsvorstellungen und Konfliktbewältigung vermittelt.

- B1: Allgemeinbildender Unterricht an Berufsfachschulen sollte verpflichtend Module zu Identitätsentwicklung, Beziehungsgestaltung und Konfliktlösung enthalten. Diese müssen geschlechterreflektiert gestaltet sein und Sequenzen in geschlechterhomogenen Teilgruppen enthalten. Dabei darf es nicht um eine ideologische Erziehung gehen, sondern um die Vermittlung lebenspraktischer Kompetenzen: Wie kommuniziere ich in Konflikten? Wie gehe ich mit Frustration und Ablehnung um? Wie schule ich (Körper-)Wahrnehmung und Kommunikation? Wie behaupte ich mich ohne Gewalt? Auch überbetriebliche Kurse könnten für niederschwellige Zugänge zu Beziehungs- und Genderthemen genutzt werden. Deren Nutzen ist zu evaluieren.
- B2: Da die Konfrontation mit Manosphere-Inhalten ab zehn bis zwölf Jahren einsetzt, braucht es altersgerechte, nicht moralisierende Angebote zur Einordnung digitaler Männlichkeitsnarrative. Ihr Fokus sollte auf der Vermittlung von «Manfluencer-Literacy» liegen, d. h. auf der Kompetenz, Quellen kritisch einzuordnen, Manipulationen zu erkennen, die Wirkungsweise von Algorithmen und damit verbundene Marktdynamiken zu verstehen.

C. Gewaltprävention

Die egalitäre Verteilung von Ressourcen, Macht, Hausarbeit und Kinderbetreuung ist ein Schutzfaktor für häusliche, sexualisierte und geschlechtsspezifische Gewalt. Der Faktor M erhöht insbesondere bei jungen Männern und Frauen die Wahrscheinlichkeit signifikant, von Partnerschaftsgewalt betroffen zu sein. Im Gegensatz zu schweren Formen häuslicher Gewalt zeigen unsere Daten eine unerwartet hohe Gewaltbetroffenheit von Männern in Paarbeziehungen durch situative, niederschwellige Formen physischer Gewalt (Ohrfeigen, Kratzen, Schubsen, Stossen, Schläge mit der Faust oder einem harten Gegenstand, Dinge anwerfen etc.), durch psychische Gewalt (z. B. Beschimpfen, Beleidigen, für das Aussehen Abwerten) und durch kontrollierende Gewalt (z. B. Smartphone durchsuchen oder Kontakte einschränken). Gewaltprävention muss dem angemessen Rechnung tragen.

- C1: Dem Faktor M als Risikofaktor für alle Formen von Gewaltbetroffenheit ist politisch, inhaltlich und methodisch verstärkt Beachtung zu schenken. Gewaltbegünstigende Männlichkeitseinstellungen sind systematisch zu bearbeiten. Zur Umsetzung der Istanbul-Konvention ist «Männlichkeit» als Handlungsfeld in Gleichstellungspolitik und Gewaltprävention aufzuwerten. Dem sollte namentlich im Entwicklungsprozess der nationalen Gleichstellungsstrategie 2030⁵ und im Erarbeitungsprozess einer nationalen Strategie gegen häusliche, sexualisierte und geschlechtsspezifische Gewalt⁶ Rechnung getragen werden.
- C2: Die Kompetenzen der Fachpersonen im Bereich Opferhilfe/-beratung im Umgang mit männlichen Gewaltbetroffenen und geschlechtstypischen Formen der Gefühlsabwehr sind zu stärken.

5 <https://www.gleichstellung2030.ch/de/>

6 <https://www.ejpd.admin.ch/de/newsb/eKsxQlp5GDIHWK2SW1Qi1>

- C3. Geschlechterreflektierte Gewaltprävention im schulischen Kontext sollte flächendeckend verankert werden. Bis im Alter von 8 Jahren sollte jedes Kind die zentrale Ermächtigungsbotschaft vermittelt erhalten: Geschlecht ist, was du daraus machst. Spezifisch für Jungen: Niemand zwingt dich, gesellschaftlichen Männlichkeitsanforderungen zu entsprechen. Du darfst so oder anders Junge sein und Mann werden. Es ist zu prüfen, inwiefern diese Botschaften durch bestehende Programme (z. B. Herzsprung) vermittelt werden bzw. werden können und inwiefern es dafür ergänzende Angebote braucht (in Verbindung mit Massnahme A2).
- C4: Die Vermittlung von egalitären Geschlechtervorstellungen und das Thematisieren der schädlichen Auswirkungen restriktiv-dominanter Männlichkeitsvorstellungen sollte in allen Bereichen der auserschulischen Kinder- und Jugendarbeit (also neben der offenen Kinder- und Jugendarbeit beispielsweise auch in Sportvereinen, bei den Pfadi, in kirchlichen Angeboten etc.) systematisiert und aufgewertet werden.

D. Integration und sozialer Zusammenhalt

Herkunftseffekte sind real und substanziell, aber nicht monokausal erklärbar. Bildung verringert den Effekt in allen Herkunftsgruppen, eliminiert ihn aber nicht. Diese Effekte sind offen zu benennen, ohne für ihre Erklärung rassistische Deutungen zu nutzen. Denn die Studie unterstreicht auch die Komplexität des Phänomens. Psychosoziale, (sub-)kulturelle, sozioökonomische, mediale und strukturelle Faktoren wirken wechselseitig zusammen. Dem sollte in Prävention und Intervention Rechnung getragen werden. Sicher ist: Wer Perspektiven hat und Selbstwirksamkeit erlebt, greift weniger auf Abgrenzung und aggressive Dominanz zurück. Integrationsförderung und Chancengerechtigkeit sind deshalb wirksame strukturelle Hebel universeller Prävention, um Faktor M-bezogenen Gewaltdynamiken zu begegnen. Der Faktor M ist auch auf individueller Ebene zu bearbeiten: durch die bewusste Reflexion von Männlichkeitsnormen, die kritische Selbstbefragung, die persönliche Auseinandersetzung mit FINTA-Personen⁷, durch Bildungsarbeit etc.

- D1: Bildung ist in allen Herkunftsgruppen mit einer verringerten Zustimmung zum Faktor M assoziiert. Integrationsprogramme sollten Berufsqualifikation und -perspektiven für junge Männer in prekären Lebenslagen stärker mit Impulsen zur Reflexion von Männlichkeitsvorstellungen und zur Förderung gewaltfreier Selbstbehauptung verbinden. Dabei sind glaubwürdige Multiplikatoren aus den jeweiligen Communities in Entwicklung und Umsetzung einzubeziehen.
- D2: Weil Ausgrenzungserfahrungen die kompensatorische Betonung restriktiv-dominanter Männlichkeitseinstellungen fördern, ist intersektionale Diskriminierungsbekämpfung auch Gewaltprävention. Diskriminierungserfahrungen sollten in der Ansprache junger Männer genutzt, Antirassismus und die Adressierung problematischer Männlichkeitsnormen in Ergänzung zueinander gedacht werden.
- D3: In kantonalen Integrationsprogramme sollten – beispielsweise im Rahmen der obligatorischen Deutschkurse – Pilotprojekte entwickelt werden, die junge Männer mit geringen Ressourcen und Genderkompetenzen dabei unterstützen, die im Einwanderungsland etablierten, vergleichsweise egalitären Normen zu verstehen, Codes angemessen zu deuten und daraus ein kontextadäquates Verhalten zu entwickeln.

⁷ Akronym für Frauen, intergeschlechtliche, non-binäre, transgender und agender Personen

- D4: Männlichkeits- und kultursensible Integrationsarbeit für junge Männer aus den von uns identifizierten Hochrisiko-Gruppen ist als eigenständiges Handlungsfeld zu etablieren. Dazu gehören: sprach- und kultursensible Angebote zur kritischen Auseinandersetzung mit Männlichkeit, Gewalt und Geschlechterbildern; die Einbindung in bestehende Integrationsstrukturen (z. B. kantonale Integrationsprogramme, ergänzend zu D3); die Zusammenarbeit mit glaubwürdigen Multiplikationspersonen aus den jeweiligen Communities (vgl. D1); sowie die explizite Adressierung von Diskriminierungs- und Marginalisierungserfahrungen als gemeinsamem Anknüpfungspunkt (vgl. D2). Die Integrationspolitik trägt damit substantiell zur Gewaltprävention bei – und umgekehrt.

E. Sexualität und sexuelle Bildung

Hohe Werte im Faktor M gehen mit sexueller Erfahrungslosigkeit und geringer sexueller Zufriedenheit einher. Sexuelle Bildung und gelebte Sexualität (ausserhalb eines kommerziellen Rahmens) schützen vor der Übernahme restriktiv-dominanter Männlichkeitsanforderungen. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität ist als Potenzial in Gewaltprävention und Gleichstellungsarbeit systematisch(er) zu nutzen. Sexuelle Bildung, die Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeiten stärkt, ist ein Beitrag zu Gewaltprävention.

- E1: Die Befunde bestätigen die fachliche Einschätzung, dass Pornografie nicht grundsätzlich schädlich ist, sondern Nutzungsmuster und -kompetenzen entscheidend sind. Präventionsprogramme sollten nicht moralisieren, sondern Nutzungs- und Dialogkompetenzen fördern.
- E2: Die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen ist mit dem Faktor M assoziiert. Während 30% der jungen Männer, die keine sexuellen Dienstleistungen in Anspruch nehmen, zur High-Score-Gruppe zählen, sind es 51% bei jenen, die solche Dienstleistungen in Anspruch nehmen. Pilotprojekte sollten Freier im Kontext der (digitalen) Kontakthanbahnung erreichen, um präventiv Minimalstandards einzufordern (keine gesundheitsgefährdenden Praktiken, kein abwertendes oder gewalttätiges Verhalten, kein Feilschen) und Impulse zur kritischen Selbstreflexion vermitteln.
- E3: Sexuelle Inaktivität beachten, nicht pathologisieren: Erhöhte Faktor M-Werte bei sexuell inaktiven Männern sollten in Beratungskontexten als mögliches Signal für sozialen Rückzug registriert werden – nicht als Stigma. Wissenschaftlich begleitete Pilotprojekte im digitalen Bereich sollten Möglichkeiten erproben, um die Zielgruppe sexuell frustrierter junger Männer (Incels) sekundärpräventiv zu erreichen.

F. Elternbildung und Väterarbeit

Autoritäre und gewaltförmige Erziehungsstile korrelieren eng mit dem Faktor M. Er stellt einen Risikofaktor sowohl für Eltern-Kind-Gewalt wie auch für Partnerschaftsgewalt dar. Umgekehrt sind Väter als alltagsnah präsente Bezugspersonen und Rollenmodelle für ihre Kinder und insbesondere für ihre Söhne eine langfristig wirksame Ressource für die emotionale, kognitive, motorische und soziale Entwicklung (Allen & Daly, 2007; Amodia-Bidakowska et al., 2020). Die möglichst frühzeitige Förderung väterlichen Engagements ist deshalb nicht nur eine wichtige Forderung, um die faire Verteilung der unbezahlten Familien- und Hausarbeit zwischen den Geschlechtern voranzubringen. Sie ist damit auch ein Instrument der Gewaltprävention und der Stärkung von Resilienz, Selbstregulation und weiteren wichtigen psychosozialen Kompetenzen.

- F1: Die insbesondere perinatale Arbeit mit Vätern sollte systematisiert und skaliert werden. Ein besonderer Fokus sollte auf schwer erreichbaren Vätern mit tiefer Bildung und hoher Faktor M-Belastung liegen. Passende Zugänge sind zu erproben (beispielsweise über aufsuchende Väterarbeitsangebote durch muttersprachliche Multiplikatoren, durch Module zu Erziehungsfragen in der beruflichen Ausbildung etc.).
- F2: Das gesetzliche Verbot von Gewalt in der Kindererziehung sollte als Chance genutzt werden, um den Nutzen gewaltfreier Erziehung für das Kind und die Eltern zu vermitteln («Es gibt bessere Wege» statt «Das dürft ihr nicht mehr»).
- F3: Die Richtlinien für die Finanzhilfen nach Gleichstellungsgesetz sollten so ausgelegt bzw. wo nötig gesetzlich angepasst werden, dass sie auch die Förderung von väterlichem Engagement über das Erwerbsleben hinaus erlauben (da diese in einem direkten Wirkungszusammenhang zur Förderung der Gleichstellung im Erwerbsleben steht).

G. Kriminalprävention

Die Übernahme restriktiv-dominanter Männlichkeitseinstellungen ist sicherheitspolitisch relevant und die Bearbeitung der Dimension Männlichkeit ein kriminalpräventiv noch wenig genutzter Hebel. Der Faktor M hängt insbesondere mit Gewalt in der Partnerschaft zusammen (vgl. Empfehlung C und Kapitel 6).⁸ Ein enger Zusammenhang zwischen dem Faktor M und Gewalt im öffentlichen Raum sowie delinquentem Verhalten in unterschiedlicher Ausprägung ist anzunehmen (vgl. z. B. Baier et al., 2019), wurde aber im Rahmen der vorliegenden Studie nicht untersucht. Dies bedarf genauerer Erforschung. Die Studienergebnisse legen folgende Empfehlungen für den Bereich Kriminalprävention nahe:

- G1: Der Auseinandersetzung mit Männlichkeitsnormen sollte in Forschung und Praxis der Kriminalprävention mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.
- G2: Der kriminalpräventive Fokus sollte auf die Gruppe junger Männer mit tiefer Bildung und wenig Perspektiven gelegt werden. In der universellen und selektiven Präventionsarbeit mit der Zielgruppe drängt sich die geschlechterreflektierte Bearbeitung von Fragen männlicher Identität und (De-)Privilegierung auf.
- G3: Um in der kriminalpräventiven Praxis mit geringem Aufwand zu erfassen, ob (junge) Männer zur High-Score-Gruppe von Faktor M zählen, bietet sich die Nutzung der 4-Item-Skala «maskulistischer Bedrohung» von Fischer und Farren (2023) an (vgl. Kap. 4.2 dieses Berichts).

H. Sprachregionale und lokale Differenzierung

Die Daten zeigen deutliche Unterschiede zwischen Sprachregionen und Sozialräumen. Sprachregional differenzierte Präventionsstrategien sollten diesem Umstand Rechnung tragen.

- H1: Digitale Präventions- und Reflexionsangebote im Zusammenhang mit dem Faktor M sollten nicht nur übersetzt, sondern immer auch sprachkulturell angepasst sein.
- H2: Dezentrale und digitale Angebotsformate für ländliche Räume sind zu prüfen, um das Missverhältnis zwischen höherer Faktor-M-Belastung und geringerer Angebotsabdeckung in peripheren Regionen zu adressieren.

⁸ Es ist geplant, den Zusammenhang zwischen Faktor M und illegalen Verhaltensweisen (z. B. Rasen) im Rahmen weiterer Analysen zu untersuchen.

- H3: Die Strukturen der Grundversorgung und Akteur:innen vor Ort (beispielsweise in Pädagogik, Sicherheit und psychosozialer/medizinischer Grundversorgung) sollten mit Fachexpertise und Instrumenten in ihrer Kompetenz unterstützt werden, dem Faktor M in ihrer Arbeit Rechnung zu tragen.

III. Forschungslücken

Die Studie «Männlichkeit im Wandel» liefert dank ihres repräsentativen Designs auf der Basis des SRPH-Stichprobenrahmens und der hohen Ausschöpfungsquote eine belastbare Momentaufnahme. Als einmalige Querschnittsbefragung stösst sie jedoch an Grenzen: Gemessene Prävalenzwerte lassen sich ohne Vergleichspunkte nur schwer einordnen. Es bleibt – ausser etwa im Alters- und Geschlechtervergleich – offen, ob die beobachteten Niveaus als hoch oder niedrig einzustufen sind und inwiefern sie sich verändern. Zudem können Altersunterschiede nicht eindeutig auf Entwicklungsprozesse (Alters-effekte) oder auf generationenspezifische Sozialisationserfahrungen (Kohorteneffekte) zurückgeführt werden.

Auch die minderjährige Bevölkerung wurde nicht untersucht. Insbesondere junge Männer (und Frauen) unter 18 Jahren wurden nicht befragt. Die Adoleszenz ist jedoch eine Lebensphase, in der Männlichkeitsvorstellungen besonders formbar sind und in der sich Verbindungen zu Delinquenz und anderen Formen von Gewalt frühzeitig abzeichnen. Um spezifische Auswirkungen aktueller Trends – Computer-/Online-Games, soziale Medien, Manosphere – genauer erfassen und präventiv wirksam werden zu können, braucht es Wissen über diese Gruppe.

Daraus leiten sich folgende Forschungsdesiderata (FD) mit absteigender Priorisierung ab:

- *FD1 – Trendstudie (Wiederholung der vorliegenden Erhebung)*. Eine zentrale offene Frage der vorliegenden Datenerhebung bleibt, zu welchen Anteilen die hohen Faktor-M-Werte junger Männer auf Alters- bzw. Kohorteneffekte zurückzuführen sind. Eine Wiederholung der Studie in zwei bis drei Jahren mit identischem Design (wiederholter Querschnitt/Trenddesign) würde es erlauben, diese Frage weitgehend zu klären, Prävalenzwerte einzuordnen und die Stabilität der Befunde zu überprüfen. Ergänzend sind Replikationen in anderen Ländern anzustreben, um die Ergebnisse international zu verorten.
- *FD2 – Erhebung bei Minderjährigen (Lernendenbefragung)*. Männlichkeitseinstellungen bilden sich bereits im frühen Kindesalter heraus. Spätestens mit dem Eintritt in die Volksschule werden Kinder auch stark durch gleichaltrige Peers geschlechtlich geprägt. Eine repräsentative Lernendenbefragung zu Männlichkeitseinstellungen ist daher angezeigt – verbindlich für die Oberstufe (13–17 Jahre), idealerweise ergänzt um die Primarstufe (7–12 Jahre). Die Erhebung sollte neben Männlichkeitsnormen auch Gewalt aus der Opfer- und Täter:innenperspektive in unterschiedlichen Kontexten (Familie, Schule, Freizeit) erfassen, um Zusammenhänge und Internalisierungsprozesse früh sichtbar zu machen und die Evidenzbasis für Präventionsansätze zu verbessern. Idealerweise wird sie als Erstmessung mit Wiederholungsoption angelegt.

- *FD3 – Panelstudie aufbauend auf FD2.* Aufbauend auf dem Sample von FD2 ist die Etablierung einer nationalen Panelstudie anzustreben, die dieselben Jugendlichen ab Alter 13 (optional bereits ab 7) wiederholt befragt und Männlichkeitseinstellungen, ihre Ursachen und ihre Folgen über die Zeit verfolgt. Erst ein solches Längsschnittsdesign auf Individualebene erlaubt es, Entwicklungsverläufe nachzuzeichnen, Kausalitäten besser zu klären und fundierte Grundlagen für Prävention und Politik bereitzustellen.
- *FD4 – Rolle der digitalen Medien und KI-gestützter Inhalte:* 41% der jungen Deutschschweizer konsumieren Manosphere-Inhalte. Es ist geplant, entsprechende Zusammenhänge zum Faktor M in der zweiten Teilstudie zu vertiefen. Inwiefern Manosphere-Konsum Faktor M-Einstellungen allerdings hervorbringt, verstärkt oder Ausdruck bereits vorhandener Einstellungen ist, wird sich aufgrund der querschnittlichen Erhebung damit aber nicht abschliessend bestimmen lassen. Diese Frage könnte nur in experimentellen und/oder (als Teilaspekt von) längsschnittlichen Studien geklärt werden. Innovative Datenerhebungsverfahren wie «Digital Data Donations» (Carrière et al., 2025) könnten sich in Kombination mit konventionellen Befragungsmethoden als besonders fruchtbar erweisen. Die rasante Verbreitung generativer KI-Anwendungen verstärkt diese Dynamik zusätzlich – etwa durch personalisierte Empfehlungssysteme, KI-generierte Manfluencer-Inhalte oder KI-basierte Gewalt (z. B. pornografische «deep Fakes»). Der Zusammenhang zwischen KI-vermittelter Mediennutzung und Faktor M-Einstellungen bedarf deshalb einer eigenständigen, mit Dringlichkeit zu adressierenden Forschungsperspektive.
- *FD5 – Wirksamkeit evaluieren:* Es fehlt an Wirksamkeitsstudien, die belegen und erklären, welche (modifizierten) Programme, Interventionen und Massnahmen Faktor-M-Einstellungen tatsächlich verändern. Die Faktor M-Skalen könnten als Outcome-Mass in Evaluationen eingesetzt werden.
- *FD6 – Herkunftseffekte differenziert verstehen:* Qualitative Studien zu Sozialisationserfahrungen, Diskriminierungserleben und Identitätsdynamiken in spezifischen Herkunftsgruppen würden die Grundlage für die zielgruppenspezifische Prävention verbessern.
- *FD7 – Faktor M-Analyse bei Frauen:* Der Faktor M ist auch bei Frauen messbar und mit Gewalterfahrungen in Paarbeziehungen verbunden. Eine vertiefte Analyse drängt sich auf. Sie fragt, unter welchen Bedingungen Frauen hohe Faktor-M-Werte internalisieren und wie diese zu Gewaltdynamiken beitragen.

In ihrer Gesamtheit legen diese Desiderata nahe, die bislang fragmentierte Forschung zu Männlichkeit, Geschlecht und Gewalt in ein nationales Forschungsprogramm «Geschlecht, Identität, Sexualität und Gewalterfahrungen» zu überführen. Ein solches Programm könnte die hier skizzierten Bausteine – Trenderhebungen, Befragungen von Minderjährigen, eine Panelkomponente, die Untersuchung digitaler Einflüsse, Wirksamkeitsevaluationen sowie vertiefende Analysen zu Herkunfts- und Geschlechtereffekten – systematisch aufeinander beziehen und so eine kohärente, längerfristig angelegte Evidenzbasis für Prävention, Bildung und Politik schaffen. Angesichts der gesellschaftlichen Tragweite des Themas und der erheblichen Wissenslücken, die sich in der vorliegenden Studie abzeichnen, erscheint ein koordinierter, programmatischer Zugang einer Aneinanderreihung isolierter Einzelstudien deutlich überlegen.

1. EINLEITUNG

«Der Bundesrat ist besorgt über die Verbreitung von gewaltbegünstigenden Männlichkeitsnormen, insbesondere bei männlichen Jugendlichen. Diese Normen gehen mit Macht- und Dominanzansprüchen einher und begünstigen damit geschlechtsbezogene Gewalt.» Dies schreibt die Landesregierung im Februar 2026. Sie beantwortet damit einen politischen Vorstoss, mit dem sechs Parlamentarier von GLP und Mitte, Grünen und SP, FDP und SVP fragen, wie «die Schweiz wirksam auf zunehmende männlichkeitsideologische Gewalt- und Radikalisierungsdynamiken» reagieren kann.⁹

Die vorliegende Untersuchung liefert dafür empirische Grundlagen. Sie untersucht die Verbreitung von geschlechts- und männlichkeitsbezogenen Einstellungen in der Schweizer Bevölkerung. Hinter diesen abstrakten Begriffen verbergen sich konkrete Fragen: Wie viele Menschen in der Schweiz sind empfänglich für Vorstellungen männlicher Dominanz und Überlegenheit? Wie viele Menschen unterstützen frauenverachtende Aussagen? Wie viele äussern sich abwertend gegenüber queeren Menschen? Wie viele sind schwulenfeindlich? In welchen Milieus ist die Rechtfertigung männlicher Gewalt besonders verbreitet?

6'138 Datensätze konnten in die Auswertung einbezogen werden. Dank der Möglichkeit, den Stichprobenrahmen des Bundesamts für Statistik zu nutzen, lassen sich verlässliche Aussagen über deren Repräsentativität machen. In dieser Qualität und Quantität gibt es in der Schweiz bisher keine vergleichbaren Daten.

Anspruch der Studie ist es, einen Beitrag zur Prävention von Gewalt zu leisten. Der Zusammenhang zwischen Männlichkeitsideologien, Gewaltakzeptanz und Gewaltanwendung ist gut belegt (Krivoshchekov et al., 2023). Eine stark ausgeprägte Männlichkeitsideologie korreliert mit hoher Aggressivität und geringer emotionaler Kompetenz, häufiger Unterdrückung des emotionalen Selbstausdrucks und geringer Selbstfürsorge sowie mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit, häusliche Gewalt auszuüben (Logoz et al., 2023). Ganz besonders ausgeprägt ist der Zusammenhang zwischen männlichen Machtfantasien und sexueller Belästigung und Gewalt. Aber auch physische und psychische Gewalt wird von Männern häufiger ausgeübt, wenn ihre Identität eng an die Performance von «Männlichkeit» geknüpft ist (Krivoshchekov et al., 2023).

Die Geschlechterforschung nutzt den Begriff Männlichkeit, um die Gesamtheit der Anforderungen zu beschreiben, die erfüllen muss, wer als «richtiger Junge» oder «richtiger Mann» Anerkennung (insbesondere durch die gleichgeschlechtliche Peer Group) finden will (Kimmel & Bridges, 2011). Mannsein bezeichnet demgegenüber den individuellen Umgang von Menschen mit männlicher Geschlechtsidentität mit diesen gesellschaftlichen Männlichkeitsanforderungen. Er ist bei den meisten Männern vom Bestreben geprägt, ihnen bestmöglich zu genügen.

Diese Unterscheidung erlaubt die notwendige Tiefenschärfe in der Analyse (Luterbach, 2025). Sie macht deutlich: Mannsein ist kein Zustand, sondern ein Prozess. Männlichkeit wird erlernt, hergestellt und fortlaufend reproduziert. Männer können wählen, wie sie ihr männliches Selbstverhältnis gestalten. Aber sie sind gezwungen, sich in der einen oder anderen Weise zu gesellschaftlichen Männlichkeitsanforderungen zu verhalten. In dieser Feststellung liegt eine ermutigende Botschaft an männliche Heranwachsende und erwachsene Männer: Mannsein ist gestaltbar!

⁹ <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=20254842>

Diese Idee der Gestaltbarkeit steht in teils scharfem Kontrast zu den Vorstellungen von Geschlecht, wie sie in den westlichen Gesellschaften bis vor wenigen Jahrzehnten dominant waren. Denn weil der geschlechtliche Selbstausdruck ab frühester Kindheit – im Alter von zwei bis drei Jahren – eingeübt wird, fühlt sich das eigene Mann- oder Frausein so an, als sei dieses tief in der Natur verwurzelt. In den letzten Jahrzehnten machen Erkenntnisse von Sozial- und Naturwissenschaften jedoch immer deutlicher, wie vielfältig die Natur Geschlecht und Sexualität hervorbringt und wie stark gesellschaftliche Engführungen geprägt sind von Menschen, Macht und Interessen.

Deshalb ist es in den allermeisten menschlichen Kulturen für viele Menschen – und insbesondere für Männer, die während Jahrtausenden ganz selbstverständlich und unhinterfragt die Position als Norm und Mittelpunkt der Gesellschaft eingenommen haben – eine Herausforderung, Geschlecht als etwas Gestalt- und Wandelbares zu begreifen. Wie aktuelle Zahlen aus Deutschland bestätigen (Wippermann, 2026), befindet sich etwa ein Drittel in der Vorwärtsbewegung und sucht nach Wegen, um egalitär Mann zu sein. Ein Drittel leidet in und an der Ambivalenz. Ein Drittel geht in die Rückwärtsbewegung und hält sich an Vorstellungen männlicher Dominanz und Überlegenheit fest.

Die vorliegende Untersuchung richtet ihren Fokus auf die Frage, welche Facetten restriktiv-dominanter Vorstellungen von Männlichkeit in welchen Milieus und Altersgruppen besonders stark verbreitet sind. Dies erlaubt es, die Gruppe jener Männer und Frauen näher zu beschreiben, die Männlichkeitsvorstellungen¹⁰ vertreten, welche schädliche Auswirkungen in Beziehungen, im Zusammenleben und im Umgang mit sich selbst wahrscheinlich machen.

Von 10'000 Menschen in der Schweiz haben gemäss Polizeilicher Kriminalstatistik 2024¹¹ (12 Mädchen und 5 Jungen im Alter zwischen 15 und 17 Jahren im letzten Jahr schwere Gewalterfahrungen (z. B. Tötungsdelikte, schwere und einfache Körperverletzungen, Raub, Drohung oder Nötigung) zur Anzeige gebracht. 25 Menschen in der Schweiz sterben durchschnittlich infolge häuslicher Gewalt pro Jahr – 3 von 4 sind Frauen und Mädchen. Auch bei Gewalttaten ohne Todesfolge im häuslichen Bereich sind über 70% der Gewaltbetroffenen weiblich. Bei den Fällen sexueller Belästigung liegt ihr Anteil sogar bei über 90%.¹² Und das ist nur das Hellfeld jener Taten, die polizeilich erfasst werden. In über 80% der Fälle sind Männer die Beschuldigten.¹³

Diese Übervertretung von männlichen Tatpersonen verdeckt jedoch leicht den Umstand, dass in zahlreichen Fällen Männer anderen Männern Gewalt antun. Insbesondere von Gewalt im öffentlichen Raum sind mehrheitlich Männer betroffen.¹⁴ Aber auch die Zahl der männlichen Betroffenen von physischer und psychischer Gewalt im häuslichen Bereich ist deutlich grösser als es in einer geschlechterstereotypen Betrachtung zu vermuten wäre (Leitgöb-Guzy & Bieber, 2026). Das zeigen auch die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung (wobei sogleich einzuschränken ist, dass die Opfer *schwerer* Gewalt in allen Bereichen in grosser Mehrheit Frauen sind).

10 Wir verwenden im Folgenden den Begriff «Männlichkeitsvorstellungen», wenn die normative Dimension von Männlichkeit im Vordergrund steht (d. h. zur Beschreibung kultureller Leitbilder, wie Männer sein sollen). Den Begriff «Männlichkeitseinstellungen» verwenden wir, wenn die persönliche Haltung oder Positionierung von Männern zu gesellschaftlichen Männlichkeitsnormen beschrieben wird.

11 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kriminalitaet-strafrecht/polizei/gewalt.html>

12 Zahlen zit. nach <https://www.ebg.admin.ch/de/gewalt-gegen-frauen-und-hausliche-gewalt>

13 <https://www.bfs.admin.ch/asset/de/34887353>

14 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kriminalitaet-strafrecht/polizei/gewalt.html>

Die in diesem Bericht präsentierten Daten erlauben es, Massnahmen zur Prävention von Gewalt – und ganz besonders zur Prävention von häuslicher Gewalt und der Gewalt gegen Frauen, Kinder, sexuelle und geschlechtliche Minderheiten – besser wissenschaftlich zu fundieren. Deutlich wird: Weil Männlichkeitsanforderungen Gewalt begünstigen, eröffnen sich durch ihre fachliche Bearbeitung neue Möglichkeiten für die Gewaltprävention. Um das Gewaltproblem an der Wurzel zu packen, müssen restriktiv-dominante Vorstellungen von Männlichkeit thematisiert und transformiert werden. Im Zentrum stehen in dieser Betrachtung nicht repressive Massnahmen zur Eindämmung einer vermeintlich gewalttätigen Natur von Männern (oder den männlichen Angehörigen bestimmter Herkunftsregionen). Vielmehr geraten die gesellschaftlich vermittelten Männlichkeitsanforderungen selbst in den Fokus. Die Leitfrage lautet: Wie können wir Männlichkeitseinstellungen so verändern, dass sie nicht Gewalt begünstigen, sondern den Erwerb von Kompetenzen zur gewaltfreien Kommunikation, Konfliktlösung und Selbstbehauptung fördern?

Angesichts der Komplexität der Daten und Erkenntnisse ist es geplant, die Ergebnisse der Studie «Männlichkeit im Wandel» in zwei Teilberichten zu veröffentlichen: Der erste Teilbericht liegt hiermit vor. Nach den Ausführungen zum methodischen Vorgehen in Kapitel 2 zeigt er in Kapitel 3 die Verbreitung männlichkeits- und anderer geschlechtsbezogener Einstellungen in der Schweizer Bevölkerung auf. In Kapitel 4 wird auf dieser Basis der Faktor M als Indikator für ein restriktiv-maskulines Dominanz- und Abgrenzungssyndrom empirisch hergeleitet und theoretisch begründet. Die Kapitel 5 und 6 analysieren die Zusammenhänge zwischen dem Faktor M und den Themen Familie, Erziehung, Partnerschaft, Sexualität und Gewalt. Im Fokus steht dabei die Gruppe mit den höchsten Faktor M-Werten («High-Score-Gruppe»). Demgegenüber ist es geplant, im zweiten Teilbericht Zusammenhänge zwischen Männlichkeitseinstellungen bzw. dem Faktor M und den Themen Freizeitaktivitäten, Mediennutzung, Gesundheit und weltanschaulichen Einstellungen zu beleuchten.

2. METHODIK UND DATENERHEBUNG

Dieses Kapitel fasst die wesentlichen methodischen Aspekte der Studie zusammen und gibt einen Überblick zur Datenerhebung, dem Fragebogen, der Stichprobenstruktur, der Datenaufbereitung und den wichtigsten Aspekten der Analyse. Im ersten Teil wird die Grundgesamtheit sowie die Stichprobenziehung beschrieben. Danach gehen wir auf den konkreten Ablauf der Datenerhebung ein, beschreiben die Datenaufbereitung sowie die Qualitätssicherung und untersuchen die Teilnahmeraten für einzelne Gruppen. Nachfolgend beschreiben wir die daraus resultierende Stichprobenstruktur sowie die Gewichtung der Daten für folgende Analysen. Im Anschluss werden der Aufbau des Fragebogens sowie einzelne Elemente desselben skizziert. Abschliessend werden die wichtigsten Aspekte der Datenanalyse erläutert.

2.1. Grundgesamtheit und Stichprobenziehung

Die Grundgesamtheit für die Stichprobe bildet die ständige Wohnbevölkerung der Schweiz zwischen 18 und 64 Jahren (18- und 64-Jährige eingeschlossen). Für die Stichprobenziehung wurde der Stichprobenrahmen für Personen- und Haushaltsstichproben (SRPH) des Bundesamts für Statistik (BFS) verwendet, der auf Daten aus den Einwohnerregistern der Gemeinden und Kantone beruht, welche quartalsweise aktualisiert werden. Der SRPH stellt den qualitativ hochwertigsten verfügbaren Stichprobenrahmen für Bevölkerungsbefragungen in der Schweiz dar. Er ermöglicht eine repräsentative Zufallsstichprobe der ständigen Wohnbevölkerung. Auf dieser Grundlage können belastbare Aussagen zur Repräsentativität der erhobenen Daten gemacht werden. Die Nutzung des Stichprobenrahmens ist gesetzlich festgelegt und (neben Befragungen durch den Bund) Forschungsvorhaben von nationaler Bedeutung gemäss Artikel 13c Absatz 2 der Statistikerhebungsverordnung (SR 431.012.1) vorbehalten. Der Zugang zu den Stichprobendaten erfolgt nach erfolgreicher Antragsstellung. Für die Stichprobenziehung wurde ein geschichtetes Stichprobenverfahren verwendet, welches nach Geschlecht im Verhältnis 3:1 (Männer:Frauen) schichtet. Zudem wurde durch eine strukturierte Stichprobenziehung sichergestellt, dass die drei Sprachregionen der Schweiz sowie die Altersgruppen (18-24; 25-34; 35-44; 45-54; 55-64 Jahre) innerhalb der beiden (amtlichen) Geschlechter proportional zu ihren Anteilen in der Grundgesamtheit repräsentiert sind. Zusätzlich erhielten wir vom BFS die Vorgabe, ein Oversampling der italienischen Sprachregion vorzunehmen (Frauen Faktor 5 gegenüber den anderen Frauen in der Stichprobe, Männer Faktor 2 gegenüber den anderen Männern in der Stichprobe), damit die festgelegte Untergrenze von mindestens 30 Einheiten pro Schicht nicht unterschritten wurde. Aufgrund einer geschätzten Teilnahmerate von 33.3% resultierte dies in einer Stichprobe von 20'535 Personen (inklusive Reserve).

2.2. Datenerhebung und Forschungsethik

Im Folgenden werden das Einladungsverfahren und der Ablauf der Datenerhebung sowie damit zusammenhängende Aspekte des Datenschutzes und der Forschungsethik erläutert. Danach beschreiben wir die Teilnahmeraten als zentrales Qualitätsmerkmal und analysieren die Repräsentativität und Struktur der erhobenen Stichprobe. Letztere ist zusätzlich relevant für die Gewichtung der Daten für nachfolgende Analysen, welche im Anschluss näher beschrieben wird.

Das Projekt wurde von der Ethikkommission der Philosophischen Fakultät Zürich begutachtet und registriert (Registrierungsnummer 25.04.13). Die Begutachtung umfasste erstens die digitalen und physischen Informationsunterlagen für die Studienteilnehmenden, namentlich das Einladungsschreiben, die Informationsseite für Studienteilnehmende auf der Website der Universität Zürich, ein ausführliches Informationsblatt (als Pop-up-Fenster im Rahmen der Einwilligungserklärung) sowie die Einwilligungserklärung einschliesslich einer Kurzinformation. Zweitens wurde der Fragebogen von der Ethikkommission begutachtet. Drittens wurde im Rahmen des Ethikantrags der detaillierte Ablauf aus Sicht der Teilnehmenden beschrieben. Zudem wurde im Rahmen des Ethikantrags dargelegt, wie der Schutz der Daten sichergestellt wird.

Im Anschluss an die Stichprobenziehung wurden die Einladungen zur Studienteilnahme Ende Mai 2025 postalisch verschickt. Die Einladungsbriefe enthielten einen Link sowie einen persönlichen Code, über den man den Fragebogen freischalten und an der Befragung teilnehmen konnte. Es handelte sich um eine Online-Befragung (CASI), bei der man den Fragebogen jederzeit unterbrechen und zu einem späteren Zeitpunkt mit dem Ausfüllen des Fragebogens fortfahren konnte. Alle Teilnehmenden akzeptierten zuerst eine Einwilligungserklärung, bevor sie den Fragebogen ausfüllten. Der Fragebogen konnte in vier verschiedenen Sprachen ausgefüllt werden: Deutsch, Französisch, Italienisch oder Englisch. Die Teilnehmenden konnten die Ausfüllsprache selbst auswählen auf der Befragungsseite. Zwei Wochen nach dem Einladungsversand wurde ein erstes Erinnerungsschreiben an diejenigen Personen verschickt, die bis anhin noch nicht an der Befragung teilgenommen hatten. Dies führte zu einer deutlichen Zunahme an Teilnahmen. Auch das zweite Erinnerungsschreiben, das weitere zwei Wochen später verschickt wurde, führte zu einem erneuten Anstieg an Teilnahmen. Mitte Juli wurde die Datenerhebung abgeschlossen. Während der Befragung hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, bei technischen oder inhaltlichen Fragen über eine Hotline oder per Mail Kontakt aufzunehmen. Zudem konnten sie auf diesem Weg mitteilen, wenn sie nicht an der Befragung teilnehmen wollten. Die Teilnahme an der Befragung wurde nicht finanziell entschädigt. Zur Teilnahmemotivation und zur Erhöhung der Rücklaufquote wurde jedoch eine Teilnahmelotterie durchgeführt. Die Teilnehmenden hatten die Möglichkeit, an einer Verlosung von 100 Galaxus-Gutscheinen im Wert von je 100 CHF sowie einem Hauptpreis von 1'000 CHF teilzunehmen.

Die technische Infrastruktur (Befragungsplattform, Datenbanken) für die Befragung wurde vom Decision Science Laboratory (DeSciL) der ETH Zürich entwickelt und bereitgestellt. Die Datenerhebung wurde mit der Befragungssoftware Qualtrics durchgeführt. Zur Einhaltung des Datenschutzes wurden jegliche Kontaktdaten strikt getrennt von den Befragungsdaten aufbewahrt. Durch die Löschung der Kontaktdatenbank nach Befragungsende wurden die Befragungsdaten vollständig anonymisiert. Vor der Löschung lagen die Daten in pseudonymisierter Form vor und die Teilnehmenden hatten die Möglichkeit, eine vollständige Löschung ihrer Befragungsdaten zu verlangen. Während der Datenanalyse wurde der Datenschutz sichergestellt, indem die Daten strikt anonym verarbeitet und ausgewertet wurden. Es werden zudem keine Ergebnisse publiziert, die Rückschlüsse auf einzelne Personen erlauben könnten. Alle Projektmitarbeitenden haben sich rechtlich zum Datenschutz verpflichtet, indem sie eine Geheimhaltungserklärung der Universität Zürich unterzeichnet haben. Die strikte Einhaltung datenschützerischer Vorgaben war des Weiteren Teil der Kooperationsvereinbarung mit dem DeSciL und entsprach den Richtlinien der Universität Zürich für Datenbearbeitung durch Dritte.

Die Datenerhebung begann am 27. Mai und dauerte bis am 14. Juli 2025. Bei den Männern betrug die durchschnittliche Befragungsdauer 43 Minuten. Bei den Frauen, die einen kürzeren Fragebogen zu beantworten hatten, lag die durchschnittliche Ausfüllzeit bei 36 Minuten. Von den Teilnehmenden füllten 60.6% den Fragebogen auf Deutsch, 20.1% auf Französisch, 13.1% auf Italienisch und 6.2% auf Englisch

aus (ungewichtet). Die gewichteten Werte sind in der untenstehenden Tabelle 2.1 dargestellt. Zwischen den Ausfüllsprachen lassen sich keine Unterschiede in der Ausfülldauer feststellen.

Tabelle 2.1: Ausfüllsprache des Fragebogens (N=6138)

Ausfüllsprache	ungewichtet	gewichtet
Deutsch	60.6%	65.3%
Französisch	20.1%	22.8%
Italienisch	13.1%	5.6%
Englisch	6.2%	6.3%

2.3. Datenaufbereitung und Qualitätssicherung

Unmittelbar nach Abschluss der Datenerhebung wurden die Daten aufbereitet. Die Datenaufbereitung umfasste neben der Datenbereinigung die Berechnung von Datengewichtungen, die Nachvercodung der Berufe (anhand ISCO-08 und ISEI-08 Codierungen), die Skalenbildung und die Verknüpfung der Daten mit demographischen Informationen aus dem SRPH (z. B. Geschlecht, Alter) sowie das Hinzufügen von Fällen, bei denen der Fragebogen zu mindestens zwei Dritteln ausgefüllt wurde. In einem ersten Schritt wurden die Daten zur Qualitätssicherung geprüft und unverwertbare Fragebogen nach festgelegten Kriterien aussortiert. Das erste Kriterium bezog sich auf die Ausfülldauer: Personen mit unrealistisch kurzen Ausfüllzeiten (F: 14 Minuten, M: 18 Minuten) wurden nicht für den finalen Datensatz berücksichtigt. Dies betraf deutlich mehr Männer (64 vs. 9 Ausschlüsse). Das zweite Kriterium bezog sich auf eine Funktion von Qualtrics, welche das geschätzte Straightlining anhand eines Prozentwerts angibt. Straightlining bezeichnet das Verhalten von Befragungsteilnehmenden, einen Fragebogen nicht wahrheitsgetreu auszufüllen, sondern nur durchzuklicken, indem immer die gleiche Antwortoption angewählt wird. Da dies bei manchen Skalen auch ein konsistentes Antwortverhalten zeigen kann, wurden Fälle mit mittlerer bis hoher Auffälligkeit (ab 71%) nochmals manuell geprüft, bevor sie aus dem Datensatz aussortiert wurden. Ein weiterer Qualitätscheck wurde anhand eines Abgleichs mit den demographischen Informationen aus dem SRPH zum amtlichen Geschlecht und dem Alter durchgeführt. Da die eingangs gestellte Frage nach dem amtlichen Geschlecht die gesamte Fragebogenführung beeinflusst, wurden bei Abweichungen von den Informationen aus dem Stichprobenregister keine Ausnahmen gemacht. Es lässt sich leider nicht eruieren, ob es sich bei den betroffenen 23 Fällen um eine andere Person, eine Fehlangabe oder um eine Person mit Transidentität handelt. Bei Abweichungen des Geburtsjahres bestand ein gewisser Toleranzbereich. Wenn die anderen Qualitätskriterien erfüllt waren und die Altersgruppe gemäss Schichtung dieselbe blieb, wurden Personen mit Abweichungen beim Geburtsjahr nicht entfernt. Insgesamt wurden 114 Fälle aufgrund nicht erfüllter Qualitätskriterien für die folgenden Analysen ausgeschlossen. Dies entspricht weniger als 2% der Fälle und zeigt die hohe Qualität der erhobenen Daten.

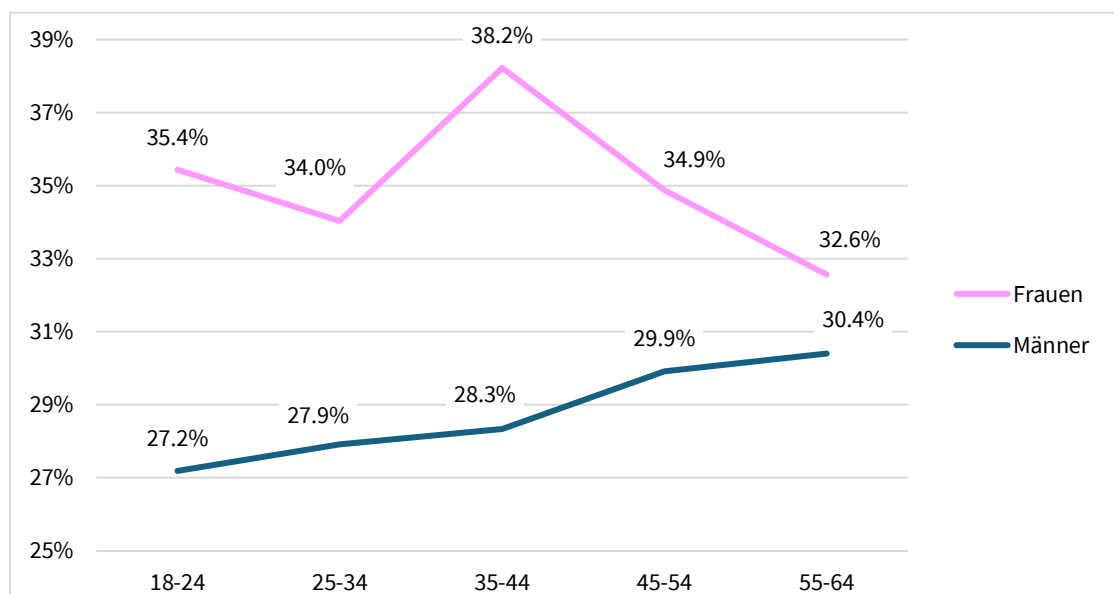
2.4. Teilnehmeraten und Stichprobenstruktur

Von den 20'535 Adressen, die wir vom BFS erhalten haben, waren 20'073 (99.2%) gültig. Die Nettostichprobe liegt nach Bereinigung bei N=6'138 auswertbaren Fragebogen. Ausgehend von der Bruttostichprobe und unter Berücksichtigung der stichprobenneutralen Ausfälle liegt die Ausschöpfungsquote der Datenerhebung bei 30.6%. Getrennt nach Geschlecht liegt die Ausschöpfungsquote bei den Frauen

bei 35% und bei den Männern bei 28.9%. Die Ausschöpfungsquote liegt deutlich über dem üblichen Bereich für postalische Bevölkerungsumfragen und spricht für die hohe Qualität der Durchführung der Datenerhebung (Anschreiben, Erinnerungsschreiben und Teilnahmelotterie).

Abbildung 2.1 zeigt die Teilnahmeraten nach Geschlecht und Altersgruppe. Über alle Altersgruppen hinweg ist die Teilnahmerate der Frauen höher als jene der Männer. Besonders hoch ist die Teilnahmerate bei den 35- bis 44-jährigen Frauen mit 38.2%. Bei den Männern liegt die höchste Teilnahmerate von 30.4% bei der höchsten Altersgruppe (55-64 Jahre). Die Teilnahme steigt bei den Männern kontinuierlich mit zunehmendem Alter an. Die tiefste Teilnahmerate liegt bei den Männern mit 27.2% in der jüngsten Altersgruppe bei den 18- bis 24-Jährigen und bei den Frauen in der höchsten Altersgruppe mit 32.6%. Bei den Sprachregionen liegt die höchste Teilnahmerate bei der italienischsprachigen Schweiz mit 37.4%, gefolgt durch die Deutschschweiz mit 30.4%. Am niedrigsten war die Teilnahmerate in der französischsprachigen Schweiz mit 28.1%.

Abbildung 2.1: Teilnahmeraten nach Geschlecht und Altersgruppe



Um eine Stichprobenstruktur zu erhalten, die annähernd der Verteilung in der Grundgesamtheit entspricht, wurde der Datensatz nach Geschlecht, Sprachregion und Altersgruppe gewichtet. Dadurch wird eine optimale Repräsentativität der Ergebnisse für die Grundgesamtheit hinsichtlich dieser Kriterien gewährleistet. Andere Verzerrungen, beispielsweise im Zusammenhang mit dem Bildungsniveau, bleiben jedoch auch nach der Gewichtung bestehen und sind bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Sofern nicht anders angegeben, basieren die in diesem Bericht berichteten Ergebnisse auf gewichteten Daten. Die Gewichtungen wurden so berechnet, dass die Gesamtzahl der Fälle unverändert bleibt. Je nach Fragestellung wurden unterschiedliche Gewichtungsvarianten eingesetzt, wodurch zusätzliche Analysen getrennt nach Geschlecht, Wohnregion oder nach der Kombination von Geschlecht und Wohnregion möglich sind. Da die Analysen mehrheitlich geschlechtsspezifisch durchgeführt wurden, kam am häufigsten eine Gewichtung nach Altersgruppe und Wohnregion zur Anwendung.

Die Zusammensetzung der Nettostichprobe wird in untenstehender Tabelle – einmal ungewichtet und einmal gewichtet – im Vergleich zu Referenzwerten aus der Grundgesamtheit dargestellt. Sie vermittelt einen Eindruck zur Repräsentativität der Stichprobe vor und nach der Gewichtung. Während die Anteile der Altersgruppen in der Stichprobe nach der Gewichtung annähernd der tatsächlichen Verteilung in der

Grundgesamtheit entsprechen, zeigt sich insbesondere bei der Bildung eine Verzerrung: Personen mit höherer Bildung (Fachhochschul- oder Universitätsabschluss) sind in der Stichprobe überrepräsentiert. Diese Verzerrung lässt sich auch durch die Gewichtung nicht vollständig ausgleichen, was bei bevölkerungsrepräsentativen Umfragen häufig beobachtet wird. Beim Geschlecht bewirkt die Gewichtung, dass das Oversampling der Männer wieder ausgeglichen wird. Das Gleiche lässt sich bei den Sprachregionen beobachten, wo das Oversampling der italienischen Schweiz durch die Gewichtung ausgeglichen wird. Beim Haushaltstyp fällt im Vergleich zu den Referenzwerten aus der Grundgesamtheit (Stand 2023) auf, dass Einpersonenhaushalte sowie Paarhaushalte mit Kindern unter 25 Jahren auch nach der Gewichtung der Daten noch deutlich unterrepräsentiert sind in unserer Stichprobe. Zudem zeigt sich im Vergleich mit den Referenzwerten des Bundesamts für Statistik (Stand 2024) eine leichte Überrepräsentation von Personen, die in der Schweiz geboren wurden.

Tabelle 2.2: Stichprobenstruktur nach ausgewählten demografischen Kriterien

		ungewichtet	gewichtet	
Sprachregion	D	66.3%	71.3%	
	F	21.3%	24.6%	
	I	12.4%	4.0%	
		ungewichtet	gewichtet	Referenz GG (BFS, 2024) ¹⁵
Altersgruppen	18-24	11.4%	11.2%	11.6%
	25-34	19.4%	21.0%	21.3%
	35-44	23.4%	23.3%	23.2%
	45-54	22.7%	21.9%	21.7%
	55-64	23.2%	22.6%	22.2%
		ungewichtet	gewichtet	Referenz GG (BFS, 2025) ¹⁶
Amtl. Geschlecht	männlich	69.1%	50.5%	49.7%
	weiblich	30.9%	49.5%	50.3%
	% identifiziert sich vollständig mit amtl. Geschlecht	96.0%	96.0%	
		ungewichtet	gewichtet	Referenz GG (BFS, 2025) ¹⁷
Bildung	keine abgeschlossene Ausbildung	1.2%	1.0%	-
	obligatorische Schulzeit	4.5%	4.1%	13.9%
	Berufsbildung	24.6%	25.6%	31.4%
	Allgemeinbildung	8.1%	8.3%	8.4%
	Höhere Berufsbildung	22.0%	20.9%	15.0%
	Fachhochschule / PH Universität / ETH	12.1% 27.5%	12.2% 28.0%	31.4%

15 https://www.pxweb-admin-a.bfs.admin.ch/pxweb/en/px-x-0102010000_102/-/px-x-0102010000_102.px/table/tableViewLayout2/

16 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/stand-entwicklung/geschlecht.html>

17 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/bildungsindikatoren/indicators/bildungsstand.html>

		ungewichtet	gewichtet	Referenz GG (BFS, 2024) ¹⁸
Konfession	konfessionslos	29.8%	31.6%	36.8%
	evangelisch-reformiert	21.8%	23.7%	18.7%
	römisch-katholisch	35.9%	33.3%	30.0%
	christlich-orthodox-	2.4%	2.4%	k. A.
	Muslimisch/islamisch	4.1%	4.4%	6.0%
	jüdisch	0.3%	0.3%	0.2%
	hinduistisch	0.5%	0.5%	k. A.
	buddhistisch	0.4%	0.4%	k. A.
	andere Konfession	4.7%	3.3%	1.3%

		ungewichtet	gewichtet	Referenz GG (BFS, 2023) ¹⁹
Haushaltstyp	Einpersonenhaushalt	16.0%	15.4%	37%
	Paarhaushalt ohne Kinder	28.8%	29.9%	27%
	Paarhaushalt mit Kind(ern) <25	42.4%	41.5%	24%
	Einelternhaushalt mit Kind(ern) <25	4.5%	4.8%	5%
	Wohngemeinschaft	5.7%	5.9%	k. A.
	anderes	2.7%	2.5%	7%

		ungewichtet	gewichtet	Referenz GG (BFS, 2024) ²⁰
Geburtsland	Schweiz	70.8%	71.4%	66.1%
	Nordwesteuropa	10.8%	11.2%	k. A.
	Südeuropa	7.0%	5.4%	k. A.
	Ex-Jugoslawien	2.5%	2.2%	k. A.
	(Andere) Osteuropa & UdSSR	2.6%	3.0%	k. A.
	Nordamerikanisch, AUS, NZ	0.8%	0.9%	k. A.
	Sub-Sahara Afrika	0.7%	0.8%	k. A.
	Nordafrika & Mittlerer Osten	1.6%	1.7%	k. A.
	(andere) asiatische Länder	1.2%	1.3%	k. A.
	Lateinamerika	2.0%	2.1%	k. A.

18 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/religionen.assetdetail.36347553.html>

19 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/familien.assetdetail.34107130.html>

20 <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/nach-migrationsstatuts.html>

2.5. Fragebogen

Die Daten wurden anhand eines Fragebogens erhoben. Für den Fragebogen wurden überwiegend etablierte und validierte Skalen verwendet. Im Zuge der Fragebogenentwicklung wurde dieser auf Grundlage des Feedbacks aus der Begleitgruppe mit Vertreter:innen der zivilgesellschaftlichen und staatlichen Akteur:innen der Gewalt-/Kriminalprävention mehrfach überarbeitet. Die thematischen Schwerpunkte des Fragebogens lagen auf der Messung von geschlechtsbezogenen Einstellungen und Gewalt in der Partnerschaft. Auf die dazu verwendeten Skalen wird im Folgenden noch näher eingegangen.

Der Fragebogen hat einen Umfang von 17 Seiten und besteht aus acht thematischen Blöcken:

- 1) Soziodemographie 1: Alter, Geschlecht, Haushaltstruktur, Herkunftsfamilie und Eltern
- 2) Aufgabenteilung im Haushalt und Erziehungsprinzipien
- 3) Männlichkeits- und andere geschlechtsbezogene Einstellungen
- 4) Sexualität und Partnerschaft
- 5) Freizeitverhalten, Mediennutzung und Substanzkonsum
- 6) Gesundheit und soziales Netzwerk
- 7) Politische und weltanschauliche Einstellungen
- 8) Soziodemographie 2: Konfession, Bildung, Einkommen

Es wurden geschlechtsspezifische Fragebogenvarianten verwendet: Die Fragebogenversion für die Männer enthielt die zusätzliche Messung selbst-zugeschriebener Männlichkeit. Dazu wurde das Conformity to Masculine Norms Inventory (CMNI-22) verwendet (Mahalik et al., 2003). Es misst elf normative Dimensionen von Männlichkeit anhand von je zwei Items. Als zusätzliche Messung normativer Vorstellungen von Männlichkeit (nicht selbstzugeschrieben) wurde in beiden Fragebogenversionen die Kurzskala Manbox 5+ eingesetzt, die aus 5 Items besteht (Hill et al., 2020). Die wahrgenommene Bedrohung «traditioneller Männlichkeit» wurde mit der Skala maskulistischer Bedrohungsgefühle (SMBG) ermittelt (Fischer & Farren, 2023). Eine weitere Skala, die zur Messung von Männlichkeitsvorstellungen eingesetzt wurde, erfasst Vorstellungen von Männlichkeit, die Gewalt rechtfertigen. Es handelt sich dabei um die Skala Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen (GLMN), für die aus der Originalskala 6 Items ausgewählt wurden (Enzmann et al., 2004). Zusätzlich wurden weitere geschlechtsbezogene Einstellungen erfragt wie Egalitarismus, Misogynie, Sexismus, Akzeptanz von Homosexualität und Queerfeindlichkeit.

Der dritte Teil des Fragebogens umfasst verschiedene Aspekte des Sexualverhaltens und der Partnerschaft. Erfragt wurden unter anderem die sexuelle Orientierung, die Zufriedenheit mit dem Sexualleben, die Anzahl Sexualpartner:innen im letzten Jahr sowie gegebenenfalls Gründe für sexuelle Enthaltbarkeit. Personen, die angaben, sich aktuell in einer Partnerschaft zu befinden oder in den vergangenen zwölf Monaten in einer gewesen zu sein, beantworteten anschliessend eine Reihe von Fragen zu ihrer aktuellen bzw. letzten Beziehung. Besonders zentral ist hier die Messung von Gewalterfahrungen in der Beziehung. Die zentralen Messgrößen sind Opfererfahrungen sowie selbstberichtete Gewalt zu vier verschiedenen Gewalttypen: Physische Gewalt, sexualisierte Gewalt, Monitoring und psychische Gewalt (inklusive Entscheidungsmacht). Dabei wurde nach dem Vorkommen in den letzten 12 Monaten, sprich nach der Jahresinzidenz gefragt. Insgesamt wurden 15 verschiedene Gewalthandlungen abgefragt.

Neben diesen thematischen Schwerpunkten deckte der Fragebogen weitere Themen wie das Freizeitverhalten, Aspekte der physischen und psychischen Gesundheit, soziale Unterstützung, extremistische Einstellungen, die politische Einstellung und verschiedene soziodemographische Eigenschaften wie Bildung und Einkommen ab.

Im Anschluss an die Entwicklung des Fragebogens wurde die finale Version mithilfe von KI in drei Sprachen übersetzt: Französisch, Englisch und Italienisch. Die englische und französische Übersetzung erfolgte durch Mitglieder des Projektteams. Für die italienische Übersetzung wurde eine externe Person mit Italienisch als Muttersprache hinzugezogen. Die Übersetzungen wurden während der Pretestphase nochmals kritisch geprüft. Sprachliche Anpassungen wurden dabei sorgfältig dokumentiert. Die Bereitstellung des umfangreichen Fragebogens in vier Sprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch) war mit einem erheblichen Übersetzungsaufwand verbunden. Dadurch wurde jedoch die Zugänglichkeit der Befragung für die grosse Mehrheit der ständigen Wohnbevölkerung in der Schweiz gewährleistet – einschliesslich einer Sprachoption für Personen ohne Kenntnisse einer Landessprache.

2.6. Datenanalyse

Im Folgenden werden die wichtigsten Analysemethoden und Kennzahlen eingeführt, die in diesem Bericht verwendet werden.

Statistische Signifikanz: Sofern nicht explizit berichtet, verwenden wir für die Signifikanztests folgende Sprachregelung: «knapp signifikant» bei $p < .05$, «signifikant» bei $p < .01$ und «hoch-signifikant» bei $p < .001$. Dabei ist zu beachten, dass die Signifikanzniveaus allgemein sowohl von der Effektstärke wie auch von der (Teil-)Stichprobengrösse abhängen. So führen etwa die unterschiedlichen Stichprobengrössen dazu, dass in der dreifach grösseren männlichen Teilstichprobe bereits kleinere Effekte statistische Signifikanz erreichen können als in der weiblichen – unabhängig von tatsächlichen Unterschieden in den Effektstärken.

Alters- vs. Kohorteneffekte: Da es sich um eine einmalig durchgeführte Querschnittserhebung handelt, ist bei der Interpretation von Altersunterschieden Vorsicht geboten. Es lässt sich nicht eindeutig feststellen, ob beispielsweise Unterschiede bei den gemessenen Einstellungen auf Lebensalterseffekte oder auf Kohorteneffekte (Generationenunterschiede) zurückzuführen sind. So kann beispielsweise nicht abschliessend geklärt werden, ob gewaltlegitimierende Männlichkeitseinstellungen bei jungen Personen besonders verbreitet sind und im Laufe des Lebens abnehmen, oder ob sie typisch für eine bestimmte Generation sind, deren Wertvorstellungen Gewalt eher legitimieren.

Prävalenz- und Inzidenzraten: Zur Messung von Gewalterfahrungen werden Prävalenz- und Inzidenzraten herangezogen. Prävalenzraten zeigen, wie viele Personen in einem bestimmten Zeitraum ein Merkmal aufweisen, etwa der Anteil der Befragten, die in den vergangenen zwölf Monaten physische Gewalt in der Partnerschaft erlebt haben. Inzidenzraten geben an, wie häufig ein Ereignis aufgetreten ist, etwa wie oft eine Person innerhalb dieses Zeitraums Opfer physischer Gewalt wurde.

Reliabilitätsanalysen: Zur Konstruktion der Indizes wurden Hauptkomponentenanalysen (PCA) durchgeführt, um die zugrunde liegenden Faktoren zu identifizieren und die Items entsprechend zu gruppieren. Anschliessend wurde die Reliabilität der abgeleiteten Skalen überprüft, wobei Cronbachs Alpha als Mass für die interne Konsistenz berechnet wurde. Als Richtwert für eine akzeptable Reliabilität wurde $\alpha = 0.7$ herangezogen. Es gilt jedoch zu beachten, dass die Anzahl der Items einer Skala die Höhe von Cronbachs

Alpha beeinflussen kann, sodass Skalen mit mehr Items tendenziell höhere Werte aufweisen, unabhängig von der tatsächlichen Konsistenz der Items.

Varianzanalysen: Zur Prüfung von Gruppenunterschieden (z. B. zwischen Altersgruppen oder Bildungsstufen) wurden univariate Varianzanalysen (UNIANOVA) durchgeführt. Diese prüfen, ob sich die Mittelwerte einer abhängigen Variable zwischen den Stufen eines oder mehrerer Faktoren statistisch bedeutsam unterscheiden.

Korrelationen: Zur Erfassung der Stärke und Richtung linearer Zusammenhänge zwischen zwei Variablen wurden Pearson-Korrelationen berechnet. Der Korrelationskoeffizient r kann Werte zwischen -1 und $+1$ annehmen. Werte um $.1$ gelten gemeinhin als kleine, $.3$ als mittlere und ab $.5$ als grosse Effekte.

Partialkorrelationen: Partialkorrelationen wurden eingesetzt, um den Zusammenhang zwischen zwei Variablen unter statistischer Kontrolle einer oder mehrerer Drittvariablen zu schätzen. Dies erlaubt es, den eigenständigen Zusammenhang zwischen zwei Variablen zu isolieren, bereinigt um den Einfluss potenziell konfundierender Drittvariablen (z. B. Alter oder Geschlecht).

3. MÄNNLICHKEITS- UND ANDERE GESCHLECHTSBEZOGENE EINSTELLUNGEN

Das folgende Kapitel widmet sich den zentralen Einstellungsdimensionen, die dem vorliegenden Bericht zugrunde liegen. In einem ersten Teil (3.1) stehen die männlichkeitsbezogenen Einstellungen im Fokus, im zweiten Teil (3.2) werden diese um weitere geschlechtsbezogene Einstellungen wie Antiegalitarismus, Misogynie oder Homophobie erweitert.

3.1. Männlichkeitsbezogene Einstellungen (MBE)

In diesem Unterkapitel werden die männlichkeitsbezogenen Einstellungen dargestellt und diskutiert, die im Fokus des vorliegenden Berichts stehen. Wir führen zunächst ihre psychometrischen Eigenschaften ein und legen verschiedene Erwägungen für die Verwendung dieser Skalen im weiteren Bericht dar (3.1.1). Im zweiten Teil (3.1.2) untersuchen wir die Verteilungen der MBE nach soziodemografischen Aspekten wie Alter, Geschlecht, Bildung, Herkunft, Wohnregion und Arbeitssituation, um ein besseres Verständnis dafür zu gewinnen, wie MBE in der Bevölkerung verteilt sind und welche Gruppen für die Prävention spezifisch anzusprechen sind.

3.1.1. Skalen zur Messung männlichkeitsbezogener Einstellungen

Für den vorliegenden Bericht wurden namentlich auf der Basis eines Assessments von MBE-Skalen zuhanden von männer.ch (Krivoshchekov, 2024) vier Skalen ausgewählt, die im Folgenden dargestellt werden. Mit dem *Conformity to Masculine Norms Inventory* (CMNI) untersuchen wir, inwiefern sich Männer an traditionellen Männlichkeitsnormen orientieren und inwiefern diese Normen bzw. Dimensionen traditioneller Männlichkeit tatsächlich gebündelt von denselben Personen internalisiert sind oder ob sich unterschiedliche Typen traditioneller Männlichkeit unterscheiden lassen. Mit der Skala werden 11 Dimensionen unterschieden, die wir nachfolgend beschreiben. Während das CMNI *internalisierte* Männlichkeitsnormen misst und in der vorliegenden Studie entsprechend auch nur bei Männern abgefragt wurde, werden mit der *Man Box-Skala* und mit der *Skala zu gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen* (GLMN) *präskriptive* Männlichkeitsnormen untersucht. Dabei geht es um die Frage, wie aus Sicht verschiedener Bevölkerungsgruppen Männer sein sollen. Diese Skalen wurden sowohl Frauen als auch Männern vorgelegt, ebenso wie die *Skala maskulistischer Bedrohungsgefühle* (SMBG), welche misst, wie bedrohlich subjektiv die Infragestellung traditioneller Männlichkeitsnormen wahrgenommen wird.

Im Folgenden stellen wir die verschiedenen Skalen inhaltlich und bezüglich ihrer Skaleneigenschaften vor.

Conformity to Masculine Norms Inventory

Für die diesem Bericht zugrundeliegende Befragung wurde die Kurzversion des Conformity to Masculine Norms Inventory mit 22 Items (CMNI-22) adaptiert (Owen, 2011) und basierend auf bereits existierenden Übersetzungen ins Deutsche (Kohlenac et al., 2023) und Französische (Jbilou et al., 2021) übertragen. Die italienischsprachige Übersetzung wurde vom Studienteam erarbeitet.

Wir haben uns unter anderem deshalb für den CMNI entschieden, weil er ganz unterschiedliche stereotype Facetten oder Dimensionen «traditioneller bzw. restriktiver Männlichkeit» erfasst. Dies erlaubt zu untersuchen, ob diese Dimensionen gebündelt internalisiert sind oder ob sich unterschiedliche Typen traditioneller Männlichkeit bestimmen lassen. Je zwei Items bilden elf Dimensionen von Männlich-

keitsnormen ab. Sie sind nachfolgend in der im Bericht verwendeten deutschen Bezeichnung sowie in der englischen Originalbezeichnung aufgeführt. Die Zahlen in Klammern geben die Korrelationen (Pearson's r) zwischen den Itempaaren in unserem Datensatz wieder:

- Machtstreben über Frauen/Power Over Women ($r=.32$)
- Dominanzstreben/Dominance ($r=.40$)
- Statusstreben/Pursuit of Status ($r=.36$)
- Gewinnermentalität/Winning ($r=.27$)
- Arbeitszentriertheit/Primacy of Work ($r=.31$)
- Emotionale Kontrolle/Emotional Control ($r=.75$)
- Hilfeablehnung/Self-Reliance ($r=.59$)
- Gewaltakzeptanz/Violence ($r=.58$)
- Risikobereitschaft/Risk-Taking ($r=.55$)
- Hetero-Promiskuität/Playboy ($r=.71$)
- Heterosexuelle Selbstdarstellung/Disdain for Homosexuals ($r=.62$)

Obwohl in der ursprünglichen CMNI-22-Version pro Dimension jeweils die zwei (von fünf) Items mit den höchsten Faktorladungen ausgewählt wurden (Owen, 2011), fallen einige der oben berichteten Korrelationen mit Werten unter $r=.5$ vergleichsweise tief aus. Wir haben für die weiteren Analysen die Itempaare dennoch zu 11 Subskalen verrechnet, zumal die Faktoranalyse mit 11 erzwungenen Faktoren zeigt, dass die 22 Items exakt entsprechend der erwarteten Paarungen auf die Faktoren laden.

In einem zweiten Schritt wurden die 11 Subskalen einer Faktoranalyse unterzogen. Basierend auf dem Kaiser-Kriterium wurden vier Faktoren extrahiert und orthogonal rotiert, wobei drei Faktoren hohe Querladungen ($>.25$) aufweisen und inhaltlich nicht eindeutig interpretiert werden können. Ein vierter Faktor wird aber aus den beiden Subskalen *Hilfeablehnung* und *Emotionale Kontrolle* gebildet, wobei diese Items keine Querladungen auf die anderen drei Faktoren aufweisen und umgekehrt die anderen neun Subskalen nicht auf diesen Faktor laden. Entsprechend haben wir uns entschieden, diese beiden Subskalen zu einem eigenen Faktor für weitere Analysen zusammenzuführen und bezeichnen diesen fortan als *stoische Männlichkeit*.

In einem nächsten Schritt wurden die verbliebenen neun Subskalen einer weiteren Faktoranalyse unterzogen. Dabei wurden drei Faktoren extrahiert, die sich wiederum nicht eindeutig interpretieren lassen und auch einige Querladungen aufweisen. Da der «Screeplot» zwischen dem ersten und zweiten Faktor einen deutlichen «Knick» aufweist und die Faktoren 2 und 3 Eigenvalues nahe 1 aufweisen (nicht abgebildet), haben wir uns für eine einfaktorielle Lösung entschieden, die unten abgebildet ist.

Tabelle 3.1: Einfaktorielle Lösungen mit 9 bzw. 4 CMNI-Subskalen

	Ladung 9 Subskalen	Ladung 4 Subskalen
Dominanzstreben	.742	.735
Machtstreben über Frauen	.623	.706
Gewinnermentalität	.601	.616
Heterosexuelle Selbstdarstellung	.542	.701
Gewaltakzeptanz	.455	
Arbeitszentriertheit	.373	
Statusstreben	.361	
Hetero-Promiskuität	.353	
Risikobereitschaft	.319	

Wie aus Tabelle 3.1 ersichtlich ist, weisen fünf Subskalen Faktorladungen teils deutlich unter .5 aus. Nach Entfernung der Skalen mit Ladungen unter .4, die sich bei *Arbeitszentriertheit* und *Hetero-Promiskuität* weiter dadurch rechtfertigt, dass diese beiden Subskalen deutlich abweichendere Altersverläufe als alle anderen Skalen aufweisen²¹, haben wir in einem letzten Schritt entschieden, Gewaltakzeptanz ebenfalls aus der Skala zu entfernen. Dies empfahl sich namentlich wegen der geringen Ladung, aber auch weil sich zeigte, dass sich die Skalenreliabilität mit der Entfernung dieser Skala verbessert. Inhaltlich spricht auch die dadurch erhöhte Trennschärfe gegenüber der GLMN-Skala dafür, welche spezifisch auf gewaltbereite Aspekte von Männlichkeit fokussiert. Die Ladungen der 4-Item Skala sind in der rechten Kolonne von Tabelle 3.1 dargestellt und kommen alle über .6 zu liegen.

Im Folgenden bezeichnen wir diese Skala, welche mit *Dominanzstreben*, *Machtstreben über Frauen*, *heterosexuelle Selbstdarstellung* sowie *Gewinnermentalität* die empirisch bestimmten vier Kerndimensionen «traditioneller bzw. restriktiver Männlichkeit» umfasst, als *hierarchisch-kompetitive Männlichkeit* (HKM). Werden die acht zugrundeliegenden Items miteinander verrechnet, resultiert eine interne Konsistenz von Cronbachs $\alpha = .71$. Die vier Items der zuvor eingeführten Skala *stoische Männlichkeit* bilden mit Cronbachs $\alpha = .71$ ebenfalls eine konsistente Skala.

Die faktoranalytischen Auswertungen zeigen also, dass die 11 Subskalen des CMNI nicht einem eindimensionalen Konstrukt entsprechen. Vielmehr konnten zwei distinkte Dimensionen identifiziert werden: Zum einen die Dimension *hierarchisch-kompetitive Männlichkeit* (HKM), welche die vier Kerndimensionen Dominanzstreben, Machtstreben über Frauen, heterosexuelle Selbstdarstellung sowie Gewinnermentalität umfasst. Zum anderen die Dimension *stoische Männlichkeit*, die sich aus den Subskalen Hilfeablehnung und emotionale Kontrolle zusammensetzt. Die verbleibenden fünf Subskalen (Gewaltakzeptanz, Arbeitszentriertheit, Statusstreben, Hetero-Promiskuität und Risikobereitschaft) gehören nur lose zum Kernkonstrukt traditioneller Männlichkeit und bilden weder untereinander noch einzeln eigenständige interpretierbare Dimensionen. Sie werden daher in den weiteren Analysen dieses Berichts nicht berücksichtigt.

21 Während alle anderen Subskalen ihr Maximum in der jüngsten Altersgruppe aufweisen und mit zunehmendem Alter stetig abnehmende Werte ausgewiesen werden (siehe 3.1.2), finden wir bei Arbeitszentriertheit einen kurvilinearen Verlauf mit einem Minimum in der Altersgruppe von 35-44 und bei Hetero-Promiskuität einen ebenfalls kurvilinearen Verlauf mit einem Maximum in der Altersgruppe von 35-44.

Man Box

Zur Messung präskriptiver Männlichkeitsnormen – also gesellschaftlicher Erwartungen daran, wie Männer sein sollten – verwenden wir die Man Box-Skala (Hill et al., 2020) sowohl bei weiblichen als auch bei männlichen Befragten. Die Wahl fiel auf dieses Instrument, da es als validierte Kurzskala mit nur fünf Items eine zeitsparende Messung ermöglicht. Die Skala erfasst die Zustimmung zu Männlichkeitsidealen wie emotionaler Härte, Orientierung an der Ernährerrolle, Gewaltbereitschaft, sexuelle Leistungsbereitschaft sowie der Ablehnung von Homosexualität als «unmännlich». Der englische Begriff «Man Box» (wörtlich etwa «Männlichkeits-Schachtel») verweist metaphorisch auf das enge Korsett, in das Männer durch solche rigiden Geschlechterrollenerwartungen «eingesperrt» werden.

Die fünf Items (1) *Ein Mann sollte keine Hausarbeit machen müssen*; (2) *Männer sollten, wenn nötig Gewalt anwenden, um Respekt zu bekommen*; (3) *Ein richtiger Mann sollte so viele Sexualpartnerinnen haben wie möglich*; (4) *Ein Mann, der viel über seine Sorgen, Ängste und Probleme spricht, sollte nicht wirklich Respekt bekommen*; (5) *Ein schwuler Mann ist kein «richtiger Mann»* weisen mit Cronbachs $\alpha=.69$ eine akzeptable interne Konsistenz auf.

Wie wir im Analyseteil noch genauer sehen werden (Kap. 3.2), zeigt die vorliegend verwendete Man Box-Skala einen ausgesprochenen «Bodeneffekt», d. h. die Zustimmungswerte zu den Items fallen sehr tief aus mit einer durchschnittlichen Zustimmungswerte («völlig» oder «eher einverstanden») von 8.9% bei Männern und 2.5% bei Frauen.

Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen

Mit gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen (GLMN) ist ein Set von Einstellungen gemeint, die auf eine Kultur der Ehre verweisen, in der Männer bereit sind, ihr Ansehen und das ihrer Familie auch mit Gewalt durchzusetzen (Enzmann et al., 2004). Das Konzept ist insbesondere zur Erklärung höherer Gewaltraten von jungen Männern aus immigrierten, bildungsfernen Bevölkerungsgruppen nützlich (Ribeaud, 2015)²². Für die vorliegende Studie wurde eine 6-Item-Version verwendet mit drei «innerfamiliären» Items (z. B. «Als Vater ist der Mann das Oberhaupt der Familie und darf sich notfalls auch mit Gewalt durchsetzen.») und drei «ausserfamiliären» Items (z. B. «Ein richtiger Mann ist bereit, sich mit körperlicher Gewalt gegen jemanden durchzusetzen, der schlecht über die Familie redet.»).

Mit Cronbachs $\alpha=.71$ weist die Skala eine akzeptable interne Konsistenz auf, wobei sie bei Männern (.71) höher ausfällt als bei Frauen (.54).

Maskulistische Bedrohungsgefühle

Die Skala maskulistischer Bedrohungsgefühle (SMBG) wurde von Fischer & Farren (2023) im Kontext der Forschung zu männlichen Opfernarrativen und deren Bedeutung für rechtsextreme sowie antifeministische Einstellungsmuster entwickelt und validiert. Theoretisch verortet am Schnittpunkt von Männlichkeitsnormen und negativen sozialen Emotionen, erfasst sie Gefühle einer wahrgenommenen gesellschaftlichen Marginalisierung von Männern. Die Kurzskala umfasst vier Items (z. B. «*Es besorgt mich, dass richtige Männer immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden*») und weist in unserer Stichprobe eine sehr gute interne Konsistenz auf (Cronbachs $\alpha=.90$).

22 Eine kritische Einordnung des Konzepts gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen findet sich bei Theunert (2024, 54ff).

3.1.2. Altersverläufe von männlichkeitsbezogenen Einstellungen nach Geschlecht

Im Folgenden untersuchen wir, wie sich die zuvor eingeführten Männlichkeitskonstrukte – die internalisierten Männlichkeitsnormen «hierarchisch-kompetitive Männlichkeit» (CMNI-HKM) sowie «stoische Männlichkeit» (CMNI-stoisch), präskriptive Männlichkeitsideale gemäss der Man Box-Skala, gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen (GLMN) und maskulistische Bedrohungsgefühle (SMBG) – nach Alter und (mit Ausnahme der CMNI-Skalen) Geschlecht der Befragten unterscheiden.

Alle Items der betreffenden Skalen wurden auf einer vierstufigen Likert-Skala erhoben, von 1=«überhaupt nicht einverstanden» bis 4=«völlig einverstanden». Die in den Grafiken dargestellten Skalenmittelwerte entsprechen dieser Metrik. Wo nötig wurden negativ formulierte Items vor der Skalenbildung umgepolt, so dass höhere Werte durchgängig eine stärkere Zustimmung zu traditionellen bzw. restriktiven Männlichkeitsvorstellungen anzeigen.

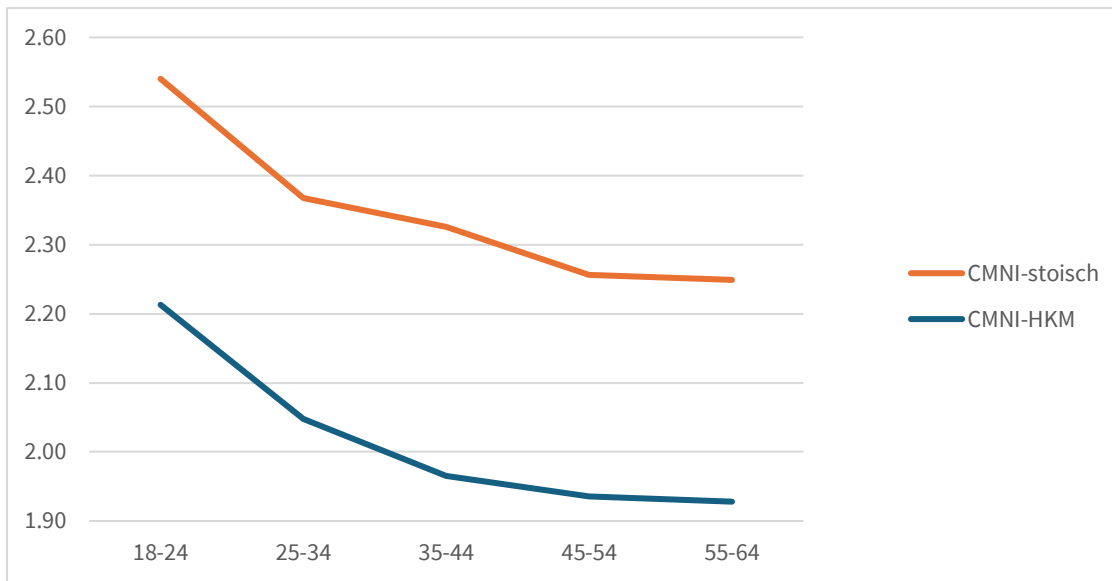
Eine wichtige Einschränkung betrifft die Interpretation der Altersbefunde: Da es sich bei der vorliegenden Befragung um einmalige Querschnittsdaten handelt, lässt sich nicht unterscheiden, ob gefundene Altersunterschiede genuine Entwicklungseffekte (Veränderungen im Lebensverlauf) oder Kohorteneffekte (Unterschiede zwischen Geburtsjahrgängen aufgrund unterschiedlicher Sozialisationsbedingungen) widerspiegeln. Eine datenbasierte Trennung dieser Effekte würde längsschnittliche Daten erfordern, in denen mehrere Kohorten über die Zeit begleitet werden. Daher bleibt die Einordnung der Befunde eine interpretative Ermessensfrage zwischen den beiden Erklärungsansätzen für Altersunterschiede.

Wir berichten jeweils, ob wir zwischen den Geschlechtern unterschiedliche Altersverläufe finden («Interaktionseffekte») und stellen sodann geschlechtsspezifische Altersverläufe dar. Sofern nicht explizit berichtet, verwenden wir für die Signifikanztests folgende Sprachregelung: «knapp signifikant» bei $p < .05$, «signifikant» bei $p < .01$ und «hochsignifikant» bei $p < .001$. Dabei ist zu beachten, dass die Signifikanzniveaus allgemein sowohl von der Effektstärke wie auch von der (Teil-)Stichprobengrösse abhängen. So führen etwa die unterschiedlichen Stichprobengrössen dazu, dass in der dreifach grösseren männlichen Teilstichprobe bereits kleinere Effekte statistische Signifikanz erreichen können als in der weiblichen – unabhängig von tatsächlichen Unterschieden in den Effektstärken.

CMNI-Skalen: Stoische Männlichkeit und hierarchisch-kompetitive Männlichkeit

Abbildung 3.1 zeigt die Altersverläufe der CMNI-Skalen für hierarchisch-kompetitive Männlichkeit (HKM) und stoische Männlichkeit bei Männern. Beide Subskalen weisen hochsignifikante Alterseffekte auf, wobei sich die Ausprägungen mit zunehmendem Alter deutlich abschwächen.

Abbildung 3.1: Altersverläufe der CMNI-Subskalen «stoische Männlichkeit» und «hierarchisch-kompetitive Männlichkeit» bei Männern



Während der hochsignifikant linear rückläufige Trend ($p < .001$) auf einen generellen Rückgang hierarchisch-kompetitiver Männlichkeitsvorstellungen mit zunehmendem Alter hindeutet, weist der zusätzlich hochsignifikante quadratische Trend ($p < .001$) darauf hin, dass dieser Rückgang zwischen der jüngsten und der zweitjüngsten Gruppe am stärksten ausfällt und danach allmählich abebbt.

Mit Blick auf stoische Männlichkeit stellen wir zunächst im Vergleich zu HKM deutlich höhere Werte in allen Altersgruppen fest. Männer stimmen «stoischen» Einstellungen wie z. B. «*Es stört mich, wenn ich um Hilfe bitten muss*» und «*Ich spreche nicht gerne über meine Gefühle*» mit 45% bzw. 46% wesentlich häufiger («sehr» oder «eher») zu, als HKM-Einstellungen wie «*Ich sollte derjenige sein, der das Sagen hat*» (27% Zustimmung) oder «*Ich liebe es, wenn Männer das Sagen über Frauen haben*» (10%).

Auch bei den stoischen Männlichkeitseinstellungen zeigen die Trendanalysen einen hochsignifikanten rückläufigen linearen und quadratischen Trend, der auf höherem Niveau parallel zu den HKM-Einstellungen verläuft. Wir finden in der jüngsten Gruppe wieder den Maximalwert und beobachten danach einen sich allmählich abflachenden Trend mit zunehmendem Alter.

Insgesamt zeigen beide Aspekte traditioneller Männlichkeit ein konsistentes Muster: Junge Männer zwischen 18 und 24 Jahren weisen die ausgeprägtesten traditionell-restriktiven Männlichkeitseinstellungen auf, die bereits bei den 25-34-Jährigen deutlich seltener beobachtet werden. Bei den älteren Altersgruppen (35-64 Jahre) stabilisieren sich die Werte auf einem niedrigeren Niveau. Bemerkenswert ist, dass stoische Männlichkeitseinstellungen durchgängig stärker ausgeprägt sind als HKM-Vorstellungen, was darauf hindeutet, dass emotionale Kontrolle und Hilfeablehnung als Männlichkeitsnormen tiefer verankert sind als Dominanz- und Wettbewerbsorientierung. Tabelle 3.2 illustriert die Altersunterschiede an ausgewählten Items.

Tabelle 3.2: Zustimmungsraten (eher/sehr) zu ausgewählten CMNI-Items im Altersvergleich

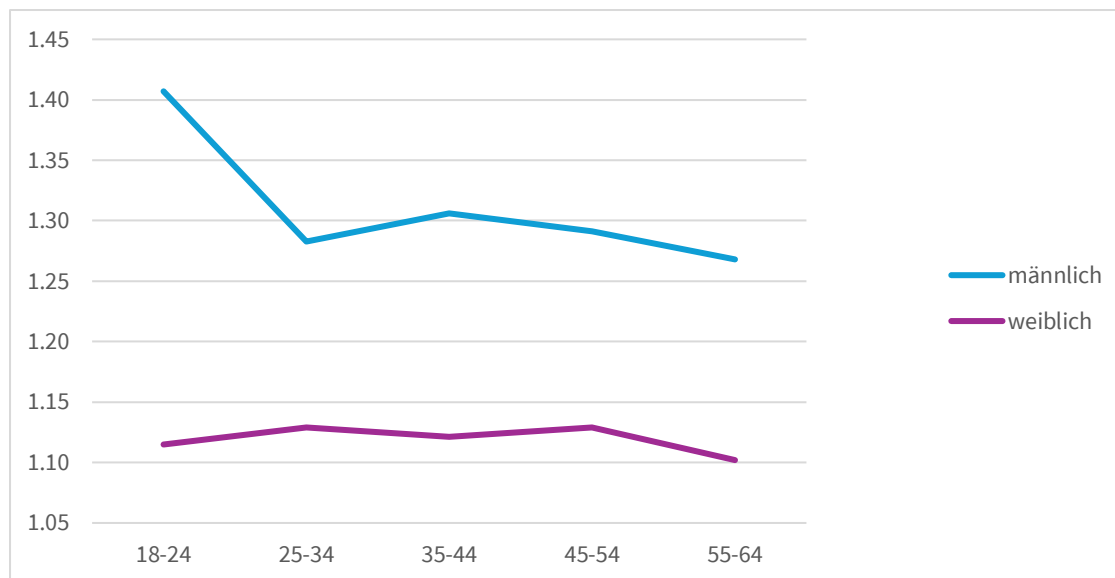
	Männer 18-24 Jahre	Männer 25-65 Jahre
<i>CMNI hierarchisch-kompetitive Männlichkeit</i>		
Ich liebe es, wenn Männer das Sagen über Frauen haben.	16.3%	9.1%
Ich tue alles, um zu gewinnen.	61.2%	38.5%
Es wäre schrecklich, wenn jemand denken würde, dass ich schwul bin.	44.4%	26.4%
<i>CMNI stoische Männlichkeit</i>		
Ich spreche nicht gerne über meine Gefühle.	57.1%	44.1%
Ich vermeide es, meine Gefühle zu teilen.	60.3%	46.7%
Es stört mich, wenn ich um Hilfe bitten muss.	55.0%	43.8%

Alle Altersunterschiede $p < .001$

Man Box

Abbildung 3.2 zeigt die Altersverläufe der Man Box-Skala für Frauen und Männer. Männer weisen über alle Altersgruppen hinweg ein signifikant höheres Niveau an tradierten Maskulinitätsvorstellungen auf als Frauen, insgesamt fällt der Geschlechtsunterschied mit $F(1, 6110) = 317.37$ ($p < .001$) sehr ausgeprägt aus. Der ebenfalls signifikante Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Alter ($F(4, 6110) = 3.86$, $p = .004$), weist auf geschlechtsspezifische Altersverläufe hin. Während wir bei Männern einen signifikanten abnehmenden Alterstrend finden ($p < .001$), verläuft der Alterstrend bei Frauen auf konstant tiefem Niveau ($p = .572$). Die jüngste männliche Gruppe weist die höchsten Werte auf und hebt sich deutlich von allen anderen untersuchten Teilgruppen ab.

Abbildung 3.2: Altersverläufe der Man Box-Skala nach Geschlecht



Insgesamt teilen Frauen aller Altersgruppen konsistent kaum traditionelle Vorstellungen von Männlichkeit, mit Werten nahe dem Minimum von 1, was einer nahezu vollständig ablehnenden Haltung gegenüber rigiden Männlichkeitseinstellungen entspricht. Allerdings gilt es hervorzuheben, dass auch die männlichen Befragten der vorliegenden Studie insgesamt ausgesprochen niedrige Man Box-Skalenwerte aufweisen, die in allen untersuchten Altersgruppen unter 1.5 auf der Skala von 1 bis 4 zu liegen kommen. Auch im internationalen Vergleich weisen die Befragten unserer Stichprobe vergleichsweise niedrige Werte auf, wie Tabelle 3.3 zeigt.

Tabelle 3.3: Man Box-Durchschnittswerte im internationalen Vergleich (in Klammern: Standardfehler der Mittelwerte).

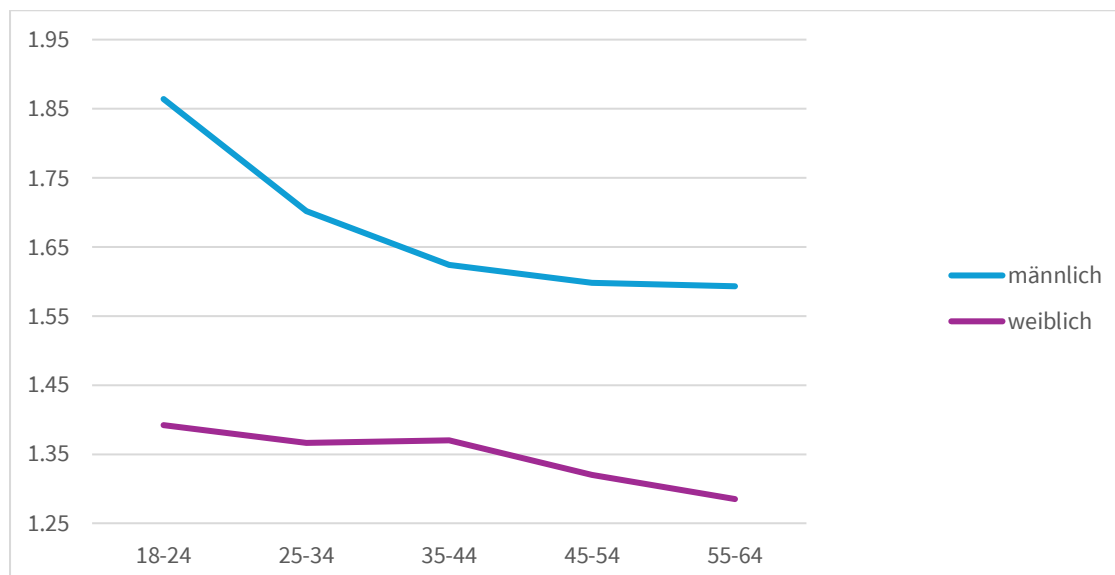
	CH 18-34 J.	USA 18-30 J.	GB 18-30 J.	MEX 18-30 J.
Ein Mann sollte keine Hausarbeit machen müssen.	1.29 (0.02)	1.88 (0.02)	1.98 (0.03)	1.65 (0.02)
Männer sollten, wenn nötig, Gewalt anwenden, um Respekt zu bekommen.	1.32 (0.02)	1.78 (0.03)	1.82 (0.03)	1.51 (0.02)
Ein richtiger Mann sollte so viele Sexualpartnerinnen haben wie möglich.	1.17 (0.01)	1.93 (0.03)	1.95 (0.03)	1.65 (0.02)
Ein Mann, der viel über seine Sorgen, Ängste und Probleme spricht, sollte nicht wirklich Respekt bekommen.	1.28 (0.02)	2.10 (0.02)	2.08 (0.03)	1.91 (0.02)
Ein schwuler Mann ist kein «richtiger Mann».	1.58 (0.03)	1.97 (0.03)	2.04 (0.03)	1.91 (0.03)

Die Tabelle zeigt die Werte der jungen Männer unserer Stichprobe (Alter 18-34) im Vergleich zu den drei männlichen Stichproben (USA, Mexiko und Grossbritannien) der 2016 durchgeführten Referenzstudie von Hill et al. (2020). Wie daraus ersichtlich wird, weist die Schweizer Stichprobe mit Blick auf allen fünf untersuchten Items die geringsten Werte auf.

Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen

Abbildung 3.3 zeigt die Altersverläufe der GLMN-Skala (gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen) für Frauen und Männer. Männer befürworten über alle Altersgruppen hinweg GLMN hochsignifikant stärker als Frauen. Insgesamt fällt der Geschlechtsunterschied mit $F(1, 6083)=699.99$ ($p<.001$) sehr ausgeprägt aus. Der hochsignifikante Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Alter ($F(4, 6083)=6.97$, $p<.001$) weist auf unterschiedliche geschlechtsspezifische Altersverläufe hin.

Abbildung 3.3: Altersverläufe der GLMN-Skala nach Geschlecht



Die Trendanalysen bei Männern offenbaren einen hochsignifikanten linearen Trend ($p<.001$), der auf einen generellen Rückgang gewaltlegitimierender Normen mit zunehmendem Alter hinweist, wobei sich der Rückgang mit zunehmendem Alter abschwächt (quadratischer Trend: $p<.001$). Auch bei Frauen zeigt sich ein hochsignifikanter linear rückläufiger Alterstrend ($p<.001$) allerdings in deutlich abgeschwächter Form.

Insgesamt nimmt die Befürwortung gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen mit zunehmendem Alter bei beiden Geschlechtern ab, wobei dieser Effekt bei Männern deutlich ausgeprägter ausfällt. Frauen aller Altersgruppen lehnen GLMN konsistent stärker ab als Männer. Ihre Zustimmungswerte liegen durchgehend unter 1.4 auf der Skala von 1 bis 4. Wie bereits bei der Man Box-Skala finden wir in der jüngsten Männergruppe die mit Abstand höchsten Werte.

Die Unterschiede zwischen den Altersgruppen mögen anhand zweier GLMN-Items verdeutlicht werden: Während 36% der Männer im Alter von 18 bis 24 sehr oder eher der Meinung sind, dass *«Ein richtiger Mann ist bereit, sich mit körperlicher Gewalt gegen jemanden durchzusetzen, der schlecht über die Familie redet.»*, beträgt dieser Anteil bei Männern im Alter von 25 bis 64 lediglich 15%. Bei Frauen belaufen sich die entsprechenden Zustimmungsraten auf 15% bei den jüngsten Frauen und 8% bei den übrigen Frauen. Ähnlich findet die Aussage *«Einem Mann als Familienvater müssen Frau und Kinder gehorchen.»* bei 25% der 18- bis 24-jährigen Männer Zustimmung, während dieser Anteil bei den über 24-jährigen Männern auf 15% sinkt. Bei den Frauen liegt die Zustimmung in allen Altersgruppen deutlich niedriger: 8% in der jüngsten Altersgruppe und 6% bei den 25- bis 64-Jährigen.²³

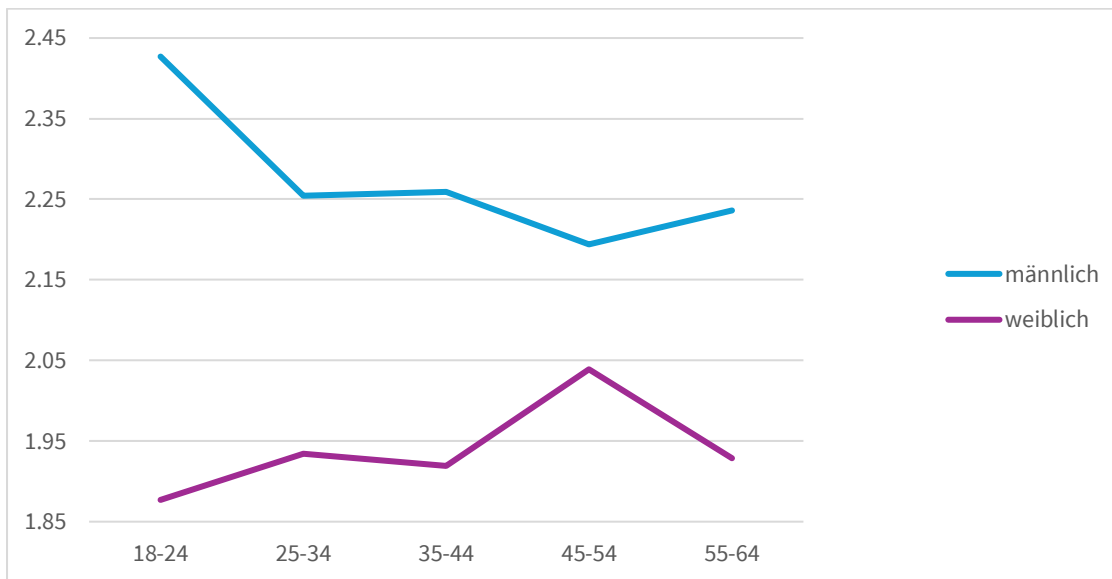
Maskulistische Bedrohungsgefühle

Abbildung 3.4 zeigt für Frauen und Männer die Altersverläufe der SMBG-Skala, welche die wahrgenommene Bedrohung «traditioneller» bzw. restriktiver Männlichkeit misst. Männer weisen über alle Altersgruppen hinweg ein signifikant höheres Niveau an wahrgenommener Bedrohung traditioneller Männlichkeit auf als Frauen. Insgesamt fällt der Geschlechtsunterschied mit $F(1, 6067)=163.42$ ($p<.001$) sehr ausgeprägt aus. Dies deutet darauf hin, dass Frauen insgesamt weniger um eine allmähliche Auflösung traditioneller Männlichkeitsbilder besorgt sind als Männer. Der ebenfalls signifikante Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Alter ($F(4, 6067)=4.72$, $p=.001$) weist auf geschlechtsspezifische Altersverläufe hin.

Bei Männern finden wir einen hochsignifikanten linear rückläufigen Trend ($p<.001$): Die älteren Befragten äussern viel weniger Gefühle bedrohter Männlichkeit. Der zusätzlich signifikante quadratische Trend ($p=.004$) ist auf die sehr starke Abnahme von der jüngsten zur zweitjüngsten Gruppe und den geringfügigen Wiederanstieg bei der ältesten Gruppe zurückzuführen. Dieses Muster könnte darauf hindeuten, dass jüngere Männer besonders sensibel für gesellschaftliche Infragestellungen von Geschlecht sind und traditionelle bzw. restriktive Männlichkeit als stärker gefährdet wahrnehmen, während Männer in den älteren Altersgruppen – möglicherweise aufgrund gefestigter Identitäten und etablierter Lebens- bzw. Beziehungssituationen, aber vielleicht auch aufgrund anderer (Medien-)Sozialisationskontexte – die Problematisierung von Männlichkeitsvorstellungen entweder weniger wahrnehmen, weniger um diese Änderungen besorgt sind oder höhere Kompetenzen haben, um damit umzugehen.

23 Die generell erhöhte Gewaltbereitschaft junger Männer zeigt sich auch im Item «Manchmal ist Gewalt notwendig» aus der CMNI-Skala: 48% der jungen Männer zwischen 18 und 24 Jahren stimmen dieser Aussage zu. Das sind fast doppelt so viele wie bei den über 25-Jährigen mit 26%.

Abbildung 3.4: Altersverläufe der SMBG-Skala nach Geschlecht



Im Gegensatz zu Männern fällt der generelle Alterseffekt bei Frauen nicht signifikant aus ($F(4, 1864)=1.59$, $p=.173$) und es findet sich weder ein signifikanter linearer ($p=.201$) noch quadratischer Trend ($p=.279$). Insgesamt verlaufen damit die SMBG-Alterseffekte bei Frauen und Männern spiegelbildlich zueinander mit einem rückläufigen Alterstrend bei Männern und einem zunehmenden Trend bei Frauen. In der jüngsten Altersgruppe sind entsprechend die ausgeprägtesten Geschlechtsunterschiede zu verzeichnen. Hier zeigt sich ein wachsender Geschlechtergraben in der jungen Generation besonders ausgeprägt.

Zur weiteren Einordnung der SMBG-Werte in unserer Schweizer Stichprobe haben wir die jüngste Männergruppe (18–24 Jahre) mit der Stichprobe der SMBG-Referenzstudie von Fischer et al. (2024) verglichen, die 16- bis 25-jährige Männer in Deutschland untersuchte (Tabelle 3.4).

Tabelle 3.4: SMBG-Werte im Vergleich zwischen der Schweiz und Deutschland.

	CH 18-24-jährige Männer	DE 16-25-jährige Männer
<i>Es besorgt mich, dass ...</i>	<i>Völlig / eher einverstanden</i>	<i>Sehr / etwas besorgt</i>
viele Männer sich mittlerweile immer weiblicher verhalten.	50.3%	29.9%
richtige Männer immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden.	50.5%	23.4%
wir nicht mehr genug richtige Männer haben, die wissen, wie man kämpft.	34.8%	26.3%
männliche Werte wie Stärke, Mut und Ehre an Bedeutung verlieren.	57.2%	44.8%

Der Vergleich zeigt zunächst durchgängig deutlich höhere Zustimmungswerte in der Schweizer Stichprobe. Besonders ausgeprägt fallen die Unterschiede bei den ersten beiden Items aus: Die Besorgnis darüber, dass «viele Männer sich mittlerweile immer weiblicher verhalten», teilen in der Schweiz gut 50% der jungen Männer, in Deutschland hingegen nur knapp 30%. Noch markanter ist der Unterschied bei der Aussage, dass «richtige Männer immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden» mit einer mehr als doppelt so hohen Zustimmungswerte in der Schweiz im Vergleich zu Deutschland (50.5% vs. 23.4%). Insgesamt werden drei der vier SMBG-Items in der Schweizer Stichprobe von mehr als der Hälfte der jungen Männer eher oder sehr unterstützt.

Bei der Interpretation dieser Unterschiede ist jedoch Vorsicht geboten, da die beiden Studien unterschiedliche Antwortformate verwenden. Während in der deutschen Studie nach dem Ausmass der persönlichen Besorgnis gefragt wurde (von «*besorgt mich gar nicht*» bis «*besorgt mich sehr*»), wurde in der Schweizer Erhebung der Grad der Zustimmung zu den Aussagen (von «*überhaupt nicht einverstanden*» bis «*völlig einverstanden*»). Diese methodische Differenz könnte einen Teil der beobachteten Unterschiede erklären, da die Zustimmung zu einer Aussage möglicherweise eine niedrigere Schwelle darstellt als das Eingeständnis persönlicher Besorgnis. Ungeachtet dieser Einschränkung deuten die Ergebnisse aber darauf hin, dass maskulistische Bedrohungsgefühle unter jungen Schweizer Männern sehr weit verbreitet sind.

Fazit zu geschlechtsspezifischen Altersverläufen männlichkeitsbezogener Einstellungen

Zusammenfassend halten wir fest, dass alle untersuchten Formen von Männlichkeitseinstellungen im Wesentlichen demselben Verlaufsmuster folgen und dieselben Geschlechtseffekte aufweisen:

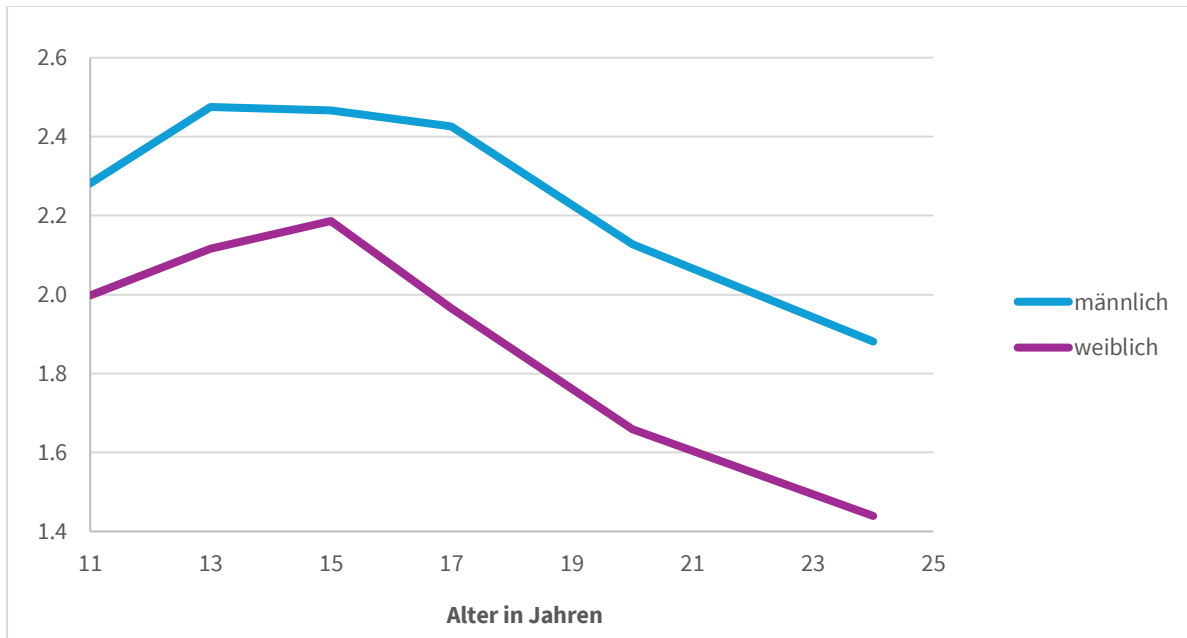
- Bei allen untersuchten Skalen sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern stark ausgeprägt. Männer haben durchgehend hochsignifikant höhere Werte auf den untersuchten Männlichkeitskalen.
- Mit Blick auf das Alter stellen wir durchgehend unterschiedliche Verläufe bei Frauen und Männern fest. Während sich Frauen aller Altersgruppen wenig voneinander unterscheiden, weist die Gruppe der jungen Männer (18-24) durchgehend die mit Abstand höchsten Werte auf. Bereits in der zweitjüngsten Gruppen (25-34) werden deutlich geringere Werte verzeichnet, die mit zunehmenden Alter gar noch weiter, jedoch weniger ausgeprägt, abnehmen.

Bei der Interpretation der Altersverläufe heben wir an dieser Stelle aber erneut hervor, dass aufgrund des querschnittlichen Studiendesigns nicht zwischen echten, lebensgeschichtlichen Alterseffekten und «Kohorteneffekten» unterschieden werden kann – die beobachteten Unterschiede zwischen den Altersgruppen könnten sowohl auf Veränderungen im Lebensverlauf als auch auf unterschiedliche Sozialisationserfahrungen der Geburtskohorten zurückzuführen sein. Zur Illustration, dass die gefundenen Altersunterschiede zumindest teilweise auf genuine, lebensgeschichtliche Alterseffekte und nicht auf Kohorten- bzw. «Generationen»-Effekte zurückzuführen sind, belegt die folgende Abbildung 3.5.

Abbildung 3.5 zeigt die geschlechtsspezifischen Altersverläufe der GLMN-Skala in der z-proso Panelstudie (Ribeaud et al., 2021), in deren Rahmen eine Stadtzürcher Kohorte von rund 1'300 jungen Menschen seit dem Alter von 7 Jahren regelmässig befragt wird. Diese Studie ist unseres Wissens weltweit die einzige, welche Männlichkeitseinstellungen bereits ab der Kindheit und danach konsistent über lange Zeit bis aktuell zum Alter von 24 erhoben hat (z-proso Team, 2024). Wie aus der Abbildung ersichtlich wird, nehmen GLMN-Einstellungen in beiden Geschlechtern mit einsetzender Pubertät vom Alter von 11 zunächst etwas zu und erreichen bereits im Alter von 13 bis 15 Jahren ihr Maximum, um danach kontinuierlich abzuklingen. Entsprechend ist das ein deutliches Indiz, dass stereotype Geschlechterrollenvorstellungen für viele Teil des Sozialisationsprozesses junger Menschen sind und diese bereits ab der mittleren Pubertät kontinuierlich zugunsten differenzierterer Männlichkeitsvorstellungen wieder abklingen. Die weitgehende Parallelität dieser Verlaufskurven von weiblichen und männlichen jungen Menschen in den z-proso-Daten steht allerdings in Kontrast zur sich deutlich öffnenden Schere, die sich in der Gruppe der 18-24-Jährigen zwischen jungen Männern und jungen Frauen in unserer Stichprobe zeigt. Dieser «Schereneffekt» kann als Indiz für einen den genuine Alterseffekt zusätzlich überlagernden Kohorteneffekt in der jüngsten Gruppe der heute 18-24-jährigen Männer gedeutet werden, welcher auf deren spezifische Sozialisationserfahrungen zurückzuführen wäre. Zu denken ist dabei beispielsweise an

Langzeitfolgen der Einschränkungen während der Corona-Pandemie, an Social Media-Trends und die Normalisierung männlichkeitsideologischer Narrative in der digitalen Populärkultur und Manosphere und/oder an die erneut wachsende Präsenz autoritärer männlicher Führungsfiguren auf weltpolitischer Ebene, die sowohl als «Rollenmodelle» fungieren als auch Abstiegsängste junger Männer gezielt nutzen.

Abbildung 3.5 Altersverläufe von Alter 11-24 der GLMN-Skala nach Geschlecht, gem. Daten der z-proso Panelstudie (bisher unveröffentlichte Auswertung)



Zusammenfassend können wir also festhalten, dass junge Männer im Alter von 18 bis 24 Jahren traditionelle bzw. restriktive Männlichkeitsvorstellungen wesentlich zahlreicher bejahen als ältere Männer und als Frauen. Es ist auf Basis der vorliegenden Daten aber nicht abschliessend zu beurteilen, in welchem Ausmass es sich dabei um charakteristische Dynamiken des jungen Erwachsenenalters handelt, die sich im Lauf der Zeit «auswachsen», und in welchem Ausmass sich in diesen Daten die zunehmende Verbreitung und Normalisierung männlichkeitsideologischer Diskurse der letzten zehn Jahre – namentlich auch befeuert durch die digitale Manosphere – zeigt.

3.2. Weitere geschlechtsbezogene Einstellungen

Ergänzend zu den männlichkeitsbezogenen Skalen werden hier weitere Instrumente zur Messung geschlechtsbezogener Einstellungen (GBE) vorgestellt (3.2.1.) und ihre Altersverläufe differenziert nach Geschlecht und Alter untersucht (3.2.2.).

3.2.1. Skalen zur Messung geschlechtsbezogener Einstellungen

Neben den im vorangehenden Abschnitt beschriebenen Männlichkeitseinstellungen erfasst die vorliegende Studie fünf weitere geschlechtsbezogene Einstellungsmuster, die in einem engen konzeptuellen Zusammenhang mit restriktiven Männlichkeitsvorstellungen stehen:

- Antiegalitarismus (die Befürwortung nicht egalitärer Geschlechterrollen)
- Sexismus (diskriminierende Haltungen gegenüber Frauen)
- Misogynie (abwertende Überzeugungen gegenüber Frauen)
- Homophobie (ablehnende Einstellungen gegenüber homosexuellen Beziehungen)

- Queerfeindlichkeit (ablehnende Haltungen gegenüber sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten im weiteren Sinne).

Alle Skalen wurden auf einer vierstufigen Likert-Skala von «überhaupt nicht einverstanden» bis «völlig einverstanden» erhoben.

Die Antiegalitarismus-Skala umfasst drei Items (Cronbachs $\alpha=.59$) und misst die Zustimmung zu traditionellen Geschlechterarrangements in Familie und Beruf, etwa mit der Aussage «Es ist besser für die ganze Familie, dass der Mann auswärts arbeitet und dass die Frau sich zuhause um den Haushalt und die Kinder kümmert» (Ribeaud, 2015). Die Sexismus-Skala (vier Items, $\alpha=.69$) erfasst diskriminierende Einstellungen gegenüber Frauen, insbesondere hinsichtlich ihrer Lebensführung – beispielsweise «Frauen, die sich gegen eine Familie und Kinder entscheiden, empfinde ich als egoistisch» (adaptiert nach Endrikat, 2003). Die Misogynie-Skala besteht aus vier Items ($\alpha=.80$) und misst abwertende Überzeugungen gegenüber Frauen, etwa «Frauen nutzen ihre Sexualität, um Männer zu manipulieren» (adaptiert nach Heitmeyer, 2002).

Die Homophobie-Skala (zwei Items, $\alpha=.98$) misst die Ablehnung gleichgeschlechtlicher Beziehungen mit Items wie «Lesbische Beziehungen sind genauso in Ordnung wie Beziehungen zwischen Frauen und Männern» (invertiert; adaptiert nach Klocke, 2012). Die Skala für queerfeindliche Einstellungen (drei Items, $\alpha=.88$) erfasst eine breitere Ablehnung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt, beispielsweise mit dem Item «In der Schweiz übertreiben es viele mit ihrer Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten (LGBTQIA+)» (adaptiert nach Decker et al., 2024)²⁴.

Zustimmungsraten nach Geschlecht und Alter

Tabelle 3.5 zeigt die Zustimmungsraten («völlig» oder «eher einverstanden» bzw. bei Homophobie: Ablehnung) für ausgewählte Items der fünf Skalen, aufgeschlüsselt nach Geschlecht und Altersgruppe.

Tabelle 3.5: Zustimmungsraten zu geschlechtsbezogenen Einstellungen nach Geschlecht und Altersgruppe

Item	M 18-24	M 25-64	F 18-24	F 25-64
ANTIEGALITARISMUS: Es ist besser für die ganze Familie, dass der Mann auswärts arbeitet und dass die Frau sich zuhause um den Haushalt und die Kinder kümmert	23.7%	17.5%	8.3%	10.7%
SEXISMUS: Frauen, die sich gegen eine Familie und Kinder entscheiden, empfinde ich als egoistisch	16.1%	12.6%	5.8%	4.9%
MISOGYNIE: Frauen nutzen ihre Sexualität, um Männer zu manipulieren	48.0%	43.0%	15.5%	21.2%
HOMOPHOBIE: Lesbische Beziehungen sind genauso in Ordnung wie Beziehungen zwischen Frauen und Männern (% Ablehnung)	21.2%	15.7%	10.8%	9.6%
QUEERFEINDLICHKEIT: In der Schweiz übertreiben es viele mit ihrer Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten (LGBTQIA+)	57.1%	55.0%	37.3%	44.3%

Anmerkung: Angegeben ist der Anteil der Befragten, die «völlig einverstanden» oder «eher einverstanden» antworteten (bei Homophobie: Ablehnung des positiv formulierten Items).

24 Decker et al. (2024, 71) nutzen die Formulierung «Toleranz gegenüber Transsexuellen». Der Begriff «Transsexuelle» wird von Betroffenen abgelehnt, weil er anstelle der Geschlechtsidentität die Sexualität in den Vordergrund rückt. Deshalb, aber auch weil wir genereller Einstellungen gegenüber nicht-heteronormativen Minderheiten erfassen wollten, haben wir die offenere und weniger belastete Formulierung «Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten (LGBTQIA+)» verwendet. Es ist uns bewusst, dass wir damit Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen vermischen. Im Vordergrund stand jedoch das Ziel, eine Begrifflichkeit zu wählen, deren Bestimmung sich für die Befragten unmittelbar erschliesst.

Die Ergebnisse zeigen, dass Männer konsistent bei allen fünf Einstellungsdimensionen deutlich höhere Zustimmungsraten als Frauen aufweisen. Besonders ausgeprägt ist dieser Geschlechtsunterschied bei der Misogynie-Aussage, der fast die Hälfte aller Männer (48% bei den Jüngeren, 43% bei den Älteren), aber nur rund ein Fünftel der Frauen zustimmt. Innerhalb der Männergruppe zeigen jüngere Männer (18-24 Jahre) durchweg höhere Werte als ältere. Bei den Frauen ist das Altersmuster weniger ausgeprägt und uneinheitlich.

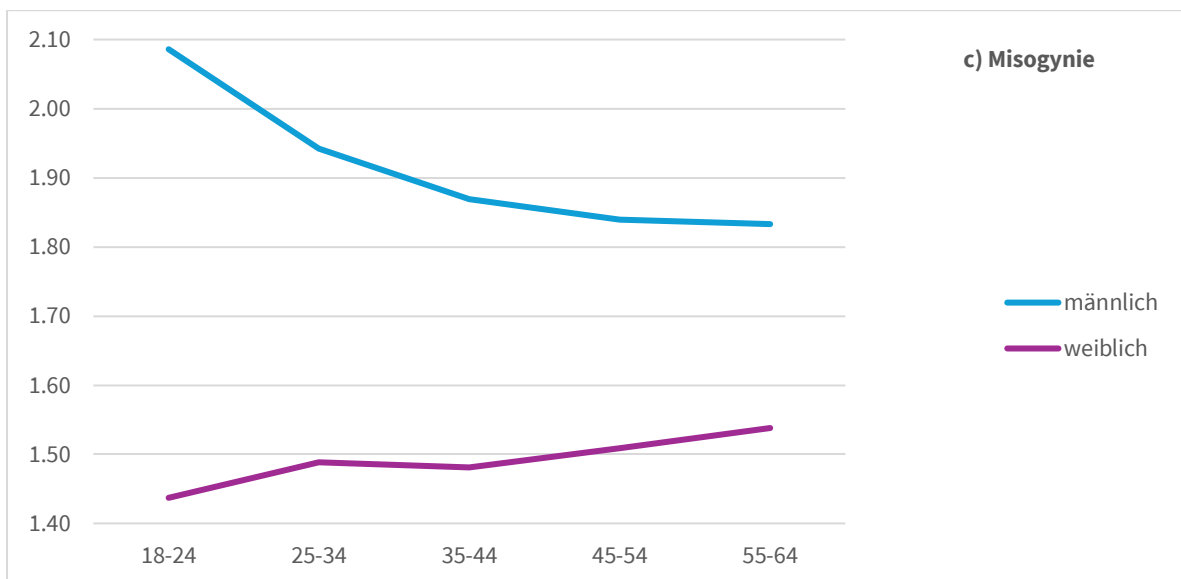
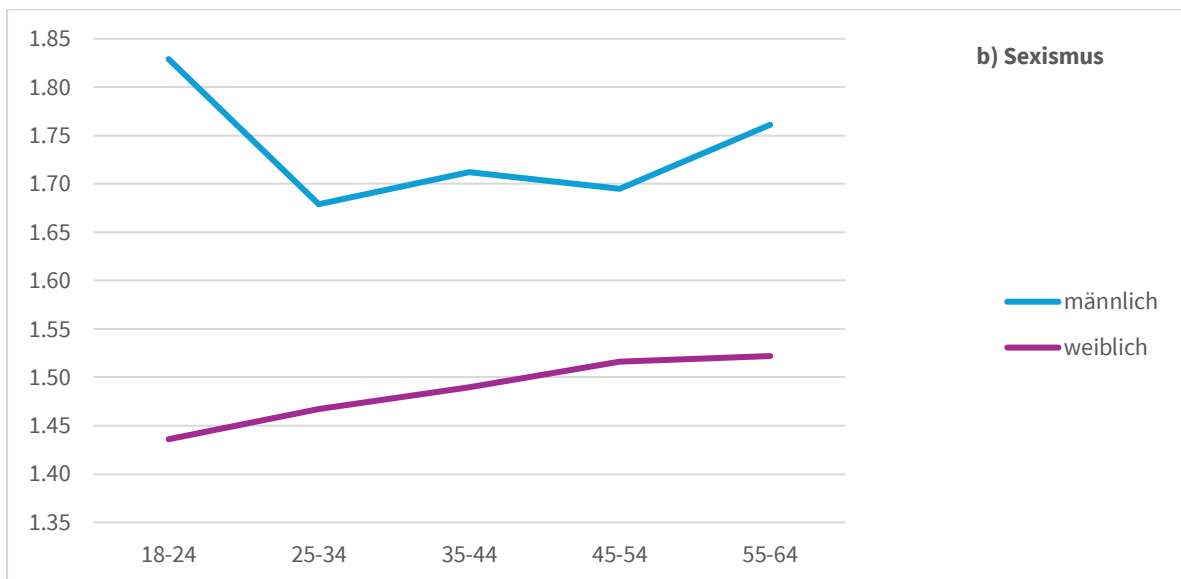
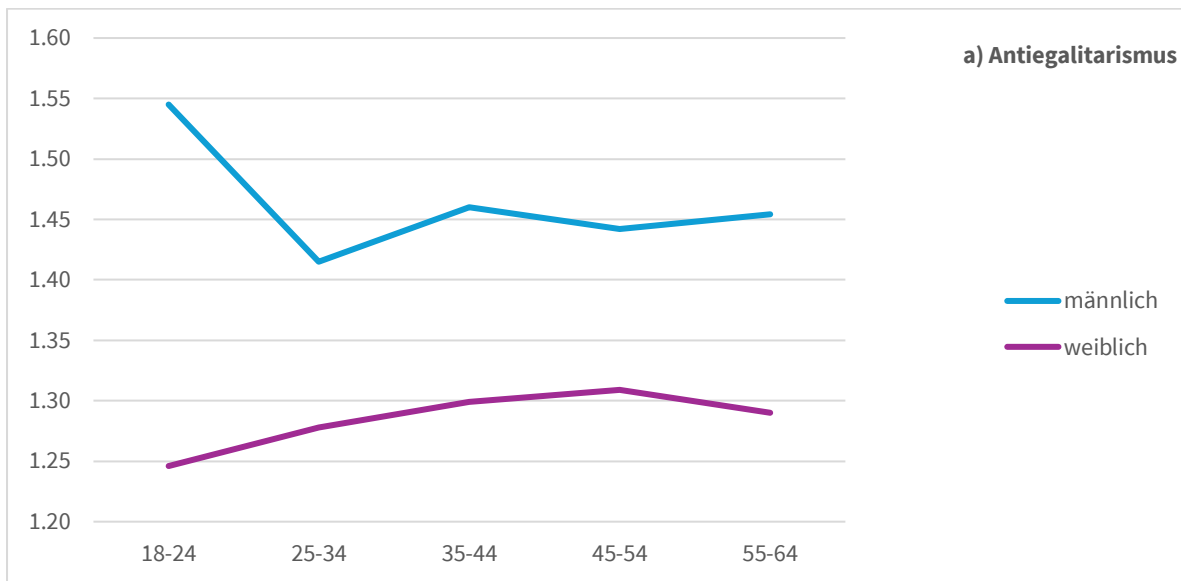
Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen Homophobie und Queerfeindlichkeit: Während die explizite Ablehnung homosexueller Beziehungen vergleichsweise gering ausfällt (~20% bei Männern, ~10% bei Frauen), stimmt eine deutliche Mehrheit der Männer (~55%) und ein erheblicher Anteil der Frauen (~40%) der Aussage zu, dass *«viele mit ihrer Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten übertreiben»*. Diese Diskrepanz deutet darauf hin, dass zwar die offene Ablehnung homosexueller Beziehungen in der Schweiz vergleichsweise tief ist, gleichzeitig aber eine latente Skepsis gegenüber einer als *«übertrieben»* wahrgenommenen gesellschaftlichen Akzeptanz sexueller Vielfalt weit verbreitet bleibt. Die Toleranz gegenüber einer Vielfalt sexueller Orientierungen erweist sich als grösser im Vergleich zur Toleranz gegenüber einer Vielfalt von Geschlechtsidentitäten und gegenüber der Vorstellung einer selbstbestimmten Gestaltbarkeit von Geschlecht.

3.2.2. Altersverläufe von geschlechtsbezogenen Einstellungen nach Geschlecht

Die Abbildungen 3.6a-c zeigen die Altersverläufe der egalitäts- und frauenbezogenen Einstellungen (Antiegalitarismus, Sexismus, Misogynie), die Abbildungen 3.7a/b jene der Einstellungen gegenüber homosexuellen und queeren Menschen (Homophobie, Queerfeindlichkeit). Über alle fünf Konstrukte hinweg ergibt sich ein konsistentes Grundmuster. Männer weisen durchgängig hochsignifikant höhere Werte auf als Frauen (alle $p < .001$). Die Effektstärken variieren dabei beträchtlich. Am stärksten ausgeprägt ist der Geschlechtsunterschied bei der Misogynie ($\eta^2 = .074$), gefolgt von Sexismus ($\eta^2 = .034$), Queerfeindlichkeit ($\eta^2 = .030$), Antiegalitarismus ($\eta^2 = .026$) und Homophobie ($\eta^2 = .019$). Zudem finden wir bei allen fünf Einstellungsdimensionen signifikante Interaktionseffekte zwischen Geschlecht und Alter (alle $p \leq .018$), was auf geschlechtsspezifische Altersverläufe hinweist.

Bei den Männern zeigen sich bei Antiegalitarismus und Misogynie signifikante linear rückläufige Alters-trends – jüngere Männer vertreten diese Einstellungen also deutlich stärker als ältere. Der lineare Rückgang ist bei der Misogynie besonders ausgeprägt ($p < .001$), beim Antiegalitarismus etwas schwächer ($p = .013$). Bei beiden Skalen finden sich zusätzlich signifikante quadratische Trends (beide $p \leq .002$), was auf einen sich abschwächenden Rückgang in den höheren Altersgruppen hindeutet (Misogynie) bzw. auf eine Wiederzunahme in älteren Altersgruppen. Beim Sexismus zeigt sich ein noch ausgeprägteres U-Muster, mit den höchsten Werten in der jüngsten Gruppe und den zweithöchsten in der ältesten Gruppe. Entsprechend fällt der lineare Alterstrend nicht signifikant aus ($p = .108$), dafür aber der quadratische ($p < .001$).

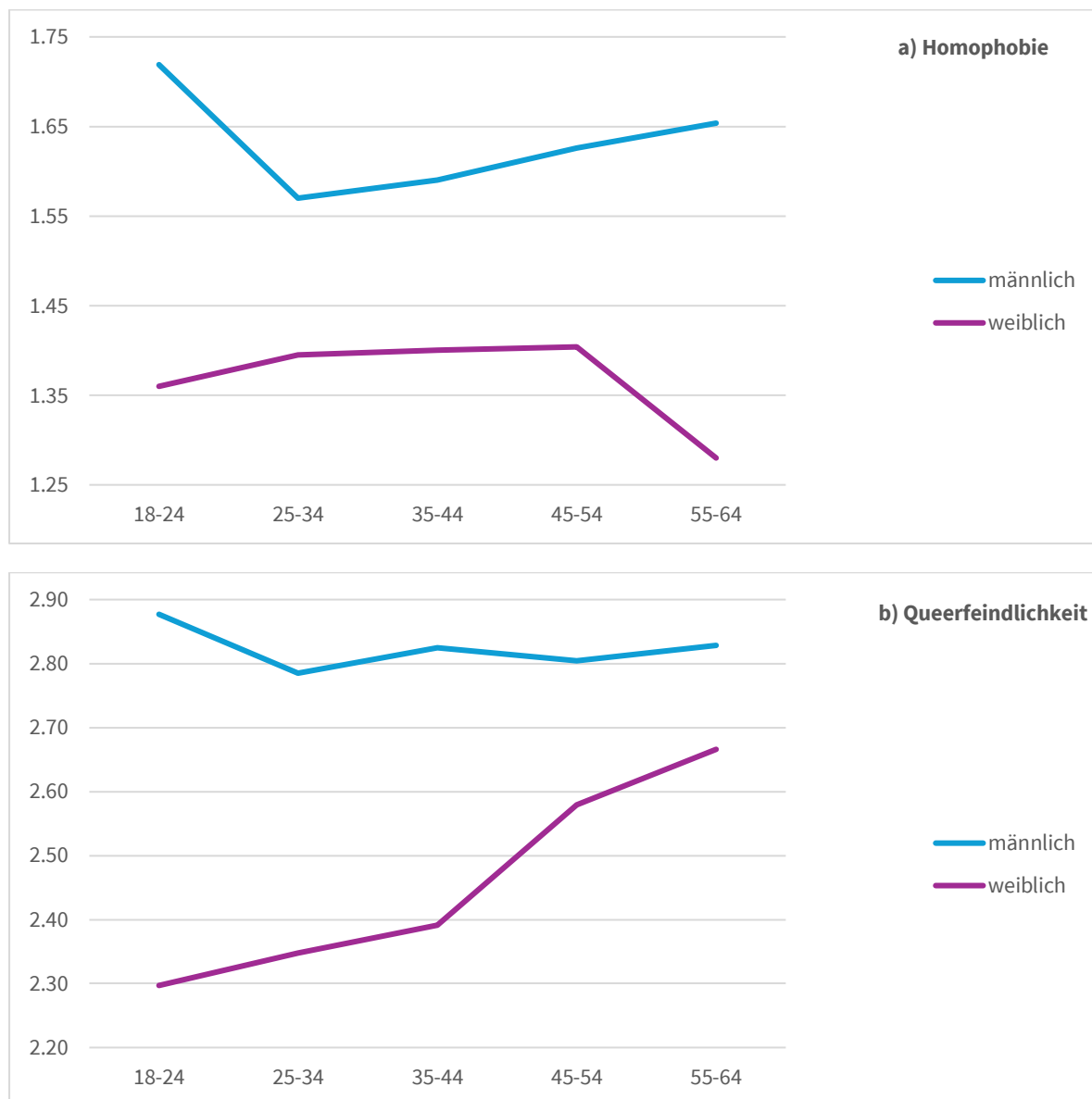
Abbildung 3.6a-c: Geschlechtsspezifische Altersverläufe von frauenbezogenen Einstellungen



Bei den Frauen zeigt sich ein entgegengesetztes Bild: Alle drei frauenbezogenen Einstellungen weisen tendenziell linear steigende Alterstrends auf – ältere Frauen vertreten frauenfeindliche Meinungen also stärker als jüngere. Dieser Anstieg fällt bezüglich Misogynie ($p=.028$) und sexistischen Einstellungen gegenüber Frauen ($p=.023$) knapp signifikant aus, Antiegalitarismus dagegen nicht ($p=.120$). Die quadratischen Trends sind bei den Frauen nicht signifikant, was auf einen gleichmässigen linearen Anstieg über die Altersgruppen hinweg hindeutet.

Die Abbildungen 3.7a/b stellen die geschlechtsspezifischen Altersverläufe der Einstellungen gegenüber Homosexualität und queeren Menschen dar. Bei den Männern zeigen sich weder bei Homophobie noch bei Queerfeindlichkeit signifikante lineare Alterstrends (beide $p>.45$). Die Werte bleiben über die Altersgruppen hinweg auf relativ konstantem Niveau. Bei der Homophobie findet sich allerdings ein signifikanter quadratischer Trend ($p=.003$). Die Werte fallen zunächst von der jüngsten zur Gruppe der 25- bis 34-Jährigen ab und steigen dann wieder leicht an.

Abbildung 3.7a/b: Geschlechtsspezifische Altersverläufe von Einstellungen gegenüber Homosexualität und queeren Menschen



Bei den Frauen weisen die beiden Skalen sehr unterschiedliche Alterstrends auf: Bei der Queerfeindlichkeit finden wir einen hochsignifikanten linearen Anstieg mit dem Alter ($p < .001$) – ältere Frauen stimmen queerfeindlichen Aussagen deutlich stärker zu als jüngere. Bei der Homophobie hingegen fällt der lineare Trend nicht signifikant aus ($p = .290$), dafür aber der quadratische ($p = .045$). Die Werte steigen zunächst von der jüngsten zu den mittleren Altersgruppen leicht an und fallen dann zur ältesten Gruppe wieder ab, welche von allen Altersgruppen den tiefsten Wert aufweist. Dieser Einzelbefund zum sehr geringen Homophobie-Niveau älterer Frauen ist umso bemerkenswerter, als er in scharfem Kontrast zu den ausserordentlich starken queerfeindlichen Einstellungen in der ältesten Frauengruppe steht.²⁵

3.3. Fazit und Einordnung

Sowohl bei den männlichkeitsbezogenen Einstellungen (3.1.) wie auch bei den anderen geschlechtsbezogenen Einstellungen (3.2.) weist die jüngste Männergruppe (18–24 Jahre) durchweg die höchsten Werte auf. Dieses konsistente Muster über unterschiedliche Konstrukte hinweg – von restriktiven Männlichkeitseinstellungen über Misogynie und Sexismus bis hin zu Homophobie und Queerfeindlichkeit – verdichtet sich zu einem Risikoprofil: Männer im Übergang zum Erwachsenenalter erweisen sich als diejenige Bevölkerungsgruppe, die am stärksten zu diskriminierenden und ablehnenden Geschlechter-einstellungen neigt. Die bemerkenswerte Parallelität der Befunde zu den im vorangehenden Kapitel berichteten Männlichkeitseinstellungen legt nahe, dass diese verschiedenen Einstellungsdimensionen Teil eines umfassenderen Musters sein könnten, dem wir im folgenden Kapitel nachgehen.

Bei der Interpretation dieser Altersunterschiede ist erneut eine differenzierte Abwägung geboten: Die beobachteten Muster könnten grundsätzlich sowohl auf alterstypische Entwicklungen im Lebenslauf als auch als Kohorteneffekte zurückzuführen sein oder auf ein Gemenge aus beidem. So könnten beispielsweise die höheren antiegalitären und misogynen Einstellungen junger Männer einerseits auf eine Phase der Identitätsfindung und Abgrenzung im frühen Erwachsenenalter hinweisen, die sich mit zunehmendem Alter abschwächt. Andererseits könnte es sich um einen Generationeneffekt handeln, bei dem jüngere Kohorten – entgegen der Erwartung eines linearen gesellschaftlichen Fortschritts – wieder verstärkt traditionelle oder gar reaktionäre Geschlechtervorstellungen internalisieren. Grundsätzlich könnten nur Längsschnittstudien mit mehreren Alterskohorten solche alternativen Erklärungen eindeutig voneinander trennen bzw. gewichten. Im weiteren Verlauf dieses Berichts werden wir mit Blick auf Generationeneffekte vorsichtig bei diesbezüglichen Mutmassungen bleiben müssen:

Angesichts der auffälligen Ähnlichkeit der Altersverläufe und Geschlechtsunterschiede zwischen den hier untersuchten geschlechtsbezogenen Einstellungen und den zuvor berichteten Männlichkeitseinstellungen stellt sich die Frage, ob diese verschiedenen Konstrukte möglicherweise als Facetten eines gemeinsamen, darunterliegenden Einstellungsmusters verstanden werden können. Im folgenden Kapitel untersuchen wir daher, wie stark die verschiedenen untersuchten Einstellungen miteinander zusammenhängen und ob sie sich empirisch als Dimensionen eines übergeordneten Kontinuums abbilden lassen.

25 Diese Differenz deuten wir als Bestätigung für die methodische Entscheidung, in den drei Fragen zur Erfassung von Queerfeindlichkeit nach Einstellungen gegenüber «sexuellen Minderheiten (LGBTQIA+)» gefragt zu haben. Offensichtlich weckt die gewählte Formulierung die beabsichtigte Verknüpfung mit geschlechtlicher Vielfalt (transgender, non-binär, genderfluid, agender etc.) und verengt sich nicht auf sexuelle Orientierungen.

4. BESTIMMUNG DES FAKTORS M UND SEINE VERTEILUNG IN DER BEVÖLKERUNG

In diesem Kapitel gehen wir der Frage nach, inwiefern die in Kapitel 3 untersuchten Männlichkeits- und anderen geschlechtsbezogenen Einstellungen empirisch miteinander zusammenhängen. Treffen sie gebündelt in Individuen zusammen? Sind sie als Facetten eines latenten Einstellungssyndroms zu verstehen? Und bilden sie in ihrer Summe ein restriktiv-maskulines Dominanz- und Abgrenzungssyndrom – kurz den «Faktor M»²⁶ (oder auch: restriktiv-dominante Männlichkeitseinstellungen) – ab?

In einem ersten Schritt (Kap. 4.1.) untersuchen wir die Korrelationen zwischen Männlichkeits- und anderen geschlechtsbezogenen Einstellungsskalen, getrennt nach Geschlechtergruppen. Wenn diese verschiedenen Einstellungen tatsächlich Ausdruck eines gemeinsamen Musters bzw. Syndroms sind, sollten sie substantiell miteinander korrelieren. Kapitel 4.2. prüft diese Annahme mittels Faktoranalyse und zeigt, dass sich die untersuchten Einstellungen tatsächlich auf einen gemeinsamen Faktor M zurückführen lassen. Wir stellen Überlegungen zur theoretischen Begründung dieses Faktors an – namentlich im Lichte der Theorie hegemonialer Männlichkeit sowie der Precarious-Manhood-Theorie – und erläutern sodann, wie Faktor M für die weiteren empirischen Analysen als Mittelwertsscore operationalisiert wird. Auf dieser Grundlage leiten wir einen dichotomen Risikoindikator zur Identifikation einer «Hochrisiko-» bzw. «High-Score-Gruppe» ab und diskutieren, welche der Einzelskalen aufgrund ihrer Faktorladung als einfachster Stellvertreterindikator für Faktor M dienen könnte. Die Kapitel 4.3. und 4.4. widmen sich der demografischen und geografischen Verteilung von Faktor M: Kapitel 4.3. untersucht, wie sich Faktor M nach Geschlecht und Alter, nach Bildung, Einkommen und sozialem Status sowie nach soziokultureller Herkunft und Konfession verteilt – und klärt mittels multivariater Analysen, welchen eigenständigen Erklärungsbeitrag diese teils untereinander zusammenhängenden Merkmale jeweils leisten. Kapitel 4.4. beleuchtet schliesslich die geografische Verteilung nach den drei grossen Schweizer Sprachregionen sowie nach Gemeindetypen entlang einer Zentrum-Peripherie-Typologie.

4.1. Zusammenhänge zwischen Männlichkeits- und anderen geschlechtsbezogenen Einstellungen

Bevor wir mittels Faktoranalyse prüfen, ob sich die untersuchten Einstellungen auf einen gemeinsamen Faktor zurückführen lassen, untersuchen wir zunächst die bivariaten Zusammenhänge zwischen den einzelnen Skalen. Da sowohl die Männlichkeitseinstellungen als auch die geschlechtsbezogenen Einstellungen – wie in den vorangehenden Kapiteln gezeigt – teils deutliche Altersunterschiede aufweisen, verwenden wir partielle Korrelationen, bei denen der Einfluss des Alters statistisch herausgerechnet wird. Dieses Vorgehen hat den Vorteil, dass die berichteten Zusammenhänge nicht durch gemeinsame Alterseffekte verzerrt werden: Wenn beispielsweise jüngere Personen sowohl höhere Misogynie- als auch höhere Homophobiewerte aufweisen, würde eine einfache Korrelation den tatsächlichen Zusammenhang zwischen diesen beiden Einstellungen überschätzen. Die partiellen Korrelationen zeigen demgegenüber robuster an, ob die Einstellungen auch unabhängig vom Alter miteinander einhergehen. Da

26 Die Bezeichnung «Faktor M» referenziert auf eine Expertise von Theunert (2024). Sie hat auf Basis der wissenschaftlichen Literatur vorgeschlagen, fünf Pfeiler von Männlichkeitsideologien (Essentialismus, Hypermaskulinität, Misogynie, Bruderschaft und Autoritarismus) in einem «Faktor M» zu bündeln. «Dieser Faktor M bildet jene Facetten von Männlichkeit ab, die Radikalisierung und Extremismus begünstigen. Der Faktor M ist mehr didaktisches Konzept als diagnostisches Instrument. Es soll in der Praxis erleichtern, geschlechts- und männlichkeitsspezifische Anteile in Radikalisierungsprozessen zu erfassen, zu beschreiben, einzuordnen, zu reflektieren und zu bearbeiten» (3). Der in der vorliegenden Studie empirisch fundierte Faktor M und der theoretisch beschriebene Faktor M (Theunert, 2024) sind ähnlich, aber nicht deckungsgleich (s.a. 4.2.2).

sich, wie wir gesehen haben, die Einstellungsmuster zwischen den Geschlechtern deutlich unterscheiden, führen wir die Analysen getrennt für Männer und Frauen durch, womit die Korrelationskoeffizienten auch nicht von Geschlechtseffekten beeinflusst werden.

Tabelle 4.1 zeigt die partiellen Korrelationen zwischen den vier Männlichkeitseinstellungsskalen – der Subskala hierarchisch-kompetitiver Männlichkeit aus dem *Conformity to Masculine Norms Inventory* (CMNI-HKM)²⁷, der Man Box-Skala, den gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen (GLMN) sowie der Skala maskulistischer Bedrohungsgefühle (SMBG) – und den fünf geschlechtsbezogenen Einstellungsskalen (Antiegalitarismus, Sexismus, Misogynie, Homophobie, Queerfeindlichkeit) für Männer. Das Bild ist eindeutig: Sämtliche 36 Korrelationen sind positiv und hochsignifikant ($p < .001$). Die Koeffizienten bewegen sich zwischen $r = .27$ und $r = .68$, mit einem Durchschnitt von $r = .51$. Dieses Muster zeigt, dass Männer, die auf einer der Skalen hohe Werte aufweisen, mit hoher Wahrscheinlichkeit auch auf den anderen Skalen überdurchschnittliche Werte zeigen – ein starker Hinweis darauf, dass diese verschiedenen Einstellungen tatsächlich gemeinsam als «Syndrom» in Personen auftreten.

Tabelle 4.1: Partielle Korrelationen zwischen MBE- und GBE-Skalen (Männer, kontrolliert nach Alter)

	CMNI-HKM	Man Box	GLMN	SMBG	Anti-Egalitarismus	Sexismus	Misogynie	Homophobie
Man Box	.572							
GLMN	.556	.647						
SMBG	.582	.546	.603					
Anti-Egalitarismus	.496	.591	.552	.510				
Sexismus	.512	.557	.585	.595	.645			
Misogynie	.443	.480	.532	.539	.445	.510		
Homophobie	.462	.522	.431	.490	.468	.525	.274	
Queer-Feindlichkeit	.456	.380	.436	.675	.391	.448	.444	.393

Anmerkungen: alle Korrelationen $p < .001$; Korrelationen $r > .5$ sind fett hervorgehoben; $n = 4026$ (gewichtet nach Altersgruppe und Sprachregion)

Besonders hohe Zusammenhänge finden sich zwischen der Skala maskulistischer Bedrohungsgefühle (SMBG) und Queerfeindlichkeit ($r = .68$) sowie zwischen Antiegalitarismus und Sexismus ($r = .65$). Die Männlichkeitseinstellungsskalen korrelieren untereinander ebenfalls stark, etwa Man Box und GLMN ($r = .65$) oder CMNI-HKM und SMBG ($r = .58$). Die engsten Verflechtungen zeigt dabei die SMBG-Skala, die sowohl mit den anderen Männlichkeitsskalen als auch mit den geschlechtsbezogenen Einstellungen durchgehend hohe Korrelationen aufweist. Die niedrigste Korrelation in der Matrix betrifft den Zusammenhang zwischen Misogynie und Homophobie ($r = .27$) – diese beiden Einstellungen hängen zwar statistisch signifikant zusammen, aber weniger eng als die übrigen Skalenpaare.

Tabelle 4.2 zeigt die entsprechenden partiellen Korrelationen für Frauen. Da die CMNI-HKM-Skala konzeptuell auf Männer ausgerichtet ist und entsprechend nur bei Männern erfasst wurde, fehlt sie in der folgenden Tabelle. Auch bei Frauen fallen sämtliche 28 Korrelationen positiv und hochsignifikant aus ($p < .001$). Die Koeffizienten bewegen sich zwischen $r = .19$ und $r = .64$, mit einem Durchschnitt von $r = .43$ – also etwas niedriger als bei den Männern.

27 Die Korrelation der aufgeführten Skalen mit der CMNI-Subskala stoische Männlichkeit ist hingegen gering. Sie wird deshalb in den weiteren Auswertungen nicht berücksichtigt.

Tabelle 4.2: Partielle Korrelationen zwischen MBE- und GBE-Skalen (Frauen, kontrolliert nach Alter)

	Man Box	GLMN	SMBG	Anti-Egalitarismus	Sexismus	Misogynie	Homophobie
GLMN	.469						
SMBG	.474	.491					
Anti-Egalitarismus	.448	.390	.505				
Sexismus	.444	.435	.527	.634			
Misogynie	.339	.421	.441	.383	.396		
Homophobie	.449	.343	.456	.393	.459	.190	
Queer-Feindlichkeit	.351	.394	.635	.413	.437	.383	.388

Anmerkungen: alle Korrelationen $p < .001$; Korrelationen $r > .5$ sind fett hervorgehoben; $n = 1792$ (gewichtet nach Altersgruppe und Sprachregion)

Die stärksten Zusammenhänge zeigen sich auch bei Frauen zwischen SMBG und Queerfeindlichkeit ($r = .64$) sowie zwischen Antiegalitarismus und Sexismus ($r = .63$). Auffällig ist, dass die Korrelationen, an denen die Misogynie-Skala beteiligt ist, bei Frauen durchweg schwächer ausfallen als bei Männern – insbesondere der Zusammenhang zwischen Misogynie und Homophobie ist mit $r = .19$ der niedrigste in beiden Matrizen. Inhaltlich leuchtet es ein, dass frauenabwertende Einstellungen bei Frauen selbst weniger stark in das breitere Einstellungsmuster eingebunden sind als bei Männern.

Insgesamt bestätigen die Korrelationsanalysen die Annahme, dass die untersuchten Männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungen substanziell miteinander zusammenhängen und gebündelt in Personen auftreten. Die durchweg positiven, meist mittleren bis hohen Korrelationen sprechen dafür, dass diese verschiedenen Einstellungsdimensionen Ausdruck eines gemeinsamen Syndroms sein könnten. Im folgenden Abschnitt prüfen wir diese Hypothese mittels explorativer Faktoranalyse und untersuchen, ob sich die Einstellungsskalen tatsächlich auf einen einzigen «Faktor M» zurückführen lassen.

4.2. Empirische und theoretische Begründung von «Faktor M»

Die vorangehenden Korrelationsanalysen haben nahegelegt, dass die untersuchten geschlechtsbezogenen Einstellungen Ausdruck eines gemeinsamen latenten Musters bzw. Syndroms sein könnten. Um diese Hypothese zu prüfen, setzen wir im Folgenden explorative Faktoranalysen ein. Im Anschluss an die daraus abgeleiteten empirischen Befunde fragen wir, inwiefern es für den identifizierten «Faktor M» bereits einen theoretischen Rahmen gibt – ob also etablierte Konzepte vorliegen, in die sich unsere Ergebnisse einordnen lassen. Schliesslich erläutern wir, wie der «Faktor M» für die weiteren Analysen als Mittelwertscore operationalisiert wird, und leiten daraus einen dichotomen Risikoindikator sowie einen einfachen Stellvertreterindikator («Proxy») ab.

Vorab eine Bemerkung zum Begriff «Faktor M»: Dieser wurde ursprünglich von Theunert (2024) als didaktisches, fünfdimensionales Konzept aus einer wissenschaftlichen Literaturrecherche für die geschlechterreflektierte Radikalisierungsprävention entwickelt, aber nicht empirisch validiert. Die vorliegende Studie verwendet den Begriff in einer engeren, empirisch hergeleiteten Bedeutung: Faktor M bezeichnet hier einen eindimensionalen statistischen Faktor, der aus acht Männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungsskalen extrahiert wurde und auf gewaltbegünstigende Männlichkeitsvorstellungen generell (nicht nur Radikalisierung) zielt. Innerhalb dieser engeren Bedeutung wird der Begriff im vorliegenden Bericht in mehreren, zusammenhängenden Diktionen verwendet, die je nach analytischer Perspektive unterschiedliche Aspekte desselben Konstrukts in den Vordergrund rücken: Empirisch-statistisch ist Faktor M ein Indikator (eben jener Faktor aus den acht Skalen). Inhaltlich beschreibt er ein Bündel zusammengehörender, potenziell gewaltbegünstigender Männlichkeitsvorstellungen; in dieser Lesart

sprechen wir von einem Einstellungssyndrom, spezifisch von einem «restriktiv-maskulinen Dominanz- und Abgrenzungssyndrom» bzw. verkürzt von «restriktiv-dominanten Männlichkeitseinstellungen». Geschlechtertheoretisch verweist Faktor M auf ein kulturell geteiltes Deutungsmuster, das auch von Frauen internalisiert werden kann. Schliesslich nutzen wir Faktor M didaktisch-kommunikativ als kompaktes Konzept und «Label», um die Ergebnisse für die fachliche und politische Diskussion handhabbar zu machen. Diese unterschiedlichen Diktionen sind komplementäre Perspektiven auf denselben Sachverhalt – das Verhältnis ist analog zu Begriffen wie «Bildungsstand», die ebenfalls je nach Kontext als Variable, Konstrukt, Lebenslage oder politisches Schlagwort genutzt werden.

4.2.1. Empirische Begründung von Faktor M

In einem ersten Schritt führen wir eine explorative Faktoranalyse (PCA) mit allen neun Skalen zu Männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungen durch, einschliesslich der CMNI-Subskala «Hierarchisch-kompetitive Männlichkeit» (CMNI-HKM). Das Ergebnis ist eindeutig: Die Analyse extrahiert nur einen einzigen Faktor mit einem Eigenwert grösser als 1 (Eigenwert=4.87, erklärte Varianz=54.1%), und der Screeplot zeigt entsprechend einen klaren «Knick» nach der ersten Komponente. Alle neun Skalen laden hoch auf diesem Faktor (Ladungen zwischen .65 und .82; nicht dargestellt).

Da die CMNI-HKM-Skala jedoch nur bei Männern erhoben wurde, ist diese Analyse auf das männliche Teilsample beschränkt. Für die weiteren Analysen – insbesondere für Geschlechtervergleiche und die Frage, inwiefern der «Faktor M» auch bei Frauen als Risikofaktor fungiert – ist dies ungünstig. Wir wiederholen daher die Faktoranalyse unter Ausschluss der CMNI-HKM-Skala nun für das Gesamtsample sowie separat für Männer und Frauen. Tabelle 4.3 zeigt die Ergebnisse.

Tabelle 4.3: Faktorladungen «Faktor M»

	Ladung Männer	Ladung Frauen	Ladung alle
Maskulistische Bedrohungsgefühle (SMBG)	.821	.808	.817
Sexismus	.808	.774	.806
Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen (GLMN)	.793	.698	.790
Man Box	.783	.681	.774
Anti-Egalitarismus	.762	.742	.764
Misogynie	.696	.618	.701
Queerfeindlichkeit	.678	.703	.691
Homophobie	.667	.644	.668

Auch ohne CMNI-HKM zeigt sich eine klar eindimensionale Struktur: In allen drei Analysen wird nur ein Faktor mit Eigenwert>1 extrahiert, der jeweils über 50% der Varianz erklärt. Im Gesamtsample laden alle acht Skalen substantiell auf diesem Faktor, mit Werten zwischen .67 und .82. Die höchsten Ladungen weisen «Maskulistische Bedrohungsgefühle» (.82) und «Sexismus» (.81) auf, gefolgt von «Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen» (.79), «Man Box» (.77) und «Anti-Egalitarismus» (.76). Etwas tiefere, aber immer noch hohe Ladungen zeigen «Misogynie» (.70), «Queerfeindlichkeit» (.69) und «Homophobie» (.67).

Der Vergleich zwischen den Geschlechtern zeigt ein weitgehend übereinstimmendes Muster, wobei die Faktorladungen bei Frauen durchgehend etwas tiefer ausfallen als bei Männern. Bei Männern rangieren die Ladungen von .67 bis .82, bei Frauen von .62 bis .81. Auffällig ist, dass «Misogynie» bei Frauen die tiefste Ladung aufweist (.62), während diese Skala bei Männern im mittleren Bereich liegt (.70). Die relative Rang-

folge der Skalen bleibt jedoch weitgehend stabil: «Maskulistische Bedrohungsgefühle» und «Sexismus» laden in beiden Gruppen am höchsten.

Um zu prüfen, ob der Ausschluss der CMNI-HKM-Skala die Messung von Faktor M substantiell verändert, korrelieren wir die Faktorscores der beiden Lösungen (mit vs. ohne CMNI-HKM) im Männersample. Die Korrelation beträgt $r=.994$ – die beiden Scores sind also nahezu identisch. Der Verzicht auf CMNI-HKM führt somit zu keinem nennenswerten Informationsverlust, erlaubt aber, das Frauensample in die weiteren Analysen einzubeziehen.

Die Faktoranalysen bestätigen, dass die acht bzw. neun untersuchten Skalen eine klar eindimensionale Struktur aufweisen, sowohl im Gesamtsample wie auch getrennt nach Geschlecht. Die Hypothese eines latenten «Faktors M» findet damit empirische Unterstützung. Im folgenden Abschnitt gehen wir der Frage nach, wie sich dieser Befund theoretisch einordnen lässt.

4.2.2. Theoretische Begründung des Faktors M

Die explorative Faktoranalyse zeigt, dass sämtliche untersuchten Männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungsskalen auf einem einzigen Faktor laden: dem Faktor M. Eine mögliche Erklärung für diese empirische Befundlage ist, dass die durch die einzelnen Skalen abgefragten Einstellungen eine Weltsicht zum Ausdruck bringen, in welcher eine naturgegebene binär-hierarchische Geschlechterordnung existiert. Essentialismus lautet in der Geschlechtertheorie der Fachbegriff. Er beschreibt die Überzeugung, dass das biologische Geschlecht («sex») das soziale Geschlecht («gender») prägt und bestimmt. Daraus ergibt sich die Vorstellung einer «natürlichen Geschlechterordnung». Diese kennt nur Männer und Frauen. Ihnen werden unterschiedliche Bestimmungen zugewiesen, welche in der Folge auch sozial und kulturell definieren, was als «männlich» und «weiblich» gilt bzw. welche Erlebens- und Verhaltensweisen Männern und Frauen zugestanden und von ihnen eingefordert werden. In der Expertise zur Untersuchung männlichkeitsideologischer Radikalisierungsdynamiken (Theunert, 2024), welche den Faktor M konzeptuell zu erfassen sucht, werden essentialistische Vorstellungen von Geschlecht als Fundament beschrieben, das Ideologien und Extremismen unterschiedlichster Couleur verbindet (z. B. Rechtsextremismus oder Islamismus). Die vier weiteren Dimensionen, die gemäss Theunert (2024) den Faktor M konstituieren, sind Hypermaskulinität, Misogynie, Bruderschaft und Autoritarismus. Unsere Daten können als Hinweise gedeutet werden, dass zwischen dem theoretisch postulierten Faktor M von Theunert (2024) und dem empirisch festgestellten Faktor M in der vorliegenden Untersuchung substantielle Verbindungen bestehen.

Für die weitere geschlechtertheoretische Einordnung des in unserer Befragung empirisch herausgearbeiteten Faktors M ist es wichtig, die in der Einleitung dargestellte Unterscheidung zwischen Männlichkeit (als Gesamt an gesellschaftlichen Anforderungen an Männlichkeit) und Mannsein (als Versuch jedes einzelnen Mannes, mit den gesellschaftlichen Anforderungen umzugehen) in Erinnerung zu rufen. Diese Prämisse liegt in der einen oder anderen Form jedem geschlechtertheoretisch fundierten Blick auf Männlichkeit zugrunde. Damit steht der wissenschaftliche Begriff in einem Spannungsverhältnis zu unserem Alltagsverständnis. Zentral ist als Grundlage: «Männlichkeit» wird in der Geschlechtertheorie nicht als Set an individuellen Eigenschaften von Männern konzeptualisiert. Männlichkeit ist vielmehr ein Geflecht von strukturellen Machtverhältnissen, kulturellen Prägungen und institutionellen Normen, die in komplexer Wechselwirkung, wandelnder Bestimmung und abhängig vom jeweiligen (historischen, sozialen, geografischen, sozialräumlichen etc.) Kontext einen «Anforderungskatalog» hervorbringen und an «Männer» adressiert. Dieser vermittelt Menschen mit männlicher Geschlechtsidentität Vorgaben, wie sie im Lauf männlicher Sozialisation zu werden, zu empfinden und zu handeln haben, damit sie Anerkennung und Zugehörigkeit in der Gruppe der «richtigen Männer» finden.

Das Konzept der *hegemonialen Männlichkeit* wurde von Raewynn Connell seit den 1990er-Jahren entwickelt (Connell, 1995; Connell, 1999/2015; Connell & Messerschmidt, 2005) und ist ein zentraler Bezugspunkt innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung. Connell versteht Männlichkeit als zeit- und raumgebundene Konstellation, die zwar in stetem Wandel, aber gleichwohl beständig wirkmächtig ist. Das Konzept kann leicht missverstanden werden als Vorschlag, bestimmte konkrete Leitvorstellungen von Männlichkeit als «hegemonial» – also kulturell dominierend – zu definieren. Das wird dem Konzept nicht gerecht. «Statt zu versuchen, Männlichkeit als ein Objekt zu definieren [...], sollten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Prozesse und Beziehungen richten, die Männer und Frauen ein vergeschlechtlichtes Leben führen lassen. ›Männlichkeit‹ ist – soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur» (Connell, 2015, 124).

Hegemoniale Männlichkeit ist als Machtstruktur zu verstehen, welche eine Geschlechterordnung hervorbringt, die Männern eine dominante gesellschaftliche Position gegenüber Frauen zuweist und gleichzeitig die binnengeschlechtlichen Beziehungen unter Männern hierarchisch strukturiert. «Komplizenhaft» nennt Connell jene Teilhabe am System hegemonialer Männlichkeit, dank der Männer ihren Teil der «patriarchalen Dividende» abschöpfen können, indem sie System und Träger stützen – und dadurch verhindern, in eine untergeordnete oder marginalisierte Position gedrängt zu werden. Zentral für dieses Konzept ist, dass Misogynie und Homophobie keine isolierten Einstellungen darstellen, sondern konstitutive Bestandteile hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen sind: Die Abwertung von Frauen und «Weiblichkeit» sowie die Ablehnung homosexueller – und dadurch als «unmännlich» verunglimpfte – Männer dienen sowohl der Aufrechterhaltung männlicher Dominanz wie auch der Abgrenzung gegenüber allem, was als «unmännlich» gilt. Aus dieser Perspektive bilden nicht egalitäre Geschlechterrollenvorstellungen, frauenfeindliche Einstellungen und die Ablehnung sexueller Minderheiten ein kohärentes ideologisches System.

Wichtig für die Einordnung der Studienergebnisse ist folgender Hinweis: In der Praxis wird «hegemoniale Männlichkeit» besonders dann wahrgenommen, wenn bestimmte Männer(gruppen) versuchen, mit offensiv zur Schau gestellten Symbolen männlicher Dominanz (beispielsweise mit breitbeinigem Auftreten, teuren Autos oder dicken Muskeln) diese zu betonen. Hier droht ein Missverständnis. Denn Männer mit Teilhabe am System hegemonialer Männlichkeit zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihre Teilhabe eben gerade nicht offensiv zur Schau stellen müssen. Sie genießen das Privileg, die Inanspruchnahme ihrer patriarchalen Dividende weder begründen noch erkämpfen zu müssen. Jungen und Männer, die Männlichkeit in einer übertrieben wirkenden Weise «performen», sind eher als Beispiele «protestierender Männlichkeit» (Connell, 1999, 132) zu verstehen. Sie müssen kämpfen, «um ein mit Männlichkeit verknüpftes Überlegenheitsversprechen einzulösen» (Stuve & Debus, 2012, 55). Sie wollen das, was die anderen auch haben, verfügen aber nicht über die Ressourcen und Kenntnisse (z. B. der Spielregeln und bildungsbürgerlichen Codes), um diese Privilegien mit selbstverständlicher Lässigkeit in Anspruch zu nehmen (ebd.). Diese Differenzierung ist wichtig, um insbesondere das Phänomen maskulistischer Bedrohung zu verstehen. Dieses Bedrohungsgefühl kann aus zwei Richtungen genährt werden: Aus der Bedrohung gegenwärtiger Privilegien, aber auch aus der Bedrohung, das Versprechen auf eine künftige Teilhabe an der «patriarchalen Dividende» könnte sich für die heutige Generation junger Männer nicht mehr einlösen.

Der Soziologe Pierre Bourdieu (1997, 2005) versteht Männlichkeit als Herrschaftssystem, dessen strukturelle Ablagerungen und Prägungen das geschlechtstypisch eingeforderte Wahrnehmen, Denken und Handeln von Männern prägen, homogenisieren und selbstverständlich machen. So durchdringt der

männliche Habitus die gesellschaftliche Ordnung ebenso wie den einzelnen Mann. Durch seine Selbstverständlichkeit entzieht er sich der Sicht- und Bearbeitbarkeit. «Die Macht der männlichen Ordnung zeigt sich an dem Umstand, dass sie der Rechtfertigung nicht bedarf. Die androzentrische Sicht zwingt sich als neutral auf und muss sich nicht in legitimatorischen Diskursen artikulieren» (2005, 21). Wenn Männer mit grosser Selbstverständlichkeit gesellschaftliche Privilegien zu beanspruchen lernen und ihnen ihre androzentrische Anspruchshaltung selbst verborgen bleibt, wird der kritische Spiegel zur Bedrohung. Entsprechend gereizt reagieren Männer, wenn sie von Dritten auf ihren männlichen Habitus hingewiesen werden. Carsten Wippermann (2026) formuliert die Dynamik mit Blick auf junge Männer in Deutschland ebenso drastisch wie anschaulich: «Wie man eigenen Mundgeruch oder Schweiß nicht wahrnimmt, es dazu der außerordentlichen Intensivität bedarf oder der Hinweise und Resonanz Anderer, so nehmen die meisten jungen Männer ihre eigene Vorteils- und Machtstellung in der Gesellschaft nicht wahr, weisen eine solche Diagnose weit von sich, weil sie sich im Alltag anders erleben und ein anderes Selbstbild haben» (7).

Ergänzend erklärt die *Precarious Manhood Theory* (Vandello & Bosson, 2008; Vandello et al., 2013), wie männlichkeitsideologische Einstellungen psychologisch zusammenhängen: Männlichkeit wird kulturübergreifend als prekärer, stets neu zu beweisender sozialer Status verstanden, der – im Gegensatz zu Weiblichkeit – durch öffentliche Handlungen erworben und verteidigt werden muss. Diese strukturelle Unsicherheit erzeugt bei Männern eine erhöhte Sensibilität gegenüber Bedrohungen ihres Geschlechtsstatus. Die in der vorliegenden Studie eingesetzte Skala maskulistischer Bedrohungsgefühle (SMBG) erfasst genau diese affektive Komponente: Die Items – etwa die Besorgnis darüber, dass «*richtige Männer an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden*» oder dass «*männliche Werte wie Stärke, Mut und Ehre an Bedeutung verlieren*» – operationalisieren das subjektive Erleben einer Bedrohung des eigenen Männlichkeitsstatus auf gesellschaftlicher Ebene. Die hohe Ladung der SMBG auf dem gemeinsamen Faktor verdeutlicht, dass maskulistische Bedrohungsgefühle nicht losgelöst von anderen geschlechtsbezogenen Einstellungen existieren, sondern mit der Befürwortung und Naturalisierung «traditioneller» Geschlechterrollen, der Abwertung von Frauen und der Ablehnung sexueller Minderheiten ein zusammenhängendes Einstellungssyndrom bilden. Diese Einstellungen lassen sich als komplementäre Strategien zur Absicherung eines als bedroht wahrgenommenen Männlichkeitsstatus interpretieren. Bedroht ist dabei nicht nur der Status an sich (d. h. die männliche Dominanzposition im Geschlechterverhältnis), sondern auch die Annahme, Männlichkeit sei ein Gegebenes. Sie sichert Männern die Sorglosigkeit, sich auf einen vermeintlich «natürlichen» Bauplan des Männlichen zurückziehen zu können. Fällt diese Illusion zusammen, wird nicht nur die männliche Position rechtfertigungspflichtig, sondern auch die männliche Identität. Der Tragweite dieser Erkenntnis vermögen sich viele Männer (noch) nicht zu stellen. Diesen Prozess behutsam zu begleiten, ist eine pädagogische Herausforderung, der wir uns stellen müssen, wenn wir Männlichkeitsideologien ernsthaft bearbeiten wollen.

Die Faktoranalyse zeigt, dass der Faktor M auch bei Frauen eine kohärente eindimensionale Struktur aufweist – wenngleich mit etwas tieferen Faktorladungen. Wie lässt sich erklären, dass auch Frauen hohe Werte auf diesem Einstellungssyndrom aufweisen können, obwohl sie keinen eigenen Männlichkeitsstatus zu verteidigen haben? Die erwähnten theoretischen Ansätze bieten hierfür Erklärungsansätze, insofern sie gleichermaßen betonen, dass dieses System nicht allein von Männern getragen wird. Connell (1987) führt den Begriff der «betonten Weiblichkeit» («*emphasized femininity*») ein, um jene Form von Weiblichkeit zu beschreiben, die sich dem System hegemonialer Männlichkeit anpasst und komplementär zu Inszenierungen hegemonialer Männlichkeit verhält und diese aktiv stützt (vgl. auch Schippers, 2007) – etwa durch die Akzeptanz weiblicher Unterordnung, die Orientierung an männlichen Bedürfnissen und die Abgrenzung von Frauen, die diese Normen in Frage stellen. Frauen mit hohen Faktor M-

Werten können somit als Trägerinnen einer Geschlechterideologie verstanden werden, die männliche Dominanz als legitim und natürlich erachten – und die davon auch subjektiv profitieren können, etwa durch sozialen Status, Zugehörigkeit oder Schutz innerhalb nicht egalitärer Geschlechterarrangements. Hegemoniale Männlichkeit als kulturelles Deutungsmuster steht allen Mitgliedern einer Gesellschaft zur Verfügung. Die Abwertung von «Unmännlichkeit», die Ablehnung sexueller Minderheiten und die Befürwortung nicht egalitärer Geschlechterrollen sind keine exklusiv männlichen Einstellungen, sondern Ausdruck eines geteilten normativen Systems. Frauen können diese Normen ebenso internalisieren und vertreten wie Männer – sei es aus Überzeugung, aus Konformitätsdruck oder aus einem wahrgenommenen Eigeninteresse an der Aufrechterhaltung traditioneller Strukturen.

In einer intersektionalen Perspektive ist auch ein Verweis auf kritische innerfeministische Debatten wichtig. Dort wird darauf hingewiesen, dass Gleichstellung oft als Projekt privilegierter *weisser* Frauen gedacht und umgesetzt wird. Diese erlaube es ihnen, sich ihren privilegierten *weissen* Männern gleichzustellen, während Klassismus und gesellschaftliche Ungleichheiten unbearbeitet bleiben. Nancy Fraser hat bereits 2009 festgehalten: «Die kulturellen Veränderungen, die die Neue Frauenbewegung in Gang setzen konnte, dienten, so heilsam sie an sich sind, zugleich der Legitimation eines strukturellen Umbaus der kapitalistischen Gesellschaft, welcher feministischen Visionen einer gerechten Gesellschaft diametral zuwiderläuft».

Auch die *Precarious Manhood Theory* lässt sich auf Frauen adaptieren. Offenkundig können Frauen keine Bedrohung ihres eigenen Männlichkeitsstatus erleben. Sie können jedoch Bedrohungen «traditioneller Männlichkeit» auf gesellschaftlicher Ebene wahrnehmen und als problematisch bewerten – etwa wenn sie die Erosion traditioneller Geschlechterrollen als Verlust von Stabilität, Sicherheit oder Orientierung interpretieren. Die SMBG-Skala erfasst solche generalisierten Bedrohungswahrnehmungen, die nicht an die eigene Geschlechtsidentität gebunden sein müssen. Eine Frau kann durchaus besorgt sein, dass «richtige Männer» marginalisiert werden, wenn sie diese Entwicklung als Bedrohung einer Geschlechterordnung erlebt, von der sie selbst profitiert oder die sie für gesellschaftlich funktional hält.

Der vorliegend identifizierte Faktor M bildet ein latentes Konstrukt ab, das als vergeschlechtlichtes Dominanz- und Abgrenzungssyndrom verstanden werden kann – ein ideologisches Syndrom, das verschiedene Facetten traditioneller, hegemonialer und defensiver Männlichkeitsvorstellungen in sich vereint. Dieses Syndrom ist nicht auf Männer beschränkt: Als kulturell geteiltes Deutungsmuster kann es von beiden Geschlechtern internalisiert und vertreten werden, wenngleich aus teilweise unterschiedlichen Motiven und mit unterschiedlichen Implikationen.

4.2.3. Operationalisierung von Faktor M

Die Faktoranalyse hat gezeigt, dass die acht untersuchten Einstellungsskalen eine eindimensionale Struktur aufweisen. Um diesen Faktor M für die weiteren Analysen nutzbar zu machen, bilden wir eine Gesamtskala als Mittelwert der acht Subskalen und untersuchen deren Eigenschaften. Anschliessend prüfen wir, welche Einzelskala sich am besten als einfacher Stellvertreter für Faktor M eignet. Schliesslich leiten wir einen dichotomen Risikoindikator ab, der die Identifikation einer Gruppe mit hoch ausgeprägtem Faktor M ermöglicht, welche nachfolgend als «High-Score-Gruppe» bezeichnet wird.

Die Faktor M-Gesamtskala wird als Mittelwert der acht Subskalen gebildet: Maskulistische Bedrohungsgefühle (SMBG), Sexismus, Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen (GLMN), Man Box, Anti-Egalitarismus, Misogynie, Queerfeindlichkeit und Homophobie. Die interne Konsistenz dieser Skala ist hoch: Cronbachs Alpha beträgt .87 in der Gesamtstichprobe und liegt auch bei getrennter Berechnung für Männer ($\alpha=.87$) und Frauen ($\alpha=.82$) im guten bis sehr guten Bereich. Dass der Alpha-Wert bei Frauen etwas

tiefer ausfällt, korrespondiert mit den bereits berichteten etwas schwächeren Faktorladungen in dieser Gruppe. Wichtig ist zudem, dass sich die Reliabilität durch den Ausschluss einer einzelnen Subskala in keinem Fall verbessern würde – alle acht Komponenten tragen somit substantiell zur Gesamtskala bei.

Die Verteilungseigenschaften der Faktor M-Skala sind für die weiteren Analysen günstig. Der Mittelwert liegt zwar bei $M=1.75$ ($SD=0.50$) auf einer Skala von 1 bis 4, was auf eine insgesamt eher tiefe Ausprägung der erfassten Einstellungen in der Stichprobe hindeutet. Allerdings liegt dieser Wert deutlich höher als bei den meisten Einzelskalen, von denen mehrere Verteilungen stark am unteren Skalenende konzentriert sind (z. B. Man Box: $M=1.25$, Anti-Egalitarismus: $M=1.41$). Die Gesamtskala nutzt das Skalenspektrum somit besser aus. Die Skala weist eine moderate Rechtsschiefe auf ($Schiefe=0.62$), ist aber deutlich symmetrischer verteilt als die meisten Einzelskalen. Auch die Kurtosis liegt nahe bei null (-0.11), was auf eine annähernd normalverteilte Form hindeutet. Die Mittelwertbildung über acht Subskalen führt somit zu einer Glättung der teils stark schiefen Einzelverteilungen und ergibt eine Gesamtskala mit günstigen statistischen Eigenschaften.

Proxy-Skala für den Faktor M

Für manche Anwendungen – etwa in kürzeren Befragungen oder für ein einfaches Risikoscreening – kann es sinnvoll sein, den Faktor M nicht über alle acht Subskalen zu erfassen, sondern durch eine einzelne Skala zu approximieren. Als Stellvertreterindikator eignet sich besonders jene Subskala, die den Faktor am stärksten repräsentiert. Die Skala «Maskulistische Bedrohungsgefühle» (SMBG) erfüllt dieses Kriterium am besten: Sie weist die höchste Faktorladung auf (.82) und zeigt die stärkste korrigierte Item-Skala-Korrelation mit der Gesamtskala ($r=.76$). Zudem verfügt die SMBG über günstigere Verteilungseigenschaften als die meisten anderen Subskalen: Mit einer moderaten Schiefe (0.36) und einer breiten Streuung ($SD=0.92$) bildet sie das Spektrum der Einstellungen differenzierter ab als andere Skalen. Wenn Faktor M mit einer einzigen Skala angenähert werden soll, ist die SMBG somit der geeignetste Stellvertreterindikator oder «Proxy».

Dichotomer Indikator für «High-Score» Faktor M

Für bestimmte Anwendungen – etwa die Identifikation von Zielgruppen für Präventionsmassnahmen oder zu Illustrationszwecken – ist es hilfreich, neben der kontinuierlichen Faktor M-Skala auch einen dichotomen Risikoindikator zu bilden. Dieser teilt die Stichprobe in eine «Hochrisikogruppe» (High-Score-Gruppe) und eine Vergleichsgruppe.

Als Cut-off wählen wir das 80. Perzentil der (nach Alter und Sprachregion) gewichteten männlichen Stichprobe, d. h. die obersten 20% der Männer auf der Faktor M-Skala werden als «High-Score-Gruppe» klassifiziert. Die Schwelle von 20% folgt einer etablierten Konvention in der kriminologischen Risikoforschung. Farrington und Loeber (2000) zeigen, dass die Dichotomisierung von Risikofaktoren am obersten Viertel bzw. Fünftel aussagekräftige und kommunizierbare Befunde liefert, ohne dass die Stärke der auf kontinuierlichen Skalen gemessenen Zusammenhänge wesentlich abnimmt. Der 20%-Schwellenwert entspricht zudem dem Pareto-Prinzip, wonach ein vergleichsweise kleiner Anteil einer Population für einen überproportional grossen Anteil problematischer Outcomes verantwortlich ist – ein Muster, das sich etwa in der Kriminologie vielfach replizieren liess (vgl. Martinez et al., 2017).

Der gewählte Cut-off stellt einen pragmatischen Kompromiss dar: Einerseits ist die Gruppe eng genug definiert, um tatsächlich Personen mit erhöhtem Risiko zu erfassen; andererseits ist sie gross genug, um in den weiteren Analysen hinreichende statistische Power zu gewährleisten und eine allzu schiefe Verteilung zu vermeiden.

4.3. Soziodemografische Verteilung des Faktors M

In diesem Kapitel untersuchen wir, wie der Faktor M nach Geschlecht und Alter, nach Bildung, Einkommen und sozialem Status sowie nach soziokultureller Herkunft und Konfessionszugehörigkeit verteilt ist – und versuchen mittels multivariater Analysen zu klären, welchen eigenständigen Erklärungsbeitrag diese untereinander zusammenhängenden Merkmale jeweils leisten.

4.3.1. Geschlecht und Alter

Abbildung 4.1 zeigt die Mittelwertsverteilung von Faktor M nach Geschlecht und Altersgruppen, während Abbildung 4.2 die Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach diesen Merkmalen darstellt. Die Mittelwerte geben Auskunft über das durchschnittliche Ausmass eines maskulinen Dominanz- und Abgrenzungssyndroms in verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Die High-Score-Gruppe – definiert als die obersten 20% der Männerstichprobe – erlaubt hingegen einen Blick auf die Extremausprägungen: Wie gross ist der Anteil von Personen mit besonders ausgeprägten problematischen Männlichkeits- und geschlechtsbezogenen Einstellungen in den verschiedenen Gruppen? Diese Perspektive ist für die Prävention besonders relevant, da hier jene Personen identifiziert werden, bei denen das Risiko für problematische oder strafrechtlich relevante Verhaltensweisen – etwa mit Blick auf Gewalt, Diskriminierung, Hass («hate speech») und Radikalisierung im digitalen und analogen Raum – am höchsten sein dürfte.

Abbildung 4.1: Mittelwertsverteilung von Faktor M nach Geschlecht und Altersgruppen

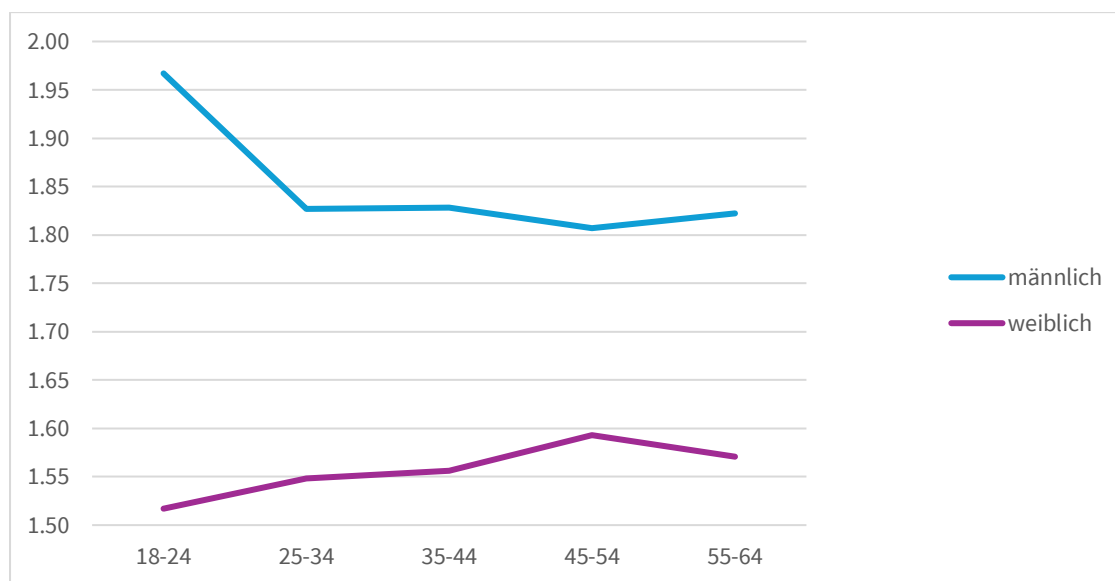


Abbildung 4.1 zeigt zunächst wie erwartet einen grossen Geschlechterunterschied. Männer weisen mit einem Mittelwert von 1.84 deutlich höhere Werte auf als Frauen mit 1.56 ($F(1, 6093)=437.15, p<.001$).

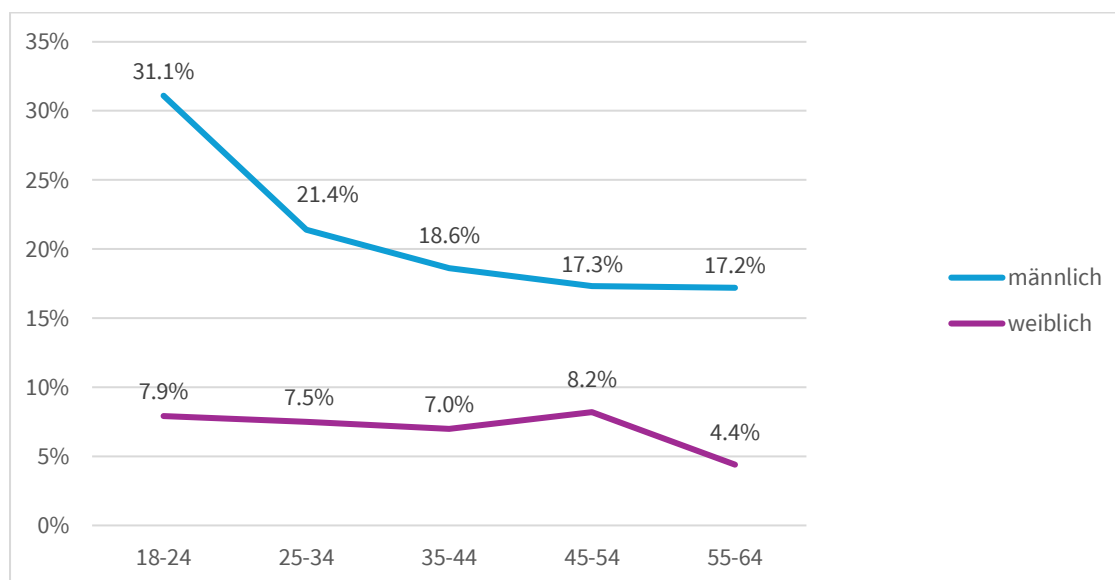
Besonders aufschlussreich ist jedoch der Blick auf die Altersunterschiede, die sich zwischen den Geschlechtern deutlich unterscheiden. Das schlägt sich in einem signifikanten Interaktionseffekt von Alter und Geschlecht nieder ($F(4, 6093)=5.98, p<.001$). Bei den Männern zeigt sich ein markanter Alterseffekt ($F(4, 6093)=9.88, p<.001$). Die jüngste Altersgruppe (18–24 Jahre) weist mit einem Mittelwert von 1.97 den mit Abstand höchsten Wert auf. Alle vier älteren Altersgruppen unterscheiden sich hochsignifikant von dieser jüngsten Gruppe (alle $p<.001$), liegen aber untereinander auf praktisch identischem Niveau zwischen 1.81 und 1.83 und unterscheiden sich entsprechend auch nicht signifikant voneinander. Die Trendanalyse bestätigt dieses Muster: Es zeigt sich sowohl ein signifikanter linearer Trend ($p<.001$) als auch ein signifikanter quadratischer Trend ($p<.001$). Der lineare Rückgang des

Faktors M mit zunehmendem Alter geht also im Wesentlichen auf den Unterschied zwischen der jüngsten und allen anderen Gruppen zurück; der quadratische Trend bildet genau diesen visuell ins Auge springenden «Knick» nach der jüngsten Altersgruppe ab.

Bei Frauen ergibt sich ein gänzlich anderes Bild. Hier findet sich kein signifikanter Alterseffekt insgesamt ($F(4, 6093)=1.00, p=.404$). Tendenziell zeigt sich ein leicht gegenläufiges Muster: Die Werte steigen von 1.52 bei den Jüngsten auf 1.59 bei den 45- bis 54-Jährigen leicht an. Von diesen Unterschieden erreicht keiner statistische Signifikanz. Einzig der lineare Trend erreicht knapp das Signifikanzniveau ($p=.048$), was auf einen schwachen Anstieg mit zunehmendem Alter hindeutet. Dies kann im Sinne eines Generationeneffekts verstanden werden, wobei jüngere Frauen geschlechterpolitisch progressiver sind als ältere.

Abbildung 4.2 zeigt die Verteilung der «High-Score-Gruppe» von Faktor M, welche nach den 20% der Männer mit den höchsten Faktor M-Werten definiert wird. Die Abbildung zeigt, wie dieser Anteil in den verschiedenen Alters-/Geschlechtsgruppen variiert.

Abbildung 4.2: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Geschlecht und Altersgruppen



Der Geschlechterunterschied tritt hier wieder sehr deutlich hervor: Während (definitionsgemäss) 20% der Männer zur High-Score-Gruppe gehören, sind es bei den Frauen lediglich 7% – Männer sind also fast dreimal so häufig in dieser Extremgruppe vertreten ($F(1, 6093)=185.83, p<.001$).

Bei den Männern zeigt sich erneut die besondere Stellung der jüngsten Altersgruppe ($F(4, 6093)=14.97, p<.001$): Mehr als 31% der 18- bis 24-jährigen Männer fallen in die High-Score-Gruppe – ein Wert, der hochsignifikant über dem aller anderen Altersgruppen liegt. Die 25- bis 34-Jährigen folgen mit 21%, während die drei ältesten Gruppen mit Werten zwischen 17% und 19% praktisch auf gleichem Niveau liegen. Anders als bei den Mittelwerten zeigen sich hier jedoch auch einige signifikante Unterschiede zwischen den mittleren und älteren Gruppen: Die 25- bis 34-Jährigen unterscheiden sich signifikant von den 45- bis 54-Jährigen ($p=.016$) und den 55- bis 64-Jährigen ($p=.012$). Die Trendanalyse zeigt sowohl einen hochsignifikanten linearen ($p<.001$) als auch quadratischen Trend ($p<.001$).

Bei den Frauen finden sich keinerlei signifikante Altersunterschiede im Anteil der High-Score-Gruppe ($F(4, 6093)=0.71, p=.588$). Die Werte schwanken unsystematisch zwischen 4% und 8%, ohne klar erkennbares Muster. Auch die Trendanalyse zeigt keine signifikanten linearen oder quadratischen Effekte. Selbst die

Unterschiede zwischen der ältesten Frauengruppe und den jüngeren Frauengruppen sind nicht signifikant.

Der Vergleich der beiden Abbildungen offenbart eine interessante Verstärkung des Alterseffekts bei Männern: Während der Unterschied in den Mittelwerten zwischen den jüngsten und den älteren Männern rund 0.14 bis 0.16 Skalenpunkte beträgt (ein moderater, wenngleich hochsignifikanter Unterschied), vergrössert sich die Diskrepanz beim Anteil der High-Score-Gruppe auf fast das Doppelte (31% vs. 17–21%). Die erhöhten Werte bei jungen Männern widerspiegeln nicht einfach eine gleichmässige Verschiebung der gesamten Verteilung nach oben, sondern gehen mit einem überproportionalen Anteil an Extremausprägungen einher. Für präventive Massnahmen ist dies ein zentraler Befund. Nicht nur sind junge Männer im Durchschnitt stärker von problematischen Männlichkeitsvorstellungen geprägt, sondern unter ihnen findet sich auch ein besonders hoher Anteil mit extremen Einstellungen.

Wie schon wiederholt ausgeführt, können die höheren Faktor M-Werte bei jungen Männern grundsätzlich auf zwei Weisen interpretiert werden:

Ein *Alterseffekt* würde bedeuten, dass sich mit zunehmendem Alter und wachsender Lebenserfahrung problematische, stereotype Männlichkeitseinstellungen allmählich relativieren, aufweichen oder auflösen. Beispielsweise könnte sich eine starke Ausrichtung an Männlichkeitsideologien für die Beziehungsgestaltung, die berufliche Entwicklung oder die eigene Gesundheit als dysfunktional erweisen. Auch für das mittlere Erwachsenenalter charakteristische Erfahrungen – beispielsweise Familiengründung und Elternschaft, Krisenerfahrungen wie Trennung/Scheidung, Krankheit oder Unfall, aber auch Erfahrungen des Scheiterns wie Arbeitsplatzverlust und Erwerbslosigkeit oder die Wahrnehmung der eigenen Vergänglichkeit – bilden zu klassischen Männlichkeitsanforderungen ein Spannungsfeld.

Ein *Kohorteneffekt* hingegen würde implizieren, dass kollektiv geteilte Erfahrungen Generationen als Ganzes prägen, wie zum Beispiel im Extremfall Kriegserfahrungen. In dieser Betrachtung wäre zu fragen, ob das Aufwachsen und die Sozialisation der heutigen Generation junger Männer sich im Vergleich zu früheren Generationen substantiell unterscheidet und diese Prägungen auch im weiteren Lebensverlauf wirksam sind. So könnte man argumentieren, dass die in den 1960er- bis 1980er-Jahren sozialisierten Männer (also die heute 45-65-Jährigen) im Zug der Frauen- und Gleichstellungsbewegung einen generationentypischen Zugang zu Fragen von Geschlechterbeziehungen und -identitäten erhalten haben. Demgegenüber wären die nach 2000 geborenen jungen Männer durch die Erfahrung verbunden, als *digital natives* mit den Einflüssen von vernetzten Computergames und sozialen Medien und den sie steuernden, selbstverstärkenden Algorithmen gross geworden zu sein. Mehrere Befunde sprechen dafür, dass neben Alterseffekten Kohorteneffekte auch eine Rolle spielen dürften: Erstens: Der markante «Knick» zwischen der jüngsten Altersgruppe und allen anderen, gefolgt von einem praktisch flachen Verlauf über die restlichen vier Jahrzehnte, ist mit einem reinen Alterseffekt schwer zu erklären. Bei einem Alterseffekt wäre ein eher kontinuierlicher Rückgang zu erwarten. Zweitens deutet der weitgehend fehlende Alterseffekt bei Frauen darauf hin, dass Reifungsprozesse allein die Geschlechterunterschiede nicht erklären können. Stattdessen scheint es, als habe sich bei der jüngsten Kohorte etwas Grundlegendes verändert.

Was könnte hinter einem solchen Kohorteneffekt stehen? Eine naheliegende Hypothese betrifft den unterschiedlichen Medienkonsum. Die Generation der heute 18- bis 24-Jährigen ist die erste, die von Kindsbeinen an mit Social Media aufgewachsen ist. Plattformen wie YouTube, TikTok und Instagram bieten ein breites Angebot an Inhalten, die traditionelle oder «toxische» Männlichkeitsbilder propagieren – von Fitness- und Lifestyle-Influencern bis hin zu dezidiert antifeministischen Inhalten der sogenannten Manosphere. Hinzu kommen Online-Gaming-Kulturen, in denen ebenfalls stereotype Männlichkeits-

normen verbreitet sind und die sich mit der Manosphere überschneiden. In welchem Umfang junge Männer solche Inhalte konsumieren und ob dies mit erhöhten Faktor M-Werten zusammenhängt, soll zu einem späteren Zeitpunkt im geplanten zweiten Teilbericht untersucht werden.

Eine zweite Hypothese betrifft die Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen und die Frage, wie männliche Heranwachsende mit den Fortschritten in der Gleichstellung der Geschlechter umgehen. Denn auch wenn die tatsächliche Gleichstellung in allen Lebensbereichen²⁸ noch lange nicht umgesetzt ist, haben sich die Verhältnisse verändert. Auch in der Schweiz haben die Mädchen und Frauen bezüglich Bildungsverläufen und -erfolgen die Jungen und Männer überholt.²⁹ Wie Sexualität verhandelt wird und wie heteroromantische Beziehungen entstehen, verändert sich. Online-Dating-Plattformen haben die Partnersuche grundlegend verändert und sorgen bei vielen jungen Männern für Ohnmachtsgefühle und Frustrationen, die ebenfalls förderlich für problematische Männlichkeitseinstellungen sein könnten.

Ein dritter relevanter Einfluss könnte die Zuwanderung aus eher patriarchal bzw. patrimonial (vgl. weiter unten 4.4.4) geprägten Gesellschaften sein. In Gesellschaften mit schwachen rechtsstaatlichen Strukturen und knappen Ressourcen sind patriarchale Kulturen besonders wirkmächtig. Die staatliche Rechtsordnung wird ergänzt oder ersetzt durch soziale Regulierungen wie das Konzept der Ehre (vgl. Enzmann, 2004). Kindern und Jugendlichen, die in patriarchal geprägten Milieus aufwachsen, werden mit erhöhter Wahrscheinlichkeit restriktiv-dominante Männlichkeitsvorstellungen vermittelt. Da der Anteil von Personen mit entsprechenden Migrationshintergründen in den jüngeren Altersgruppen höher ist als in den älteren, könnte dies zum beobachteten Altersmuster beitragen. Dabei sind (direkte) Effekte, vermittelt über die familiäre Sozialisation ebenso möglich wie indirekte Effekte, wobei innerhalb der männlichen Peergroup patriarchale Männlichkeitsnormen gegenüber egalitären Werten gestärkt werden. Ob und in welchem Ausmass Herkunftseffekte tatsächlich eine Rolle spielen, untersuchen wir weiter unten in diesem Kapitel. Die «Wiederbelebung» traditionell-restriktiver Männlichkeitsnormen in der jüngsten Altersgruppe *ausschliesslich* als «importiertes Problem» darzustellen, scheint allerdings eine stark verkürzende und nicht haltbare Perspektive. Vielmehr sind die dargestellten Mechanismen in Wechselwirkung miteinander zu verstehen.

Eine eindeutige Differenzierung zwischen Alters- und Kohorteneffekten ist – wie schon erwähnt – mit Querschnittsdaten nicht möglich. Dazu wären Längsschnittstudien notwendig, die mehrere Alterskohorten über längere Zeiträume begleiten. Vorliegend können wir nur Hypothesen formulieren und dafür nach indirekten Belegen suchen.

In den folgenden Abschnitten untersuchen wir, wie sich Faktor M neben Alter und Geschlecht nach weiteren soziodemografischen Merkmalen verteilt: nach Bildungsniveau, Einkommen und subjektivem sozialem Status (Kapitel 4.3.2) sowie nach soziokultureller Herkunft und Konfessionszugehörigkeit (Kapitel 4.3.3).

4.3.2. Bildung, Status und Einkommen

Neben Geschlecht und Alter gehören Bildung, beruflicher Status und Einkommen zu den klassischen soziodemografischen Faktoren, die mit einer Vielzahl von Einstellungen und Verhaltensweisen zusammenhängen. Aus der Forschung zu traditionellen Geschlechterrolleneinstellungen ist etwa bekannt, dass höhere Bildung mit egalitäreren Einstellungen (Davis & Greenstein, 2009) und tieferen Werten auf Skalen

28 Gemäss Verfassungsauftrag Artikel 8 Absatz 3

29 Für die Schweiz: <https://genderequality.bfs.admin.ch/de/>

zu Antifeminismus, Sexismus, Misogynie etc. (Decker et al., 2022, 2024) einhergeht. Ähnliches ist auch für den Faktor M zu erwarten, zu welchem auch ganz wesentlich anti-egalitäre Einstellungen gehören.

Für die folgenden Analysen verwenden wir drei Indikatoren des sozioökonomischen Status, nämlich den Bildungsabschluss, den sozialen Status und das Einkommen. Der höchste Bildungsabschluss wurde auf einer ursprünglich siebenstufigen Skala erhoben, die für die Analyse auf fünf Stufen reduziert wurde: (1) höchstens obligatorische Schulbildung (5.7% der Stichprobe), (2) Berufslehre oder Vollzeitberufsschule (24.6%), (3) höhere Berufsbildung wie Meisterprüfung oder Höhere Fachschule (22.0%), (4) Mittelschule/Gymnasium (8.1%) sowie (5) Fachhochschule oder Universität (39.6%).

Als Mass für den beruflichen Status verwenden wir den *International Socio-Economic Index of Occupational Status* (ISEI-08; Ganzeboom & Treiman, 2010). Der ISEI ordnet Berufen einen Wert zwischen 16 und 90 zu, basierend auf dem typischen Bildungsniveau und Einkommen der jeweiligen Berufsgruppe. Er ist also eine Art Scharnierkonstrukt zwischen Bildung und Einkommen. Berücksichtigt wurde der ISEI derjenigen Person im Haushalt, die am meisten zum Haushaltseinkommen beiträgt. Es handelt sich also um ein Mass für den sozialen Status des Haushalts, nicht notwendigerweise der befragten Person selbst. Für die Analyse wurden die ISEI-Werte in fünf sogenannte Quintile eingeteilt, wobei jedes Quintil etwa 20% der Stichprobe umfasst.

Als Einkommensindikator verwenden wir das monatliche Nettoeinkommen des Haushalts, gewichtet nach Haushaltsgrösse gemäss der modifizierten OECD-Äquivalenzskala (OECD, 2013). Diese Gewichtung berücksichtigt, dass grössere Haushalte zwar mehr Einkommen benötigen, aber auch von Skaleneffekten profitieren. Auch hier wurden für die Analyse fünf Quintile gebildet.

Für die folgenden Analysen fokussieren wir uns auf die Männerstichprobe und verwenden als abhängige Variable den Anteil in der High-Score-Gruppe von Faktor M (d. h. die obersten 20%). Zunächst untersuchen wir die Haupteffekte der drei sozioökonomischen Faktoren. Anschliessend prüfen wir, ob signifikante Interaktionen mit dem Alter vorliegen – ob also der Zusammenhang zwischen sozioökonomischem Status und Faktor M in verschiedenen Altersgruppen unterschiedlich stark ausgeprägt ist.

Abbildung 4.3: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Bildungsniveau in der Männerstichprobe

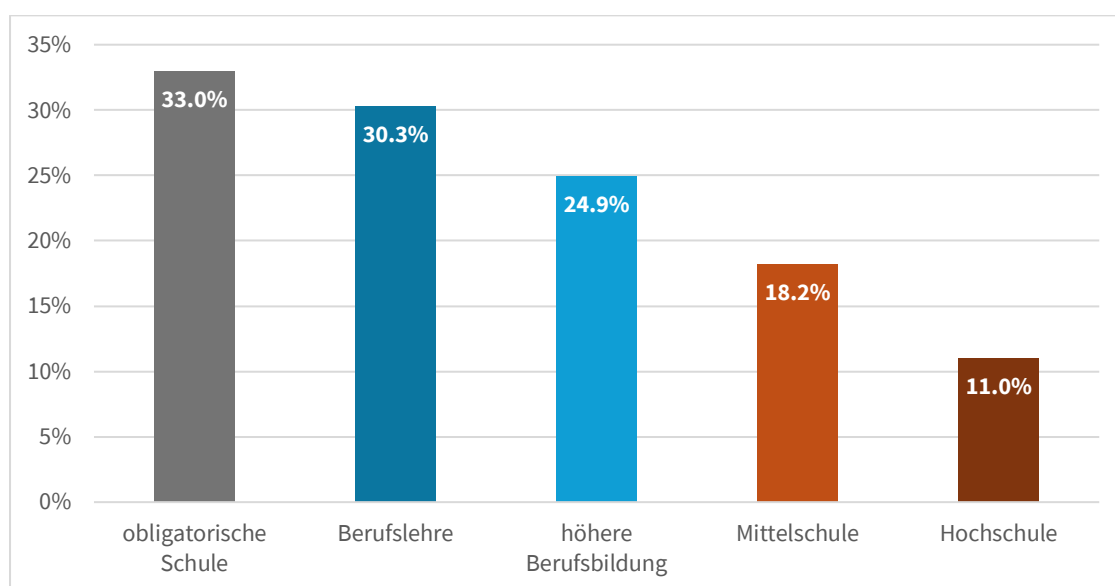
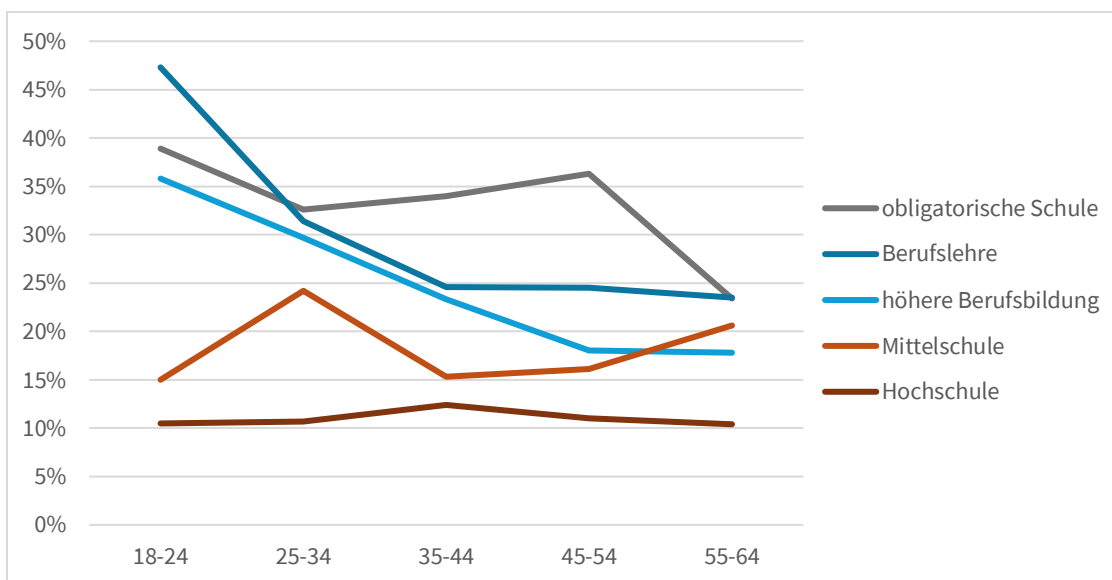


Abbildung 4.3 zeigt den erwarteten deutlichen Bildungsgradienten: Je höher das Bildungsniveau, desto geringer der Anteil von Männern in der High-Score-Gruppe ($F(4, 4062)=36.69, p<.001$). In der tiefsten Bildungsstufe (höchstens obligatorische Schule) beträgt der Anteil 33%. Damit ist er dreimal so hoch wie in der Gruppe mit Hochschulabschluss (11%). Die Abstufung verläuft fast perfekt linear ($p<.001$): Berufslehre 30%, höhere Berufsbildung 25%, Mittelschule 18%, Hochschule 11%. Bemerkenswert ist weiter, dass sich fast alle Bildungsstufen signifikant voneinander unterscheiden – mit Ausnahme der beiden tiefsten Stufen (obligatorische Schule vs. Berufslehre, $p=.341$).

Zusätzlich zum Haupteffekt der Bildung zeigt sich ein signifikanter Interaktionseffekt von Bildung und Alter ($F(16, 4062)=2.45, p=.001$). Dies bedeutet, dass der Zusammenhang zwischen Bildung und Faktor M nicht in allen Altersgruppen gleich stark ist. Abbildung 4.4 veranschaulicht dieses Muster.

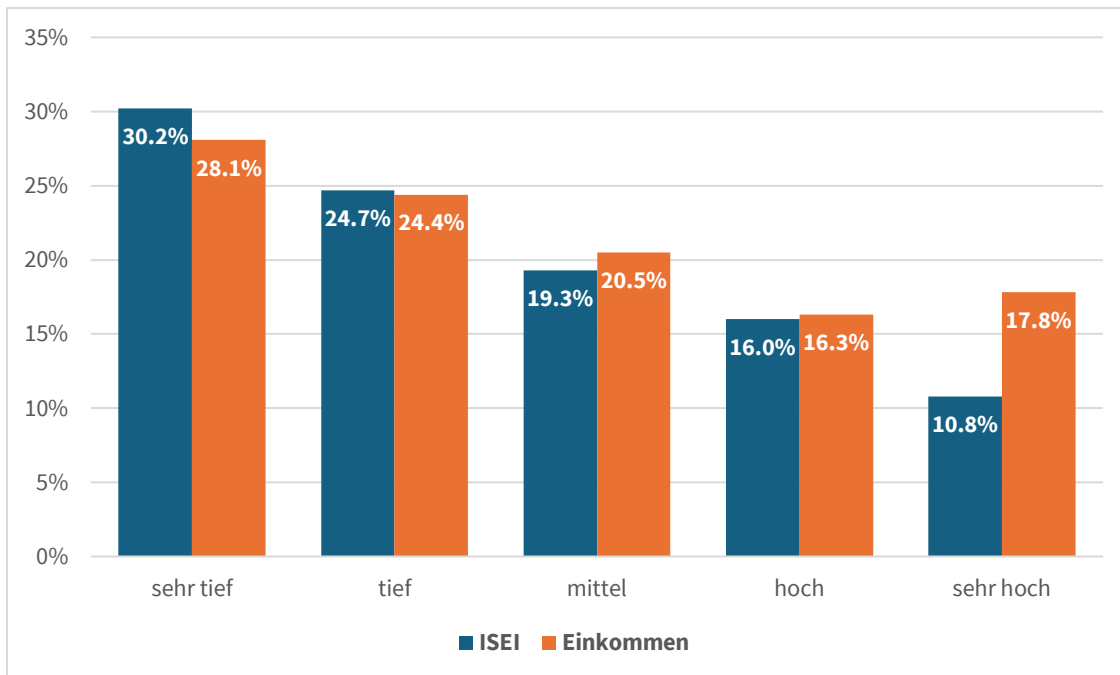
Abbildung 4.4: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Bildungsniveau und Altersgruppen in der Männerstichprobe



Die nach Alter aufgeschlüsselten Verläufe offenbaren ein bemerkenswertes Muster. Der Alterseffekt – spezifisch der Rückgang des Anteils in der High-Score-Gruppe mit zunehmendem Alter – zeigt sich ausschliesslich in den tieferen Bildungsstufen. In der Gruppe mit Berufslehre sinkt der Anteil von sehr hohen 47% bei den 18- bis 24-Jährigen auf 24% bei den 55- bis 64-Jährigen ($F(4, 4062)=11.32, p<.001$). Auch bei der höheren Berufsbildung ist ein signifikanter Altersabfall zu beobachten ($F(4, 4062)=4.22, p=.002$), wenngleich weniger ausgeprägt (von 36% auf 18%). Bei Männern mit obligatorischer Schulbildung zeigt sich zwar deskriptiv ebenfalls ein Rückgang (von 39% auf 23%), dieser erreicht jedoch aufgrund der kleinen Fallzahlen keine statistische Signifikanz ($F(4, 4062)=1.23, p=.295$).

Bei den beiden höchsten Bildungsstufen hingegen finden sich praktisch keine Altersunterschiede: Männer mit Mittelschulabschluss weisen in allen Altersgruppen einen Anteil von 15–24% auf ($F(4, 4062)=0.64, p=.637$), Hochschulabsolventen durchgehend rund 10–12% ($F(4, 4062)=0.16, p=.959$). Die hohe Faktor M-Belastung bei jungen Männern, die wir weiter oben in diesem Kapitel beobachtet haben, ist also fast ausschliesslich auf junge Männer mit geringem oder mittlerem Bildungsniveau zurückzuführen. Bei Hochschulabsolventen zeigt sich der «Jugendeffekt» praktisch nicht.

Abbildung 4.5: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Berufsstatus (ISEI) und Einkommen in der Männerstichprobe



Auch beim sozialen Status des Haushalts (ISEI) und beim Äquivalenzeinkommen zeigen sich die erwarteten negativen Zusammenhänge mit Faktor M. Beim ISEI beträgt der Anteil in der High-Score-Gruppe im tiefsten Quintil 30%, im höchsten nur 11% ($F(4, 3342)=22.16, p<.001$). Das Einkommen zeigt einen ähnlichen, wenn auch etwas schwächeren Zusammenhang ($F(4, 3996)=10.69, p<.001$): Der Anteil sinkt von 28% im tiefsten auf 16% bis 18% in den oberen Quintilen. Die beiden linearen Zusammenhänge sind hochsignifikant ($p<.001$).

Anders als bei der Bildung zeigen sich beim ISEI und beim Einkommen keine signifikanten Interaktionseffekte mit dem Alter (ISEI: $F(16, 3342)=1.34, p=.165$; Einkommen: $F(16, 3996)=1.33, p=.169$). Der Zusammenhang zwischen sozialem Status bzw. Einkommen und Faktor M ist also über alle Altersgruppen hinweg ähnlich stark ausgeprägt.

Die Analysen zeigen konsistente Zusammenhänge zwischen sozioökonomischem Status und defensiv-maskulinem Dominanz- und Abgrenzungssyndrom (Faktor M): Je höher Bildung, beruflicher Status oder Einkommen, desto geringer der Anteil von Männern in der High-Score-Gruppe von Faktor M. Von den drei Indikatoren weist die Bildung den stärksten Zusammenhang mit Faktor M auf ($\eta^2=0.035$), gegenüber 0.026 beim ISEI und 0.011 beim Einkommen.

Besonders aufschlussreich ist der Interaktionseffekt zwischen Bildung und Alter. Der weiter oben in diesem Kapitel beobachtete «Jugendeffekt» – die besonders hohe Faktor M-Belastung bei jungen Männern – zeigt sich fast ausschliesslich bei Männern ohne höheren Bildungsabschluss. Bei Hochschulabsolventen und Gymnasiasten hingegen bleiben die Anteile in der High-Score-Gruppe über alle Altersgruppen hinweg vergleichsweise konstant. Dies deutet darauf hin, dass höhere Bildung einen gewissen «Schutzfaktor» darstellt – möglicherweise, weil sie alternative Identitätsressourcen und Reflexionskompetenzen vermittelt, die das Festhalten an problematischen Männlichkeitseinstellungen weniger attraktiv machen.

Für präventive Massnahmen bedeutet dies, dass junge Männer mit geringem Bildungsniveau eine besondere Zielgruppe darstellen. Fast die Hälfte (47%) der 18- bis 24-jährigen Männer mit Berufslehre fallen in die High-Score-Gruppe. Dieser Wert liegt mehr als dreimal so hoch wie bei gleichaltrigen Hochschulabsolventen und Gymnasiasten.

4.3.3. Herkunft und Konfession

Die Analyse der Zusammenhänge zwischen familiärer Herkunft und Konfessionszugehörigkeit mit dem Faktor M ist aus präventionspraktischer Sicht von besonderer Bedeutung. Systematische Unterschiede in der Ausprägung problematischer Männlichkeitseinstellungen zwischen verschiedenen Herkunftsgruppen ermöglichen eine zielgruppenspezifischere Ausrichtung präventiver Massnahmen. Gleichzeitig ist bei der Interpretation solcher Befunde grosse Sorgfalt geboten, um nicht zur Stigmatisierung und Stereotypisierung bestimmter Herkunftsgruppen und Konfessionen beizutragen.

Herkunft und Faktor M

Als Indikator für die familiäre Herkunft haben wir das Geburtsland des Vaters gewählt. Das eigene Geburtsland der Befragten sagt bei in der Schweiz geborenen Personen mit Migrationshintergrund noch wenig über den familiären Sozialisationskontext aus. Eine Kombination aus Geburtsland von Mutter und Vater würde die Analysen aufgrund der hohen Anzahl möglicher Kombinationen erheblich verkomplizieren. Unter der Annahme, dass Väter als gleichgeschlechtliche Rollenmodelle für die Entwicklung von Männlichkeitskonzepten bei Söhnen besonders relevant sind, erscheint das väterliche Geburtsland als pragmatische und sinnvolle Wahl. Kontrollanalysen nach Geburtsland der Mutter führen im Übrigen zu sehr ähnlichen Ergebnissen, was damit zusammenhängt, dass die Eltern in der grossen Mehrheit der Fälle dieselbe Herkunft aufweisen.

In der vorliegenden Stichprobe sind über 130 verschiedene Herkunftsländer der Eltern vertreten. Am häufigsten ist das Herkunftsland die Schweiz (56.8%), gefolgt von den Nachbarländern (19.9%), den iberischen Ländern Spanien und Portugal (8.4%) sowie Ländern des ehemaligen Jugoslawiens (4.2%). Aufgrund dieser Vielfalt war eine Zusammenfassung zu Herkunftsregionen notwendig, die pragmatisch nach historisch-kultureller Prägung und Gruppengrösse gebildet wurden. Tabelle 4.4 zeigt die Verteilung für die männliche Stichprobe.

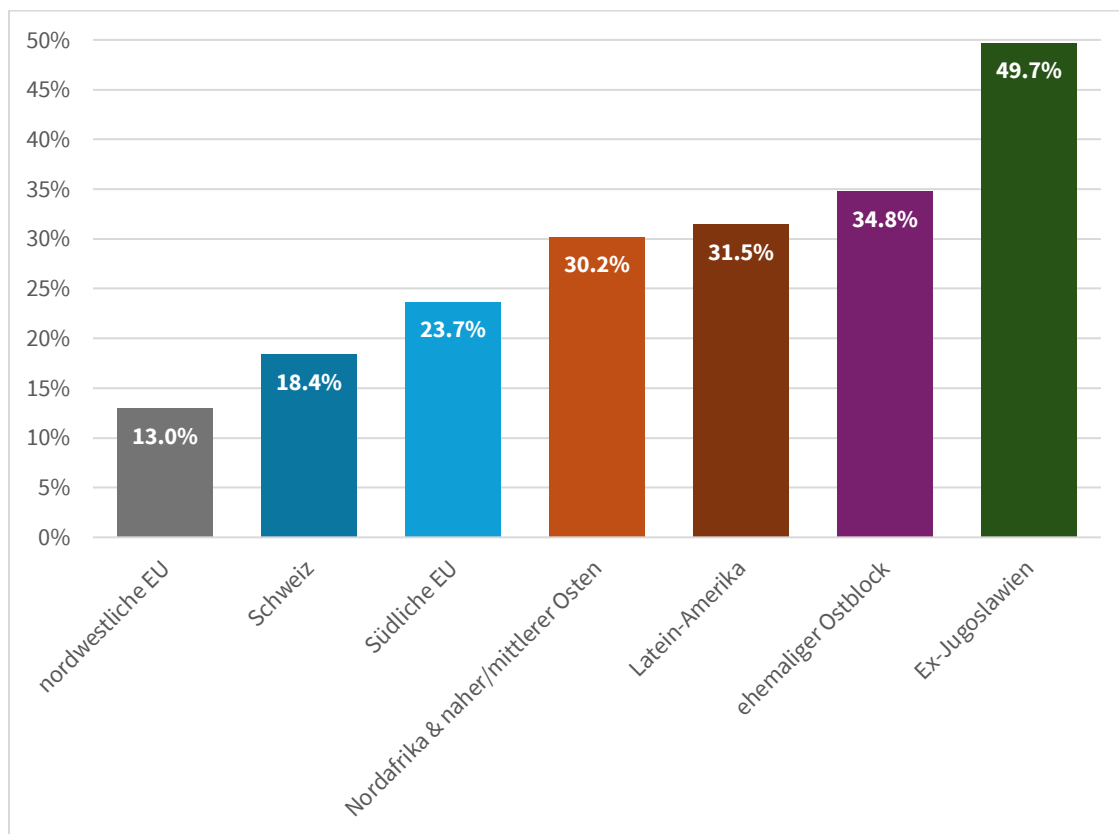
Tabelle 4.4: Verteilung nach Herkunftsregion des Vaters (nur männliche Befragte, N=4'243, ungewichtet)

	Häufigkeit	Gültige %
Schweiz	2398	56.9%
Nordwestliche EU & UK (Deutschland, Frankreich, etc.)	569	13.5%
Südliche EU (Italien, Spanien, Portugal, Griechenland)	613	14.5%
Ex-Jugoslawien (Kosovo, Serbien, Bosnien-Herzegowina etc.)	177	4.2%
Ehemaliger Ostblock (östliche EU-Länder & ex-UdSSR)	115	2.7%
Nordafrika & Naher/Mittlerer Osten (Marokko bis Pakistan)	136	3.2%
Lateinamerika (Brasilien, Chile, Kolumbien etc.)	75	1.8%
Nordamerika, Australien, Neuseeland	(30)	(0.7%)
Subsahara-Afrika	(40)	(0.9%)
Ostasien/Polynesien	(65)	(1.5%)
Fehlende Angaben	(25)	--

Für die Analysen haben wir drei Regionen (Nordamerika/Australien/Neuseeland, Subsahara-Afrika, Ostasien/Polynesien) wegen zu kleiner Fallzahlen ausgeschlossen. Zudem wurden die östlichen EU-Länder und das Gebiet der ex-UdSSR aufgrund fast identischer Werte auf der Faktor M-Skala zur Kategorie «ehemaliger Ostblock» zusammengelegt. Dies resultiert in sieben Herkunftsregionen, die im Folgenden untersucht werden.

Abbildung 4.6 zeigt substanzielle und hochsignifikante Unterschiede in der Faktor M-High-Score-Gruppe nach Herkunftsregion ($F(6, 4023)=22.30, p<.001$).

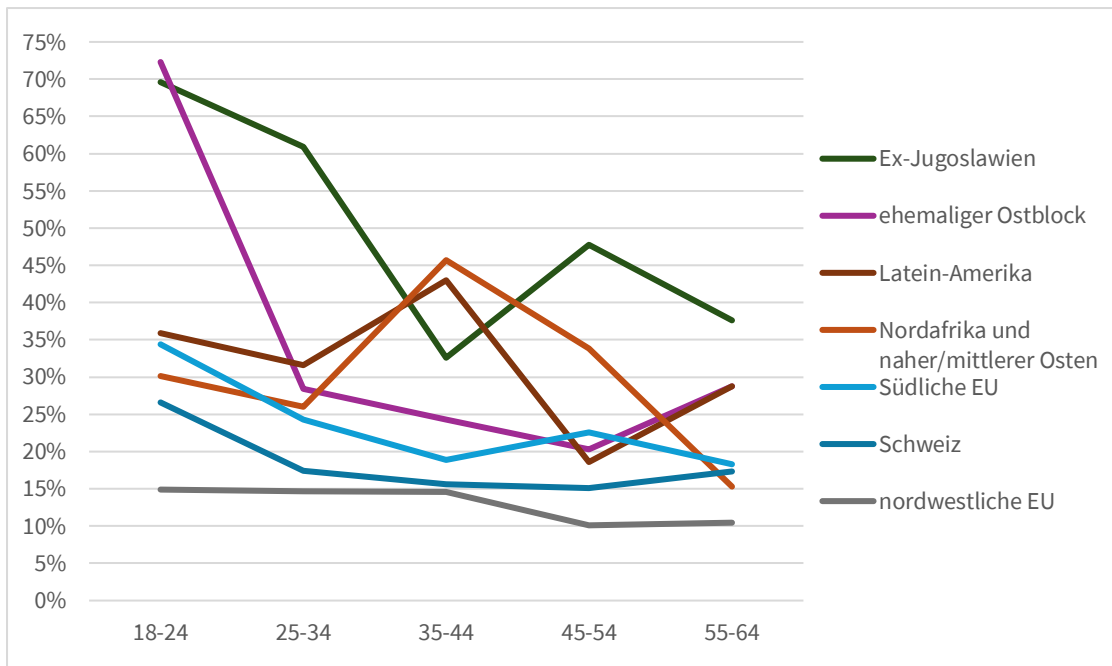
Abbildung 4.6: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Herkunftsregion des Vaters in der Männerstichprobe (geschätzte Randmittel, gewichtet)



Die Häufigkeiten reichen von 13.0% (nordwestliche EU/UK) über 18.4% (Schweiz) und 23.7% (Südliche EU) bis zu 31.5% (Nordafrika/Naher Osten), 34.8% (Lateinamerika), 34.8% (ehemaliger Ostblock) und 49.7% (Ex-Jugoslawien). Am oberen Ende unterscheidet sich damit Ex-Jugoslawien signifikant von allen anderen Gruppen (alle $p<.01$), am unteren Ende unterscheiden sich die nordwestlichen EU-Länder und die Schweiz signifikant von allen anderen Regionen (alle $p<.01$).

Da die Herkunfts- und die Altersstruktur zusammenhängen, ist eine differenzierte Betrachtung nach Altersgruppen wichtig. Abbildung 4.7 zeigt entsprechend die Faktor M-Hochrisikoprävalenzen nach Altersgruppe und Herkunftsregion. Die Analyse bestätigt eine knapp signifikante Interaktion ($F(24, 4023)=1.78, p=.011$), d. h. der Alterseffekt verläuft nicht in allen Herkunftsgruppen gleich. Dabei gilt es jedoch zu bedenken, dass die Schätzungen teils auf sehr geringen Fallzahlen basieren, die deshalb nachfolgend explizit ausgewiesen werden.

Abbildung 4.7: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Herkunft des Vaters und Altersgruppen in der Männerstichprobe



Bei Männern aus Ex-Jugoslawien zeigt sich ein sehr ausgeprägter Alterseffekt ($p < .001$). Die jüngste Altersgruppe (18-24 Jahre) weist mit 60% ($n=21$) eine ausserordentlich hohe Faktor M-Prävalenz auf, die auf 38% ($n=16$) bei den 55- bis 64-Jährigen sinkt. Dennoch bleibt Ex-Jugoslawien in drei der fünf Altersgruppen die Herkunftsregion mit den höchsten Werten. Beim ehemaligen Ostblock zeigen die 18- bis 24-Jährigen mit 72% noch höhere Werte, allerdings basiert dieser Befund auf lediglich 7 Fällen. Bei den 25- bis 34-Jährigen sinkt die Prävalenz deutlich auf 28% ($n=24$) und stabilisiert sich auf diesem Niveau ($p=.020$). Bei Befragten mit Schweizer Herkunft zeigt sich – als grösste untersuchte Gruppe – der bereits bekannte Alterseffekt mit Prävalenzen von 27% bei den 18- bis 24-Jährigen ($n=254$) bis 17% bei den 55- bis 64-Jährigen ($n=600$; $p=.001$). Die südliche EU zeigt – auf einem höheren Niveau – einen zur Schweiz parallelen Alterstrend, wobei dieser aber insgesamt nicht signifikant ausfällt ($p=.118$). Die nordwestliche EU zeigt dagegen einen relativ flachen Altersverlauf ($p=.758$). Bei Nordafrika und dem nahen/mittleren Osten zeigt sich ein atypisches Muster mit einem Maximum bei den 35- bis 44-Jährigen (46%; $n=34$), während die beiden jüngeren ($n=17$, bzw. $n=42$) und die beiden älteren Altersgruppen ($n=19$, bzw. $n=20$) niedrigere Werte aufweisen ($p=.058$, marginal signifikant aufgrund geringer Fallzahlen).

Die Herkunftsunterschiede sind in allen Altersgruppen signifikant (alle $p < .02$), am stärksten bei den 18- bis 24-Jährigen.

Eine mögliche Erklärung für die gefundenen Herkunftsunterschiede wäre, dass sie gar nicht mit der Herkunft zusammenhängen, sondern primär durch unterschiedliche Bildungsniveaus bedingt sind, die wir zuvor als zentralen soziodemografischen Faktor identifiziert haben. Tatsächlich zeigt Tabelle 4.5 einen hochsignifikanten Zusammenhang zwischen Herkunft und Bildung ($p < .001$).

Tabelle 4.5: Bildungsverteilung nach Herkunftsregion des Vaters in der männlichen Stichprobe (gewichtete Daten)

	Obligatorische Schule	Berufslehre	Höhere Berufsbildung	Mittelschule	Hochschule	n
nordwestliche EU	2.2%	11.1%	15.9%	8.5%	62.2%	585
Schweiz	3.6%	28.0%	26.8%	5.8%	35.7%	2363
Süd(-West)-Europa	13.5%	20.8%	23.0%	9.1%	33.7%	505
Ex-Jugoslawien	12.4%	36.5%	21.2%	8.8%	21.2%	170
ehemaliger Ostblock	4.4%	9.6%	13.2%	8.8%	64.0%	114
Nordafrika und naher/mittlerer Osten	15.4%	18.4%	14.0%	12.5%	39.7%	136
Latein-Amerika	13.7%	15.1%	5.5%	12.3%	53.4%	73

Entsprechend sind die Bildungsunterschiede zwischen den Herkunftsgruppen beträchtlich. Während in der vorliegenden Stichprobe 60% der Männer aus der nordwestlichen EU und aus dem ehemaligen Ostblock über einen Hochschulabschluss verfügen, sind es bei Männern aus Ex-Jugoslawien nur 21%. Bei Schweizer Männern liegt der Anteil mit 36% im mittleren Bereich.

Können nun diese Bildungsunterschiede die unterschiedlichen Faktor-M-Prävalenzen erklären? Die Antwort fällt differenziert aus. Eine zweifaktorielle Varianzanalyse mit Bildung und Herkunft zeigt, dass beide Faktoren unabhängig voneinander wirken (Interaktion nicht signifikant: $p=.495$). Konkret bedeutet dies, dass mit höherer Bildung in allen Herkunftsgruppen die Faktor-M-Prävalenz sinkt. Dieser mässige Effekt funktioniert in allen Herkunftsgruppen ähnlich. Aber selbst wenn man das Bildungsniveau statistisch konstant hält, bleiben die Herkunftsunterschiede bestehen. Beide Faktoren addieren sich gewissermassen.

Dies zeigt sich am deutlichsten bei Ex-Jugoslawien. Hier trägt das insgesamt tiefere formale Bildungsniveau zur hohen Faktor M-Gesamtprävalenz bei. Gleichzeitig sind aber selbst Akademiker aus Ex-Jugoslawien mit 24% fast dreimal so häufig in der High-Score-Gruppe vertreten im Vergleich zu Akademikern mit einer Schweizer Herkunft (9%). Die hohen Werte bei Ex-Jugoslawien hängen also sowohl mit einem insgesamt tieferen formalen Bildungsniveau wie auch mit einem davon unabhängigen Herkunftseffekt zusammen.

Beim ehemaligen Ostblock zeigt sich ein besonders ausgeprägtes Muster. Trotz eines sehr hohen Bildungsniveaus (60% Hochschulabschlüsse, ähnlich wie die nordwestliche EU) liegt die Faktor-M-Prävalenz mit 35% deutlich höher als bei der nordwestlichen EU (13%). Hier kann die Bildungsverteilung die Unterschiede kaum erklären. Der Herkunftseffekt erscheint als zentraler Erklärungsfaktor.

Bei lateinamerikanischen Befragten finden wir ebenfalls ein sonderbares Muster. Mit 50% Hochschulabschlüssen liegt bei ihnen das Bildungsniveau deutlich über jenem der Befragten mit Schweizer Herkunft (36%). Trotzdem ist die Faktor-M-Prävalenz fast doppelt so hoch (32% vs. 18%). Auch hier wirkt offensichtlich ein starker, vom Bildungsniveau unabhängiger Herkunftseffekt.

Bei Befragten aus der Schweiz und der nordwestlichen EU hingegen passt das Bild besser zusammen. Die relativ niedrigen Faktor-M-Prävalenzen gehen mit hohen Bildungsniveaus einher.

Bildung «wirkt» in allen Herkunftsgruppen mässigend auf Männlichkeitseinstellungen. Die grossen Unterschiede zwischen den Herkunftsgruppen lassen sich aber nicht primär durch unterschiedliche Bildungsniveaus erklären. Auch unter Kontrolle der Bildung bleiben substantielle Herkunftseffekte bestehen. Dies wirft die Frage auf, welche Mechanismen jenseits von Bildungsunterschieden für diese Unterschiede verantwortlich sein könnten.

Erklärungsansätze für Herkunftseffekte

Die sehr ausgeprägten Unterschiede zwischen den Herkunftsgruppen verlangen nach einer differenzierten Suche nach möglichen Erklärungen. Im Folgenden diskutieren wir einige mögliche Mechanismen.

Sozialisationskontexte in den Herkunftsregionen und in lokalen Diasporen – Ein erster Erklärungsansatz knüpft bei der Annahme unterschiedlicher geschlechtsbezogener Sozialisationsbedingungen an. Besonders aufschlussreich ist im Kontext der vorliegenden Studie die These neopatrimonialistischer Herrschaftsformen infolge gesellschaftlicher Zusammenbrüche (Eisenstadt, 1973; Erdmann & Engel, 2007). Diese These geht also *nicht* von einem statischen Kulturbegriff aus, sondern versteht die Etablierung und Festigung patriarchaler Männlichkeiten im Kontext dynamischer gesellschaftlicher Prozesse. In dieser Perspektive etablierten sich nach dem Zerfall des Ostblocks und noch ausgeprägter nach den Balkankriegen, aber ebenso infolge der Dekolonialisierung in vielen nicht-westlichen Gesellschaften neopatrimoniale Strukturen, in welchen persönliche Loyalitäten, Klientelsysteme und informelle Netzwerke die Funktionen zusammengebrochener staatlicher Institutionen übernahmen. Diese Strukturen sind typischerweise stark geschlechtlich codiert: Männer müssen als Beschützer, Versorger und «starke» Autoritätsfiguren fungieren (Cockburn, 2013). Im ehemaligen Jugoslawien war die Kriegs- und Nachkriegszeit besonders geprägt von extremen Formen gewaltförmiger Männlichkeit, Militarisierung und Re-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse (Žarkov, 2007; Helms, 2013). Es scheint plausibel, dass diese kollektiven Erfahrungen durch familiäre Sozialisation weitervermittelt wurden – auch an die in der Schweiz geborene zweite Generation. Ähnliche, wenn auch weniger extreme Dynamiken prägten den wirtschaftlichen und institutionellen Kollaps im Osteuropa der 1990er-Jahre (Ashwin, 2000; Kay, 2006) und prägen auch heute noch postkoloniale Gesellschaften im islamischen Kulturraum (Bank & Richter, 2010) und in Südamerika (Bechle, 2010). In dieser Perspektive sind die vergleichsweise tiefen Faktor M-Werte in westlichen Ländern kein Beleg für besonders egalitäre nationale Traditionen oder Kulturen, sondern primär längerfristig stabilen rechtsstaatlichen Institutionen zu verdanken.

Geschlechterregime im Einwanderungsland – Die Schweiz und andere westliche Gesellschaften haben seit dem Ende der 1960er-Jahre tiefgreifende Transformationen ihrer Geschlechterregimes durchlaufen (Connell, 2009; Walby, 2009). Der kontinuierlich wachsende Anteil von Frauen in (höherer) Bildung und Arbeitsmarkt, die Liberalisierung von Familienrecht und Sexualnormen, die zunehmende wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen sowie die Problematisierung dominant-gewaltförmiger Männlichkeiten haben zu einer normativen Transition geführt, in welcher egalitäre Normen zunehmend selbstverständlich vorausgesetzt werden (Inglehart & Norris, 2003). Männer, die in Kontexten sozialisiert wurden, die diese Transformation nicht oder in geringerem Mass durchlaufen haben, treffen in der Schweiz auf ein Geschlechterregime, das sich fundamental von dem ihrer Herkunftskontexte unterscheidet. Gleichzeitig genießt in der Schweizer Integrationspolitik die Vermittlung von Geschlechter- und Männlichkeitsnormen nur marginal Beachtung.

Reaktive Identitätsbildung – Eine alternative oder ergänzende Erklärung betont nicht die Herkunftskultur selbst, sondern Erfahrungen in der Aufnahmegesellschaft. Männer mit bestimmten Migrationshintergründen sind verstärkt Ausgrenzung und Diskriminierung auf dem Bildungs-, Arbeits- und Partnermarkt ausgesetzt. Reaktive Identitätsbildung als Antwort auf erlebte Marginalisierung könnte zu verstärkter Betonung restriktiv-dominanter Männlichkeitsnormen führen – nicht als «Kulturerbe», sondern als Abwehrreaktion oder gar Ausdruck von Widerstand (Portes & Rumbaut, 2001; Foner & Simon, 2015). Dies würde erklären, warum junge Männer aus unterschiedlichsten Migrationskontexten hohe Faktor M-Werte aufweisen. Weil sie «anders» heissen, aussehen, sprechen und/oder leben, werden sie von der Mehr-

heitsgesellschaft als «Andere» wahrgenommen und/oder zu «Anderen» gemacht. Dieses «Othering» führt zu vielfältigen Ausgrenzungs-, Abwertungs- und Diskriminierungserfahrungen (Mecheril, 2003). Unterschwellig oder offen rassistische Diskurse konstruieren den «fremden Mann» als Bedrohung. Ein Umgang damit kann sein, mit überbetonter Männlichkeit zu reagieren (Archer, 2001; vgl. Ausführungen zu protestierender Männlichkeit in Kapitel 4.2.2).

Funktional-dysfunktionale Bewältigungsstrategien – Migration, insbesondere wenn sie in Verbindung mit Erfahrungen von Flucht und Vertreibung erfolgt, kann zu existenzieller Verunsicherung führen. Die neue Lebenssituation steht in häufig scharfem Kontrast zum Selbstbild als Mann, der zuverlässig für die Sicherheit und das Wohlbefinden seiner Familie sorgen soll. Gefühle von Entwurzelung und Wertlosigkeit, Abstieg und «Entmännlichung» sind oft unvermeidlich. Dazu kommen weitere Migrations- und insbesondere Flucht-typische Dynamiken: unsicherer Aufenthaltsstatus, begrenzte berufliche Perspektiven, Gewalterfahrungen und Traumatisierung, Alkohol- und Suchtproblematiken, beengte Wohnverhältnisse und Lärmbelastung, fehlender Zugang zu Hilfesystemen. In dieser Situation kann insbesondere für junge Männer der Rückgriff auf patriarchale Männlichkeitskonzepte Sicherheit vermitteln und den Selbstwert stabilisieren. Diese Männer leben aber auch oft in gesellschaftlichen Sphären, die weniger staatlichen Schutz genießen und unter knapperen Ressourcen leiden. Das Festhalten an gewaltbereiten Männlichkeitseinstellungen kann sich im Alltag als «funktional» erweisen, wenn sie in Konfliktsituationen geraten, in denen sie sich physisch behaupten müssen (vgl. Baier, 2020; Spindler, 2006). Gleichzeitig können sich solche Männlichkeitseinstellungen dysfunktional für das An- und Vorwärtskommen in der Aufnahmegesellschaft erweisen, insofern beispielsweise die Abwertung von schulischem Fleiß als «unmännlich» ihrem Bildungserfolg im Weg steht (vgl. Westphal & Kämpfe, 2017). Im Kontext der vorliegenden Studie gilt es allerdings zu bedenken, dass (insbesondere junge) Männer aus den erwähnten vulnerablen Milieus kaum in der Stichprobe vertreten sein dürften, zum einen aufgrund ihres Aufenthaltsstatus (i.e., als Asylsuchende oder «Illegale» sind sie nicht Teil der ständigen Wohnbevölkerung und damit nicht im SRPH-Stichprobenrahmen verzeichnet), zum anderen aufgrund von Sprachbarrieren und der mangelnden Vertrautheit mit solchen Befragungen (u.a. auch Misstrauen gegenüber (vermeintlich) staatlichen Akteuren).

Selektionseffekte und andere methodische Verzerrungen – Wer migriert und wer bleibt, ist keine Zufallsstichprobe der Herkunftsbevölkerung (Feliciano, 2005). Werden in Surveys Personen mit Migrationshintergrund befragt, bilden deren Antworten daher nicht die Wertorientierungen des Herkunftslands insgesamt ab, sondern jene eines spezifischen, durch Selektionseffekte geprägten Bevölkerungssegments. Welches Segment emigriert, hängt massgeblich vom historischen Kontext ab: Aus dem ehemaligen Jugoslawien etwa wanderten in den Nachkriegsjahrzehnten zunächst vor allem politische Flüchtlinge ein, die tendenziell gebildeter und urbaner geprägt waren; mit den Jugoslawienkriegen der 1990er-Jahre verschob sich die Zusammensetzung hin zu Personen aus stärker ländlich geprägten, weniger gebildeten Milieus. Wenn Befunde aus Befragungen dann als Aussagen über «die Kultur» eines Herkunftslands interpretiert werden, wird dieser Selektionseffekt übersehen: Es kann sein, dass aus bestimmten Herkunftsregionen zu bestimmten Zeitpunkten überproportional viele Personen mit traditionelleren Wertorientierungen eingewandert sind – nicht weil diese Orientierungen für das Herkunftsland insgesamt typisch wären, sondern weil die Migrationsbewegung ein bestimmtes soziales Milieu überrepräsentiert – so auch mit Blick auf Männlichkeitseinstellungen.

Wie wir bereits gesehen haben, bestehen auch bei der Befragungsteilnahme Selektionseffekte, welche die beobachteten Unterschiede verzerren, wobei insbesondere die in der vorliegenden Studie festgestellte Teilnahmeverzerrung bezüglich des Bildungsgrads und der sehr unterschiedlichen Bildungsverteilungen je nach Herkunftsland hervorzuheben ist.

Schliesslich wissen wir auch, dass im aktuellen westlichen Kontext Fragen zu Geschlechterbeziehungen und Männlichkeit sozial aufgeladen sind. Gerade westlich geprägte Männer aus eher gebildeten, urbanen Milieus, die mit den Geschlechterdebatten der letzten Jahre vertraut sind, wissen, welche Antworten «erwünscht» sind – und antworten möglicherweise vorsichtiger. Junge Männer mit Migrationsgeschichte, denen dieser diskursive Rahmen weniger vertraut ist, geben ihre Haltungen möglicherweise ungefilterter wieder. Die gemessenen Unterschiede könnten also teilweise auch unterschiedliche Grade sozialer Erwünschtheit abbilden. Allerdings ist dem entgegenzuhalten, dass die gewählte Methodik mit vollständig anonymisierten online Fragebogen die bestmöglichen Voraussetzungen zur Minimierung sozial erwünschter Antworten bietet.

Fazit – Es ist davon auszugehen, dass bei unterschiedlichen Individuen mit unterschiedlichen Migrationshintergründen diese Mechanismen auf je spezifische Weise zusammenwirken, wobei eine detaillierte Analyse ihrer Verflechtungen den Rahmen der vorliegenden Studie bei weitem sprengen würde. Für die Interpretation der Ergebnisse und die daraus abgeleiteten Präventionsempfehlungen ist es jedoch wichtig, diese verschiedenen möglichen Mechanismen stets im Blick zu behalten und sich nicht einseitig auf den einen oder anderen festzulegen.

Eng mit Herkunft und Identität verflochten ist ein weiterer Faktor, der in der öffentlichen Debatte häufig mit Geschlechtervorstellungen in Verbindung gebracht wird, nämlich die religiöse bzw. konfessionelle Zugehörigkeit. Wir verwenden nachfolgend bewusst den Konfessionsbegriff, da es vorliegend weniger um den persönlichen Glauben als um die nominale Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft geht. Den Begriff fassen wir dabei weit – über seinen ursprünglich christlich geprägten Gebrauch hinaus –, sodass er auch die Zugehörigkeit etwa zum Islam oder Buddhismus einschliesst. Diesem Faktor widmet sich der folgende Abschnitt.

Konfession und Faktor M

In der öffentlichen Wahrnehmung wird die konfessionelle Zugehörigkeit – insbesondere zum Islam – oft mit nicht-egalitären Geschlechtervorstellungen verknüpft. Die folgende Analyse prüft, ob sich entsprechende Unterschiede empirisch nachweisen lassen und wie diese sich zu den zuvor diskutierten Herkunftseffekten verhalten.

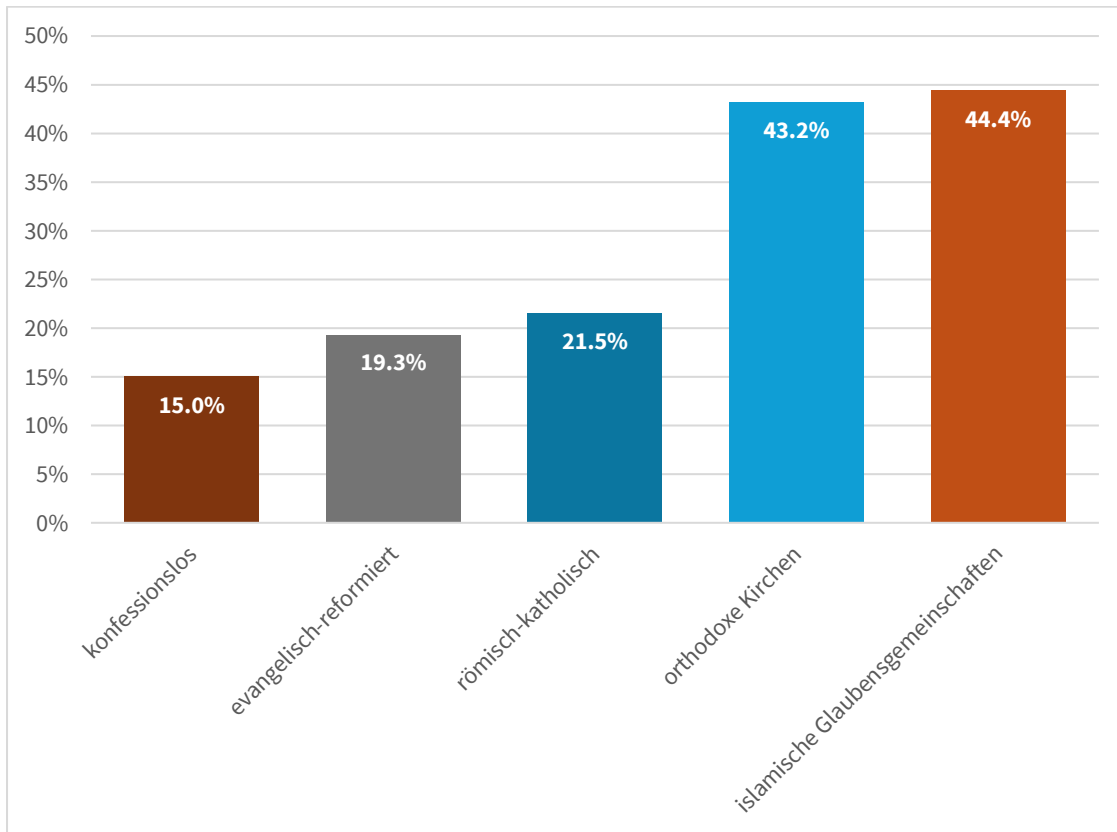
In der männlichen Teilstichprobe sind folgende fünf konfessionellen Hauptkategorien vertreten:

- Evangelisch-reformiert: n=898 (21.7%)
- Römisch-katholisch: n=1454 (35.1%)
- Orthodoxe Kirchen: n=85 (2.1%)
- Islamische Glaubensgemeinschaften: n=168 (4.1%)
- Konfessionslos: n=1296 (31.3%)

Kleinere Gruppen mit $n < 20$ wurden von den Analysen ausgeschlossen. Spezifisch sind das die jüdischen, buddhistischen und hinduistischen Glaubensgemeinschaften.

Abbildung 4.8 zeigt die Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Konfession. Die Unterschiede sind substantiell und hochsignifikant ($F(4, 3858)=26.32, p < .001$).

Abbildung 4.8: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Konfession in der Männerstichprobe



Konfessionslose Männer weisen mit 15.0% die niedrigste Prävalenz auf und unterscheiden sich signifikant von allen anderen Gruppen (alle $p < .02$). Evangelisch-reformierte (19.3%) und römisch-katholische Männer (21.5%) bewegen sich um den Durchschnittswert von 20% und unterscheiden sich nicht signifikant voneinander ($p = .200$). Die Kategorien der Männer aus orthodoxen (43.2%) und islamischen Glaubensgemeinschaften (44.4%) weisen beide wesentlich höhere Faktor M-Prävalenzen auf als alle anderen Gruppen (alle $p < .001$), unterscheiden sich jedoch nicht signifikant voneinander ($p = .826$).

Die Befunde zur konfessionellen Zugehörigkeit fügen sich konsistent in die Herkunftsanalysen ein. Besonders aufschlussreich ist, dass orthodoxe und islamische Glaubensgemeinschaften nahezu identische Prävalenzraten aufweisen (43.2% vs. 44.4%). Dies spricht tendenziell gegen eine ausschliesslich religionspezifische Erklärung im engeren Sinne. Wenn die jeweiligen religiösen Lehren oder Praktiken per se der zentrale Mechanismus wären, müssten sich diese beiden sehr unterschiedlichen Religionen deutlicher unterscheiden. Stattdessen bietet sich eine mehrstufige Deutung an:

Essentialistische Vorstellungen einer gottgegebenen Bestimmung des «Weiblichen» und des «Männlichen» an sich finden sich in allen hier dargestellten Glaubenslehren. Es ist deshalb naheliegend, dass die Zugehörigkeit zu einer Religionsgruppe mit einer höheren Wahrscheinlichkeit verbunden ist, essentialistische Vorstellungen von Geschlecht, die im Faktor M zum Ausdruck kommen, zu verinnerlichen. Dies könnte den signifikanten Unterschied zwischen konfessionslosen Männern und Männern mit (irgendeiner) Religionszugehörigkeit erklären. Konfessionslosigkeit wäre in dieser Perspektive mit ein Ausdruck eines Unbehagens gegenüber Essentialisierungen im Allgemeinen und gegenüber einer essentialistisch-binären Perspektive auf Geschlecht.

Die grossen Unterschiede in den Faktor-M-Hochrisikoanteilen zwischen evangelisch-reformierten und katholischen Männern einerseits und christlich-orthodoxen und muslimischen Männern andererseits

sollten nicht vorschnell als Wirkung der Konfession *an sich* gelesen werden. Vielmehr verweisen sie auf die in diesem Kapitel dargestellten strukturellen Mechanismen – insbesondere neopatrimoniale bzw. klientelistische Strukturen, wie sie sich dort herausbilden, wo verlässliche rechtsstaatliche Institutionen infolge gesellschaftlicher Umbrüche erodiert sind oder gar nicht erst entstehen konnten. Die Konfession korrespondiert dabei geografisch mit diesen Kontexten: Orthodoxe Zugehörigkeit fällt grossenteils mit osteuropäischer Herkunft zusammen, islamische Zugehörigkeit mit einer Herkunft aus Nordafrika, dem Nahen und Mittleren Osten sowie teilweise Ex-Jugoslawien.

Dass die Konfession hier eher als «Proxy» oder «Indikator» für diese soziokulturellen Hintergründe denn als eigenständiger kausaler Faktor fungiert, mag am Beispiel zweier gegenläufiger Muster plausibilisiert werden. Vertiefende Analysen zeigen zum einen, dass orthodoxe und muslimische Männer aus dem ehemaligen Jugoslawien trotz unterschiedlicher Konfession ähnlich hohe Faktor-M-Werte aufweisen: Bei gleicher Herkunftsregion spielt die Glaubensrichtung also kaum eine Rolle. Zum anderen unterscheiden sich katholische Männer aus Lateinamerika deutlich von katholischen Männern aus Nordwesteuropa: Bei gleicher Konfession macht die Herkunftsregion umgekehrt einen erheblichen Unterschied. Nicht die Glaubensrichtung selbst, sondern der mit der Herkunftsregion verbundene strukturelle Kontext trägt demnach den entscheidenden Zusammenhang mit Faktor M.

Das schliesst allerdings nicht aus, dass religiös-ideologische Vorstellungen ihrerseits historisch die Konstitution von Gesellschaften – und damit auch die hier diskutierten Strukturen – mitgeprägt haben und weiterhin mitprägen. Eine Analyse solcher tieferliegenden Wechselwirkungen zwischen Religion, Gesellschaftsordnung und den beschriebenen Mechanismen kann jedoch im Rahmen dieser Studie nicht geleistet werden.

4.4. Geografische Verteilung des Faktors M

Die Analyse der geografischen Verteilung von Faktor M erlaubt wichtige Einblicke in die räumliche Heterogenität von Männlichkeitskonstruktionen in der Schweiz. Regionale Unterschiede können auf divergierende kulturelle Kontexte, Sozialisationsbedingungen und mediale Einflussphären hinweisen, die geschlechtsbezogene Einstellungen prägen. Zudem liefern sie wichtige Hinweise für die Entwicklung zielgruppenspezifischer Präventions- und Sensibilisierungsmassnahmen.

Dieses Kapitel beleuchtet die geografische Verteilung von Faktor M entlang zweier Dimensionen: Zunächst werden die Unterschiede zwischen den drei grossen Sprachregionen der Schweiz analysiert. Anschliessend wird die Verbreitung nach Gemeindetypen entlang einer Zentrum-Peripherie-Typologie untersucht.

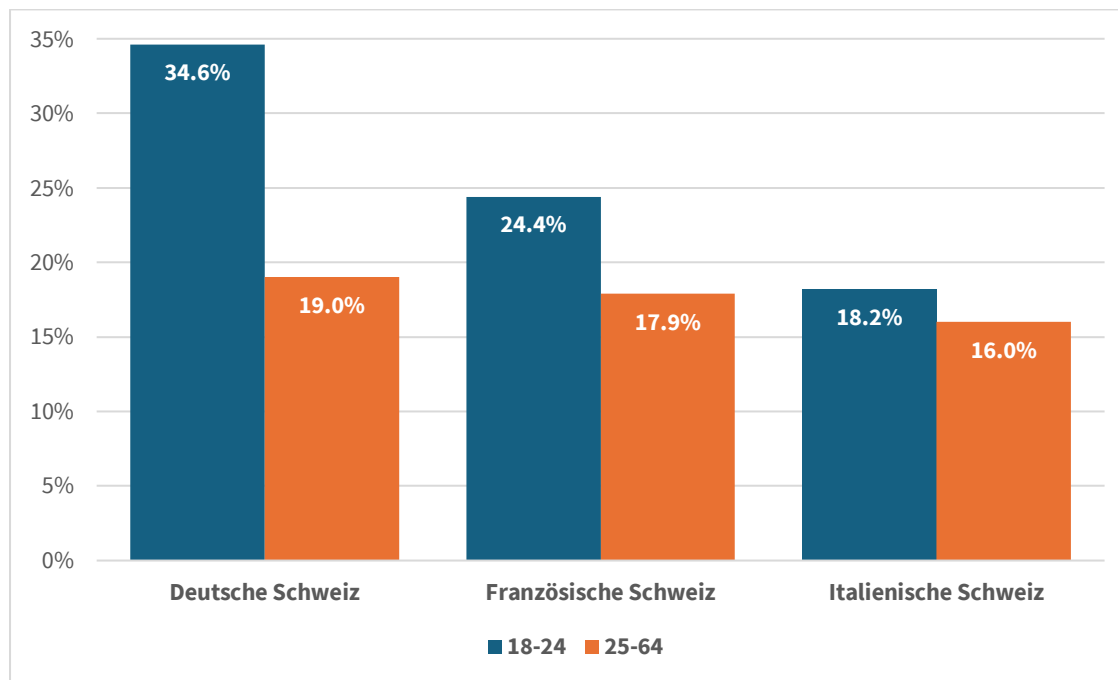
4.4.1. Sprachregionale Unterschiede

Zunächst betrachten wir die Verteilung von Faktor M nach Sprachregionen. Die Varianzanalyse zeigt signifikante Unterschiede zwischen den Sprachregionen ($F(2, 4202)=4.72, p=.009$). Die Prävalenz der High-Score-Gruppe von Faktor M liegt in der Deutschschweiz mit 22.2% am höchsten, gefolgt von der französischen Schweiz mit 19.2% und der italienischen Schweiz mit 16.3%.

Vertiefte Analysen zu den spezifischen Alterseffekten in den Sprachregionen zeigen, dass die sprachregionalen Unterschiede primär auf die jüngste Altersgruppe zurückzuführen sind. Wie aus Abbildung 4.9 ersichtlich wird, sind in der Altersgruppe der 25- bis 64-Jährigen die sprachregionalen Unterschiede weitgehend nivelliert ($p=.355$), während bei den 18- bis 24-Jährigen ausgeprägte regionale Disparitäten sichtbar werden ($p=.004$). In der Deutschschweiz liegt die Prävalenz bei rund 35%, in der französischen

Schweiz bei 24% und in der italienischen Schweiz bei 18%. Der Alterseffekt erweist sich demnach differenziert nach Sprachregionen: In der Deutschschweiz ist der Unterschied zwischen der jüngsten Gruppe und den 25- bis 64-Jährigen hochsignifikant ($p < .001$). In der französischen Schweiz deutet sich ein Alterseffekt an, der jedoch das Signifikanzniveau knapp verfehlt ($p = .092$). In der italienischen Schweiz erweisen sich die Unterschiede zwischen der jüngsten Gruppe und den übrigen Befragten als nicht signifikant ($p = .713$).

Abbildung 4.9: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Sprachregion und Altersgruppen in der Männerstichprobe



Eine detaillierte Ursachenanalyse der beobachteten sprachregionalen Unterschiede würde über den Rahmen dieser Studie hinausgehen. Dennoch lohnt es sich, einige Fährten zu verfolgen, die zu einem vertieften Verständnis des Phänomens beitragen könnten.

Zunächst lassen sich die beobachteten sprachregionalen Unterschiede nicht durch die Bevölkerungsstruktur erklären. Analysen der Herkunftsverteilung zeigen, dass die Deutschschweizer Stichprobe mit 66% den höchsten Anteil junger Männer mit Schweizer Hintergrund aufweist, verglichen mit der französischen Schweiz (52%) und der italienischen Schweiz (51%), wobei sich die Sprachregionen bezüglich der Anteile von Personen aus «nicht-westlichen» Hintergründen – welche mit erhöhten Faktor M-Anteilen assoziiert sind (s.o.) – wenig unterscheiden (D-CH: 14.5%; F-CH: 13.0%; I-CH: 10.6%).

Stattdessen könnten regions- bzw. sprachspezifische mediale und kulturelle Kontexte als Erklärungsfaktoren fungieren. So liegt es nahe anzunehmen, dass sich junge Deutschschweizer in einem anderen medialen Ökosystem bewegen als ihre Westschweizer Altersgenossen: Sie orientieren sich an deutschsprachigen und vielleicht auch häufiger an englischsprachigen Social-Media-Inhalten und Influencern, während Westschweizer Jugendliche primär französischsprachige und Südschweizer eher italienischsprachige Plattformen und Kanäle konsumieren. Unsere Analysen zum Konsum von «Manosphere»-Inhalten zeigen jedenfalls signifikante Unterschiede zwischen den Sprachregionen. Während 41% der jungen Deutschschweizer selbst angeben, Manosphere-Inhalte konsumiert zu haben (letzte 12 Monate), sind es bei den Romands 29% und bei den jungen Tessinern nur 21%. Diese substanziellen Unterschiede im Konsum von Manosphere-Inhalten zwischen den Sprachregionen unterstreichen die Bedeutung

sprachspezifischer digitaler Ökosysteme für die Verbreitung rigider Männlichkeitseinstellungen. Sowohl für die zukünftige Forschung als auch für die Präventionsarbeit erscheint es vielversprechend, diese Spur weiterzuverfolgen, um sprachregional differenzierte Ansätze zu entwickeln.

4.4.2. Unterschiede nach Gemeindetyp: Zentrum-Peripherie-Verteilung

Neben sprachregionalen Unterschieden könnten mit Blick auf die räumliche Verteilung von Faktor M auch Stadt-Land-Differenzen von Bedeutung sein. Urbane und ländliche Räume unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihrer Siedlungsstruktur, sondern auch bezüglich sozioökonomischer Zusammensetzung, Bildungsniveaus, Arbeitsmarktstrukturen und kultureller Milieus. Entsprechende räumliche Verdichtungen könnten mit der Verteilung rigider Männlichkeitseinstellungen zusammenhängen, was auch mit Blick auf eine zielgerichtete Prävention relevant sein könnte.

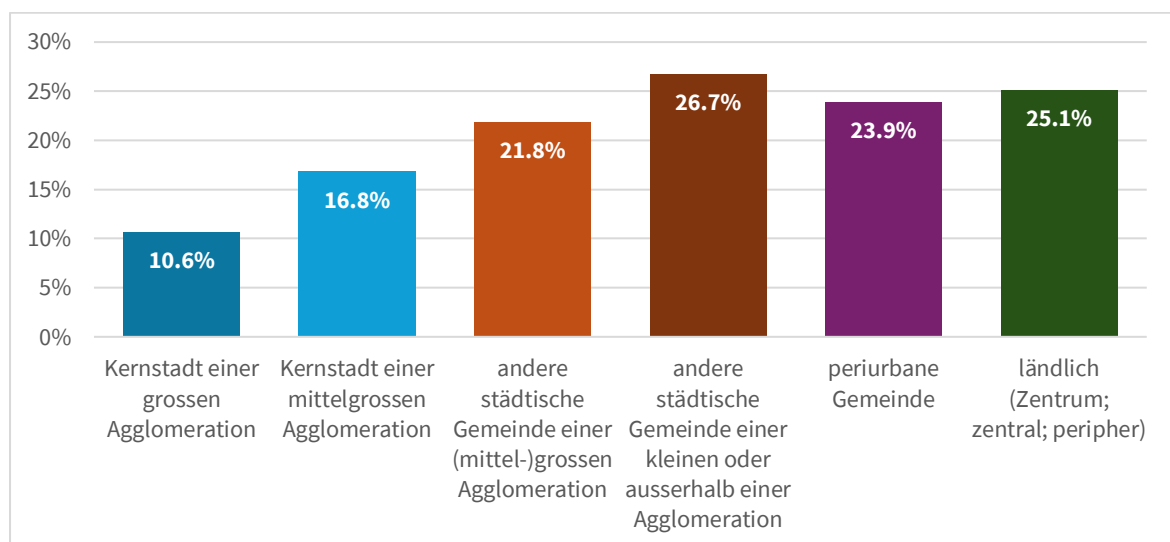
Für die Analyse nutzen wir eine adaptierte, vereinfachte Gemeindetypologie, die auf der 9-stufigen Klassifikation des Bundesamts für Statistik basiert. Diese klassifiziert Schweizer Gemeinden nach ihrer Zugehörigkeit zum städtischen Raum, ihrer Grösse bzw. Dichte sowie ihrer Erreichbarkeit. Für unsere Analysen haben wir diese Klassifikation auf sechs Kategorien verdichtet:

- Kernstadt einer grossen Agglomeration (z. B. Bern, Lausanne, Zürich)
- Kernstadt einer mittelgrossen Agglomeration (z. B. Luzern, Lugano, Neuchâtel)
- Städtische Gemeinde einer (mittel-)grossen Agglomeration (z. B. Meyrin, Muralto, Worben)
- Städtische Gemeinde einer kleinen Agglomeration oder ausserhalb einer Agglomeration (z. B. Tramelan, Frauenfeld, Zermatt)
- Periurbane Gemeinde (z. B. Gruyères, Hallau)
- Ländliche Gemeinde (ländliches Zentrum; zentral gelegene ländliche Gemeinde; peripher ländliche Gemeinde) (z. B. Scuol, Coeuve)

Diese Kategorisierung ermöglicht es, ein Zentrum-Peripherie-Kontinuum abzubilden – von den urbanen Kernstädten über suburbane und periurbane Räume bis hin zu ländlichen Gemeinden.

Abbildung 4.10 zeigt die Prävalenz der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Gemeindetyp.

Abbildung 4.10: Verteilung der High-Score-Gruppe von Faktor M nach Gemeindetyp in der Männerstichprobe (altersstandardisierte Randmittel)



Aus der Abbildung kommt ein klares Muster hervor: Je urbaner und zentraler eine Gemeinde, desto niedriger die Faktor M-Prävalenz. In Kernstädten grosser Agglomerationen liegt sie bei lediglich 10.6% – d. h. rund halb so hoch wie der Gesamtdurchschnitt –, in Kernstädten mittelgrosser Agglomerationen bei 16.8%. Demgegenüber steigt die Prävalenz in städtischen Gemeinden (mittel-)grosser Agglomerationen auf 21.8% und erreicht ihren Höchstwert von 26.7% in städtischen Gemeinden kleiner oder ausserhalb von Agglomerationen. In periurbanen (23.9%) und ländlichen Gemeinden (25.1%) bewegt sie sich auf ähnlich hohem Niveau.

Die paarweisen statistischen Vergleiche bestätigen, dass sich insbesondere die beiden Kernstadt-Kategorien signifikant von allen anderen Gemeindetypen unterscheiden ($p < .05$). Zwischen den übrigen vier Kategorien bestehen bis auf eine Ausnahme keine statistisch bedeutsamen Differenzen. Somit unterscheiden sich Kernstädte deutlich von den übrigen Gemeindetypen.

Diese Stadt-Land-Unterschiede lassen sich teilweise durch die unterschiedliche Bildungsstruktur der Bevölkerung in den verschiedenen Gemeindetypen erklären. In Kernstädten grosser Agglomerationen verfügen 72% der Befragten über einen Matura- oder Hochschulabschluss. In Kernstädten mittelgrosser Agglomerationen beträgt dieser Anteil 63%. Demgegenüber liegt der Akademiker-Anteil in ländlichen Gemeinden bei nur 27%. Die übrigen Gemeindetypen weisen Werte zwischen 30% und 40% auf.

Tatsächlich zeigen Analysen unter Kontrolle des Bildungsniveaus, dass sich die Unterschiede zwischen Gemeindetypen nach Adjustierung für Bildung substantiell verringern, jedoch nicht vollständig verschwinden. Der Effekt vom Gemeindetyp bleibt signifikant ($p < .001$). Dies deutet darauf hin, dass neben Bildung weitere Faktoren zur Erklärung der Stadt-Land-Unterschiede beitragen.

Wie also lassen sich die niedrigeren Faktor M-Prävalenzen in urbanen Zentren erklären? Eine mögliche Erklärung liegt in der Diversität und Pluralität urbaner Lebenswelten. Grosse Städte zeichnen sich durch eine höhere soziale, ethnische und kulturelle Heterogenität aus, wozu auch eine grössere Vielfalt an Männlichkeitsmodellen und Geschlechtsidentitäten zählen. Allein schon die alltägliche Begegnung mit alternativen Lebensentwürfen und Rollenmodellen könnte dazu beitragen, rigide Geschlechternormen aufzuweichen.

Ein weiterer Faktor könnte in der unterschiedlichen Arbeitsmarktstruktur liegen. Urbane Arbeitsmärkte sind stärker durch Dienstleistungs- und Wissensökonomie geprägt, während in peripheren Regionen der Anteil körperlich anspruchsvollerer Tätigkeiten in Produktion, Handwerk und Landwirtschaft höher ist. In der Dienstleistungs- und Wissensökonomie bearbeiten vor allem auch grössere multinationale Unternehmen Gleichstellungs- und Diversitätsthemen schon seit vielen Jahren proaktiv. In diesen Feldern sind wahrscheinlich auch kommunikative und soziale Kompetenzen besonders gefragt, die zu rigiden Männlichkeitskonzepten in einem Spannungsfeld stehen. In Produktion, Handwerk und Landwirtschaft sind restriktiv-dominante Vorstellungen von Männlichkeit möglicherweise funktionaler und kontext-adäquater.

Schliesslich könnten auch unterschiedliche lokale Milieus und soziale Kontrollmechanismen eine Rolle spielen. In kleineren, peripheren Gemeinden ist die soziale Kontrolle oft stärker ausgeprägt, was die Aufrechterhaltung traditioneller Geschlechternormen begünstigen und Jungen das Ausloten alternativer Formen von Mannsein erschweren könnte. Urbane Zentren bieten demgegenüber mehr Anonymität und damit grössere Freiräume für individuellere Lebensgestaltungen jenseits traditioneller Rollenerwartungen. Sie haben damit auch eine Selektionsfunktion, indem sie Menschen mit unterschiedlichsten Lebensentwürfen Freiräume anbieten können und anziehen dürften.

4.5. Fazit

Unsere Analysen zur soziodemografischen und geografischen Verteilung von Faktor M in der männlichen Bevölkerung zeichnen ein differenziertes Bild. Das restriktiv-maskuline Dominanz- und Abgrenzungssyndrom – als das wir Faktor M verstehen – ist keineswegs gleichmässig über alle Bevölkerungsgruppen verteilt, sondern konzentriert sich in spezifischen Segmenten.

Es ist besonders prävalent bei jüngeren Männern und nimmt mit steigendem Bildungsniveau deutlich ab. Ähnliche Muster zeigen sich bezüglich Sozialstatus und Haushaltseinkommen. Auch Herkunft und konfessionelle Zugehörigkeit erweisen sich als bedeutsame Faktoren: Männer mit Migrationshintergrund, insbesondere aus «nicht-westlichen» Herkunftsregionen sowie Angehörige spezifischer Konfessionen (orthodoxe Christen und Muslime) zeigen erhöhte Werte.

Wir konnten auch Unterschiede in der geografischen Verteilung von Faktor M finden, sowohl zwischen den Sprachregionen – mit deutlich höheren Werten in der Deutschschweiz – als auch entlang des Zentrum-Peripherie-Kontinuums, mit signifikant niedrigeren Werten in den Kernstädten.

Zu unterstreichen ist, dass diese Verteilungen nicht monokausal zu erklären sind. Während Bildung eine zentrale Rolle spielt, bleiben auch nach Kontrolle des Bildungsniveaus substanzielle Effekte von Alter, Herkunft, Sprachregion und Urbanitätsgrad bestehen. Dies unterstreicht die Komplexität des Phänomens und deutet darauf hin, dass verschiedene psychosoziale, (sub-)kulturelle, sozioökonomische, mediale und strukturelle Faktoren zusammenwirken. Für die Präventionsarbeit und die Entwicklung zielgruppenspezifischer Interventionen sind diese Erkenntnisse differenziert zu berücksichtigen.

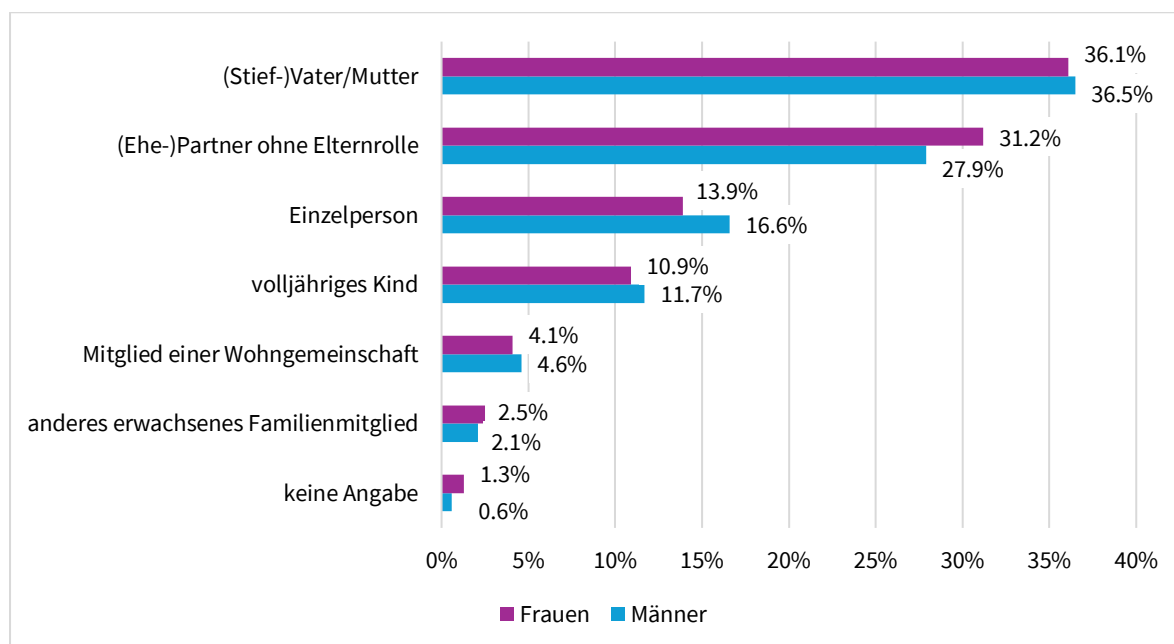
5. FAKTOR M IM KONTEXT VON LEBENSFORMEN, FAMILIE UND ERZIEHUNG

Lebensformen, Familie und Erziehungspraktiken stellen zentrale soziale Kontexte dar, in denen Männlichkeitsvorstellungen ausgehandelt, reproduziert und verändert werden. Im Folgenden betrachten wir die unterschiedlichen Lebensformen der Studienteilnehmenden, ihre Familienkonstellation und Erziehungs-ideale. Darüber hinaus wird die Arbeitsteilung in (heterosexuellen) Paarhaushalten mit besonderem Fokus auf die Arbeitsbelastung von Frauen analysiert. Im Folgenden werden zunächst einige deskriptive Befunde zur Lebensform der Befragten und ihrer Rolle im Haushalt, der Arbeitsteilung im Haushalt zwischen den Geschlechtern und den Erziehungseinstellungen nach Geschlecht dargestellt, bevor der Zusammenhang dieser Variablen mit dem Faktor M analysiert wird.

5.1. Lebensformen und Haushaltstyp

In diesem Abschnitt werden die Haushaltstypen sowie die Rolle, in der die befragten Personen in diesem Haushalt leben, beschrieben. Am häufigsten vertreten sind Paarhaushalte mit oder ohne Kinder: 28.2% der befragten Männer und 31.7% der befragten Frauen leben in einem Paarhaushalt ohne Kinder und 42.8% beziehungsweise 40.1% in einer Familienkonstellation, bei der beide Elternteile im gleichen Haushalt leben. 3.6% der Männer und 6.1% der Frauen gaben an, alleinerziehend zu sein. Dies widerspiegelt sich auch in Abbildung 5.1, die zeigt, dass über ein Drittel der befragten Personen in einer Elternrolle im Haushalt lebt. 11.7% der befragten Männer und 10.9% der befragten Frauen leben mit (mindestens) einem Elternteil im Haushalt. In der Regel handelt es sich dabei um 18 bis 24-Jährige. 16.6% der Männer und 13.9% der Frauen leben allein. Rund 5% der Befragten leben in einer Wohngemeinschaft und etwas über 2% leben im Haushalt als «anderes erwachsenes Familienmitglied» (z. B. Grosseltern).

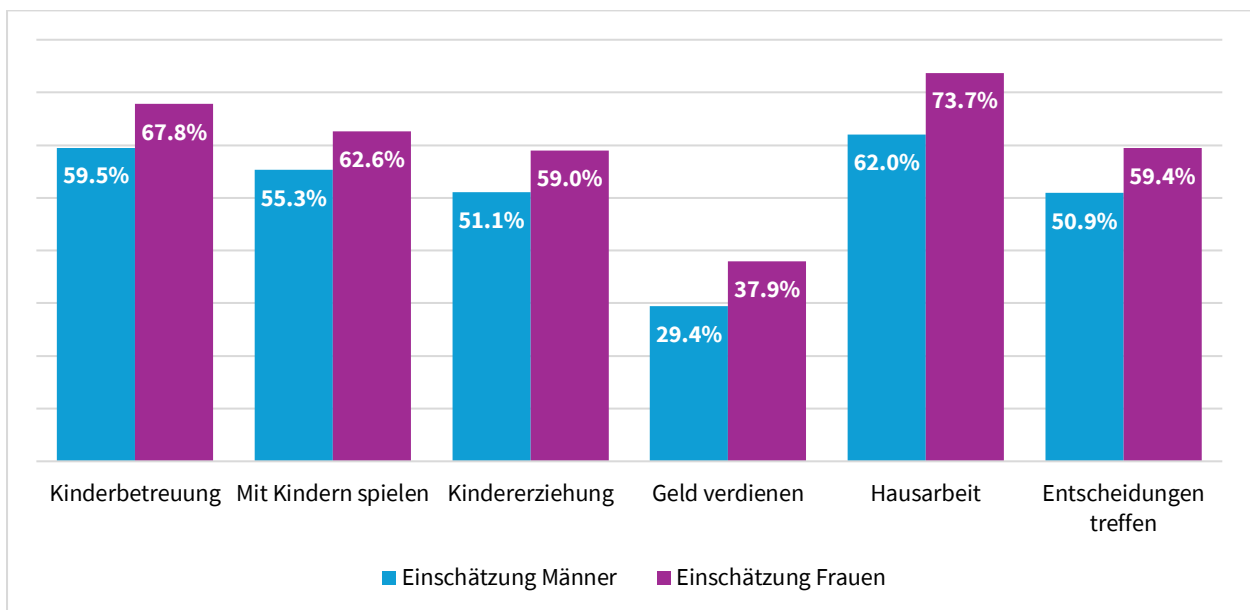
Abbildung 5.1: Rolle der befragten Personen im Haushalt



5.2. Aufgabenteilung in Paarhaushalten und weibliche Arbeitslast

Personen, die in einem Paarhaushalt (mit oder ohne Kinder) leben, wurden zu drei verschiedenen Bereichen nach ihrer Einschätzung der innerfamiliären Arbeitsteilung gefragt. Anhand eines Schiebereglers konnten sie ihren geschätzten Arbeitsanteil in Prozent angeben für drei Aufgabenbereiche: «Geld verdienen», «Arbeiten im Haushalt erledigen» und «Entscheidungen treffen». Paarhaushalte mit Kindern wurden zusätzlich nach der Aufgabenteilung zu drei Aspekten im Bereich Kindererziehung gefragt: «Kinderbetreuung», «mit den Kindern spielen» sowie «die Kinder erziehen und Regeln durchsetzen». Die Angaben wurden anschliessend so umgerechnet, dass sie dem Anteil der weiblichen Arbeitslast entsprachen, unabhängig davon, ob die Fragen von Frauen oder Männern beantwortet wurden. Für die folgende Auswertung wurden ausschliesslich Personen berücksichtigt, die als (Ehe-)Partner:in in einem heterosexuellen Paarhaushalt leben. Abbildung 5.2 zeigt, wie Frauen und Männer die weibliche Arbeitslast in den unterschiedlichen Aufgabenbereichen einschätzen. Es zeigt sich, dass Frauen ihre eigene Arbeitslast in allen Aufgabenbereichen signifikant höher ($p < .001$) einschätzen als Männer es tun. Insbesondere bei der Hausarbeit (z. B. kochen, einkaufen, Wäsche waschen, putzen) liegt die Arbeitslast grösstenteils bei der Frau. Auch bei der Kinderbetreuung (z. B. anziehen, ins Bett bringen, zum Arzt begleiten, trösten) übernehmen Frauen gemäss beiden Geschlechtern den grösseren Anteil der Arbeitslast.

Abbildung 5.2: Eingeschätzte weibliche Arbeitsbelastung in heterosexuellen Paarhaushalten in verschiedenen Aufgabenbereichen nach Geschlecht der berichtenden Person



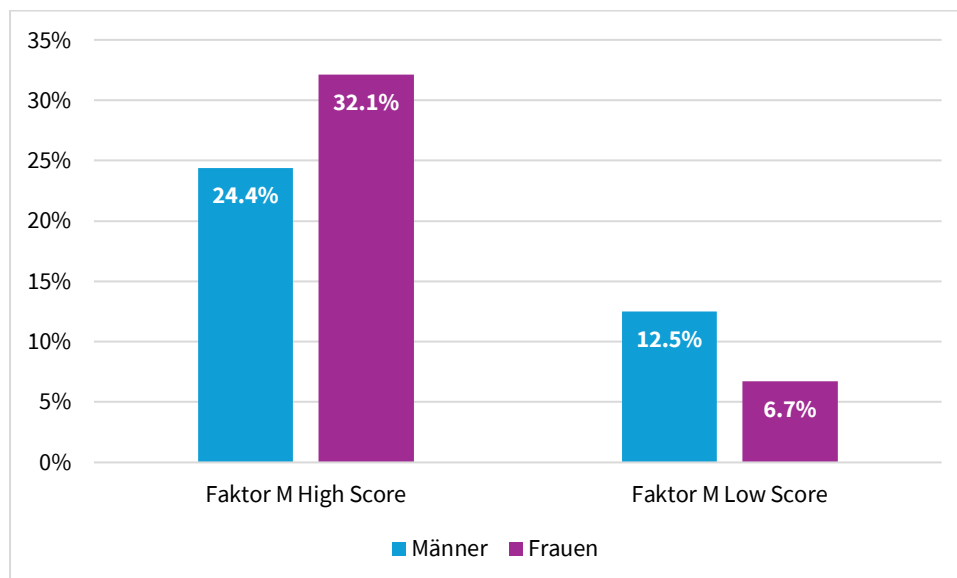
Für die folgenden Analysen werden die Aufgaben in der Kindererziehung und -betreuung zusammengefasst, da sie einen ähnlichen Aufgabenbereich abdecken und entsprechend auch deutlich miteinander zusammenhängen (Cronbachs Alpha=.75). Wir untersuchen auf dieser Basis die Aufgabenteilung in heterosexuellen Paarhaushalten in Zusammenhang mit «Faktor M» (vgl. Kapitel 4). Dazu werden getrennt nach Geschlecht Korrelationen berechnet, welche die Stärke des Zusammenhangs zwischen dem Faktor M (Kapitel 4.2.3.) und der (geschätzten) Aufgabenteilung nach Geschlecht in verschiedenen Bereichen angeben.

Bei der Hausarbeit zeigt sich bei beiden Geschlechtern ein hochsignifikanter Zusammenhang mit dem Faktor M: Höhere Faktor M-Werte korrelieren mit einer grösseren Arbeitslast der Frau (Männer: $r=.12$, Frauen: $r=.17$; jeweils $p<.001$). Bei der Kindererziehung und -betreuung zeigt sich ein tendenziell schwacher, signifikanter Zusammenhang mit dem Faktor M (Männer: $r=.08$, $p<.05$; Frauen: $r=.13$, $p=.01$). Dass die Zusammenhänge zwischen Faktor M und der Aufgabenteilung im Haushalt tendenziell schwach ausfallen, ist insofern bemerkenswert, als eine asymmetrische Verteilung dieser Aufgaben zulasten der Frauen einer «traditionellen» Rollenverteilung entspricht, die mit dem Aspekt des «Antiegalitarismus» ein konstitutives Element restriktiv-maskuliner Dominanzvorstellungen («Faktor M») darstellt. Eine mögliche Begründung dafür ist, dass die Aufgabenteilung im Haushalt durch viele andere, hier nicht untersuchte Faktoren definiert wird. Schliesslich ist es auch denkbar, dass Personen mit hohen Faktor M-Ausprägungen den männlichen Anteil an der Kinderbetreuung überschätzen bzw. «schönberichten».

Bei der Frage nach der Entscheidungsmacht in Paarbeziehungen zeigt sich dagegen ein schwacher, hochsignifikanter Zusammenhang mit dem Faktor M: Männer mit einer hohen Ausprägung beim Faktor M leben tendenziell eher in Paarbeziehungen, in denen die grössere Entscheidungsmacht beim Mann liegt ($r=.12$, $p<.001$). Bei den Frauen ist kein signifikanter Zusammenhang feststellbar.

Männer und Frauen mit hohen Faktor M-Ausprägungen leben deutlich häufiger in Haushalten, in welchen der Mann Alleinverdiener des Haushaltseinkommens ist, was sich auch in hochsignifikanten Korrelationen widerspiegelt ($r=.18$ bei den Männern und $r=.19$ bei den Frauen, $p<.001$). Abbildung 5.3 zeigt, dass 24.6% der Männer und 32.1% der Frauen, die sich in der «High-Score-Gruppe» von Faktor M befinden, in einem Paarhaushalt leben, in dem der Mann der Alleinverdiener ist, während es bei den übrigen Befragten («Low Score») mit 12.5% der Männer und 6.7% der Frauen deutlich weniger sind.

Abbildung 5.3: Anteil männlicher Alleinverdiener nach Faktor M-Status, nach Geschlecht



Personen der High-Score-Gruppe sind also überdurchschnittlich häufig in Beziehungsmodellen vertreten, in denen der Mann als Alleinverdiener fungiert, und Männer und Frauen, die dieser Gruppe angehören, schätzen den Anteil des Mannes an Entscheidungen im Haushalt als höher ein.

Die Gestaltung von Care-Arbeit, die Form der Entscheidungsfindung in Beziehungen sowie die ökonomische Machtverteilung sind entscheidende Faktoren für Beziehungsgewalt. Die GEQ-AT Studie von Scambor et al. (2025) zeigt beispielsweise, dass eine gemeinsame Entscheidungsfindung das Risiko für Gewalterfahrungen in der Beziehung senkt. Auch die Aufteilung der Care-Arbeit und die Gestaltung der

Elternschaft beeinflusst Gewaltdynamiken in der Beziehung: So kann beispielsweise kooperative Elternschaft dazu beitragen, Beziehungsgewalt zu reduzieren. Darüber hinaus wird die ökonomische Machtverteilung als zentraler Faktor hervorgehoben: Finanzielle Abhängigkeit kann dazu führen, dass Betroffene in gewaltvollen Partnerschaften verbleiben. Das sind Hinweise dafür, dass in der High-Score-Gruppe ein höheres Risiko für Gewalterfahrungen und -dynamiken besteht.

5.3. Erziehungseinstellungen

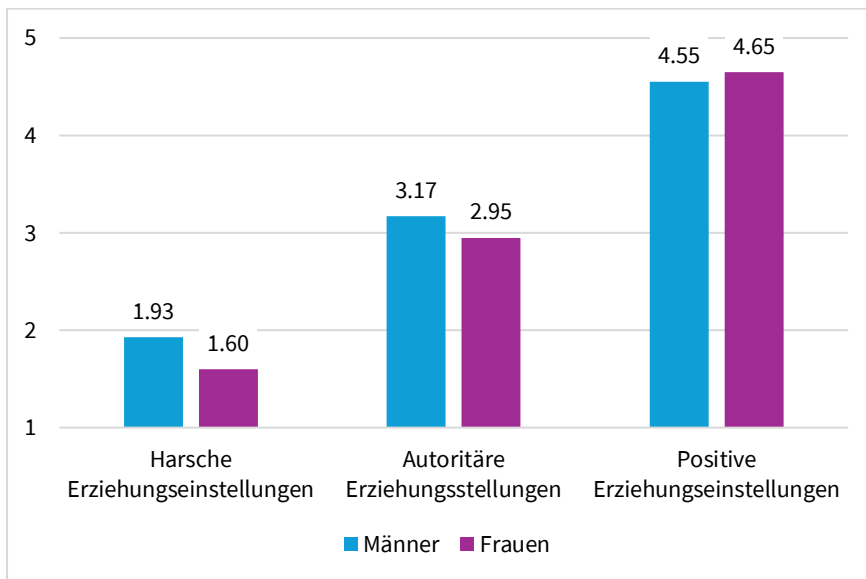
Sowohl Eltern als auch kinderlose Personen wurden nach ihren Ansichten zur Erziehung und dem Verhalten von Kindern befragt. Wir haben uns bewusst für *Erziehungseinstellungen* statt für *Erziehungspraktiken* entschieden, weil damit die grosse Mehrheit der Teilnehmenden, die aktuell keine Erziehungsaufgaben wahrnehmen, zu diesem Thema befragt werden konnten. Insgesamt wurden 16 Items verwendet, die 5 verschiedene Erziehungsideale sowie geschlechtsspezifische Erziehungseinstellungen abbilden. Die Erziehungseinstellungen basieren mehrheitlich auf den Erziehungsdimensionen des Alabama Parenting Questionnaire (Shelton et al., 1996) sowie der deutschen erweiterten Version (Reichle/Franiek, 2009):

- 1) geschlechtsspezifische Erziehungseinstellungen (2 Items: «Väter haben in der Erziehung eine ganz andere Rolle als Mütter» und «Knaben müssen ganz anders erzogen werden als Mädchen.»)
- 2) autoritäre Erziehungseinstellungen (4 Items, z. B. «Es ist falsch, wenn Kinder Entscheidungen ihrer Eltern in Frage stellen.»)
- 3) harsche, gewaltbereite Erziehungseinstellungen (körperliche Gewalt und «anschreien»), 4 Items, z. B. «Wenn Kinder ihre Eltern beleidigen, dürfen Eltern ihre Kinder schlagen.»)
- 4) emotional unterstützende Erziehungseinstellungen (2 Items, z. B. «Eltern sollten ihren Kindern ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit geben.»)
- 5) engagierte Erziehungseinstellungen (2 Items, z. B. «Eltern sollten möglichst viel Zeit mit ihren Kindern verbringen und mit ihnen spielen oder etwas unternehmen.»)
- 6) autoritative Erziehungseinstellungen (2 Items, «Wenn ein Kind etwas anstellt oder ungehorsam ist, sollten die Eltern erklären, welche Konsequenzen sein Verhalten hat oder wieso es bestraft wird.»)

Die Items der Erziehungseinstellungen wurden zunächst einer Faktoranalyse unterzogen. Dabei zeigte sich, dass emotional unterstützende, engagierte und autoritative Erziehungseinstellungen auf denselben Faktor laden. Entsprechend werden sie unter dem Begriff «positive Erziehungseinstellungen» zusammengefasst (Cronbachs Alpha=.57). Autoritäre und harsche, gewaltbereite Erziehungseinstellungen werden getrennt zusammengefasst, um eine höhere Trennschärfe zu gewährleisten: Erstere beschreiben Erziehungsstile, die den Willen der Eltern ins Zentrum stellen und kaum auf die Bedürfnisse des Kindes eingehen, während Letztere den Einsatz körperlicher oder psychischer Gewalt zur Durchsetzung elterlicher Macht umfassen.

Im Geschlechtervergleich zeigen sich signifikante Unterschiede in den Erziehungseinstellungen: Männer weisen im Mittel höhere Ausprägungen bei der Befürwortung autoritärer und harscher, gewaltbereiter Erziehungsstile auf als Frauen, während Frauen leicht höhere Werte bei autoritativen, emotional unterstützenden und engagierten Erziehungseinstellungen zeigen (siehe Abbildung 5.4). Grundsätzlich sind positive Erziehungseinstellungen sehr stark ausgeprägt, während sich die Zustimmung zu autoritären Erziehungseinstellungen eher im Mittelfeld verorten lässt. Harsche, gewaltbereite Erziehungseinstellungen finden deutlich weniger Zustimmung bei den Befragten.

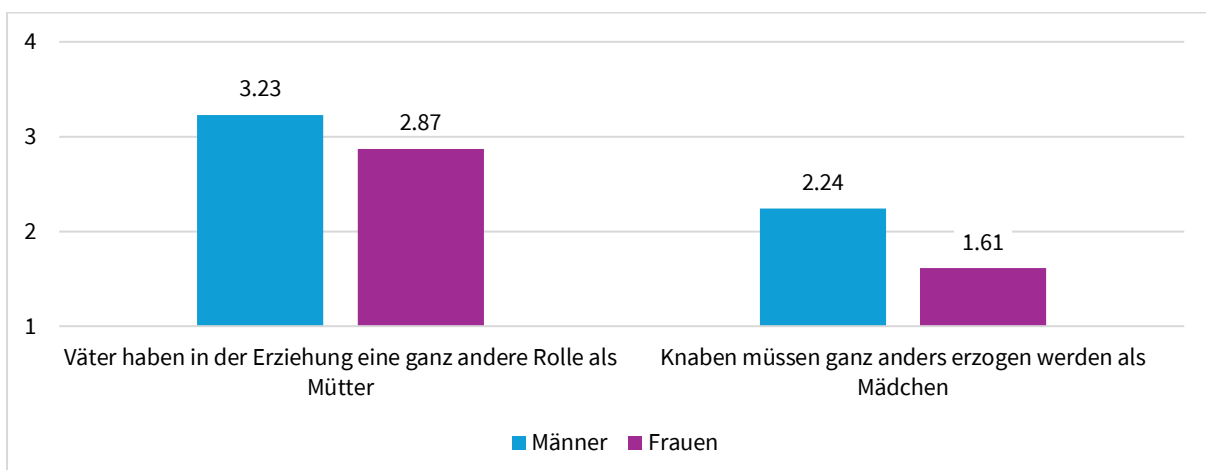
Abbildung 5.4: Erziehungseinstellungen im Geschlechtervergleich



Ein geschlechtergetrennter Vergleich zeigt, dass Männer, die im Haushalt eine (Stief-)Vaterrolle innehaben, signifikant niedrigere Ausprägungen harscher, gewaltbereiter Erziehungseinstellungen aufweisen ($M= 1.73$) als Männer in anderen Haushaltsrollen ($M=2.05$). Ein vergleichbares Muster ergibt sich für Frauen: Frauen in einer (Stief-)Mutterrolle berichten ebenfalls geringere Werte ($M=1.51$) als Frauen in anderen Rollen ($M=1.65$), wobei die Mittelwertsdifferenz zwar geringer ausfällt, jedoch ebenfalls statistisch signifikant ist. Reale Erfahrungen als Eltern scheinen also gewaltförmigen und autoritären Erziehungsvorstellungen eher entgegenzuwirken.

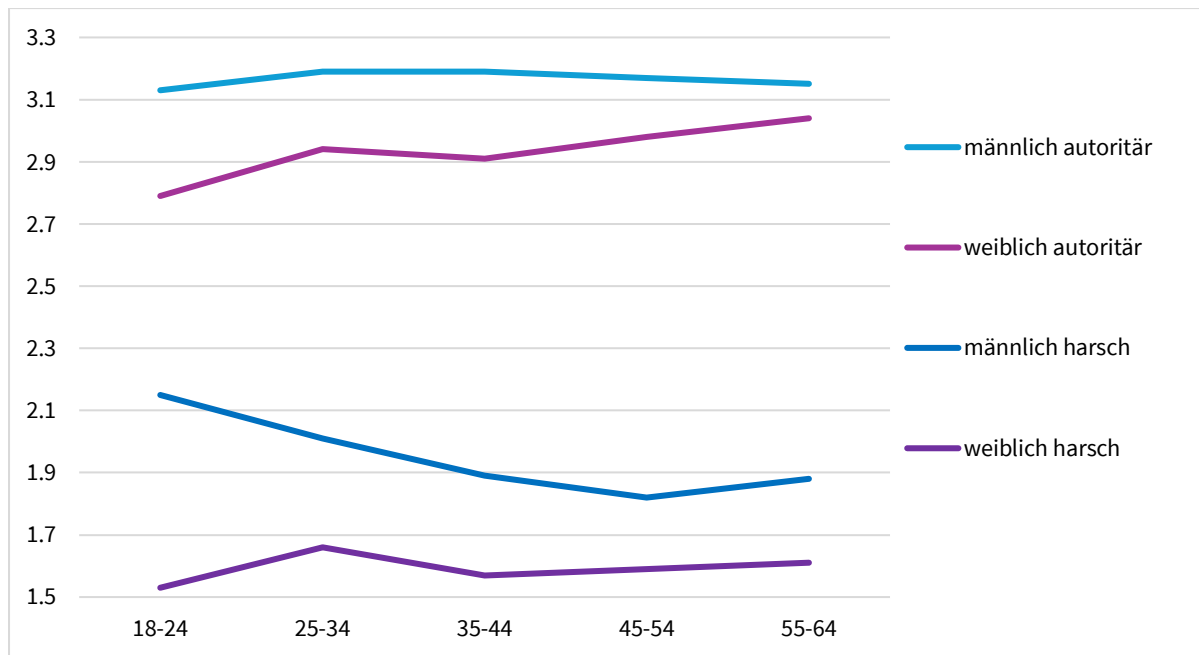
Die deutlichsten Unterschiede zeigen sich in geschlechtsspezifischen Erziehungsansichten: Männer stimmen sowohl der Aussage, dass Väter eine andere Rolle in der Erziehung einnehmen als Mütter, als auch der Aussage, dass Jungen anders erzogen werden sollten als Mädchen, signifikant stärker zu (siehe Abbildung 5.5). Betrachtet man diese Erziehungsansichten innerhalb der Geschlechtergruppen getrennt nach Elternrolle im Haushalt, zeigt sich lediglich ein signifikanter Unterschied: Männer ohne (Stief-)Vaterrolle im Haushalt sind eher der Meinung, dass Jungen anders erzogen werden müssen als Mädchen ($M=2.37$ versus $M=2.02$). Die anderen Unterschiede zwischen Männern mit beziehungsweise ohne (Stief-)Vaterrolle erweisen sich nicht als signifikant.

Abbildung 5.5: Geschlechtsspezifische Erziehungsvorstellungen im Geschlechtervergleich



In der folgenden Abbildung 5.6 untersuchen wir die Altersverläufe von autoritären und harschen, gewaltbereiten Erziehungseinstellungen getrennt nach Geschlecht. Sowohl Männer als auch Frauen weisen über alle Altersgruppen hinweg bezüglich autoritären Erziehungseinstellungen höhere Mittelwerte aus als bezüglich harschen, gewaltbereiten Erziehungseinstellungen. Bei beiden Erziehungsdimensionen liegen die Mittelwerte der Männer über alle Altersgruppen hinweg hochsignifikant über denjenigen der Frauen (jeweils $p < .001$).

Abbildung 5.6: Altersverläufe von autoritären und harschen, gewaltbereiten Erziehungseinstellungen nach Geschlecht



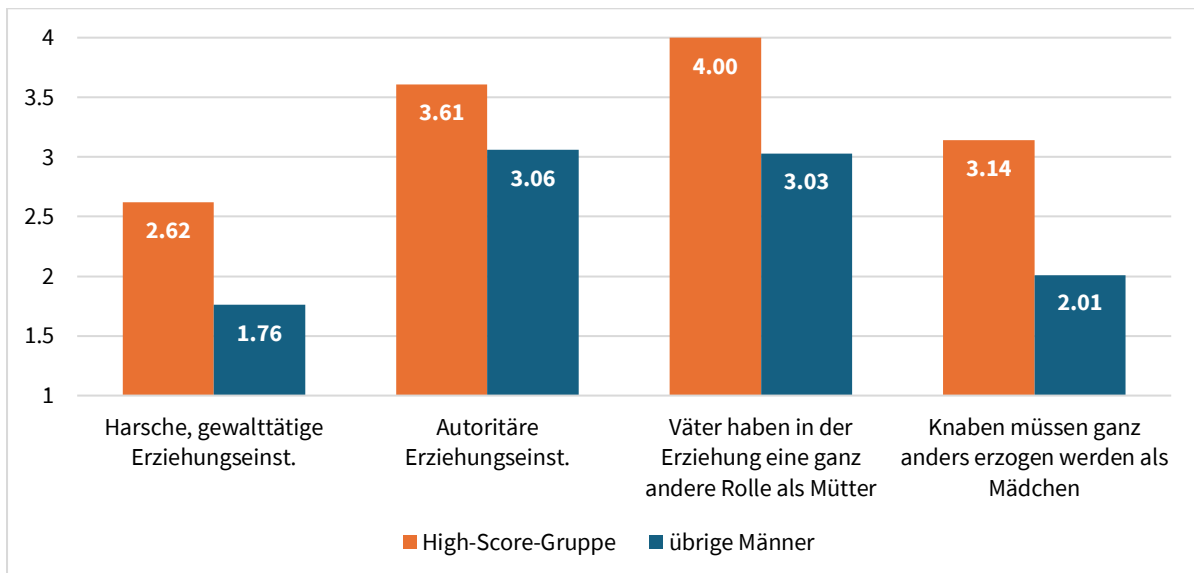
Mit Blick auf harsche, gewaltbereite Erziehungseinstellungen stellen wir zwischen den Geschlechtern signifikant unterschiedliche Altersverläufe fest (Interaktionseffekt: $F(4, 6110)=6.48$; $p < .001$), wobei bei Männern in der jüngsten Altersgruppe die höchsten Werte festgestellt werden, gefolgt von einem linearen Rückgang und einer geringfügigen, nicht-signifikanten Wiederzunahme in der ältesten Gruppe (linearer Rückgang insgesamt: $p < .001$). Im Gegensatz dazu verläuft der Alterstrend bei Frauen weitgehend flach ($p = .129$). Frauen und Männer unterscheiden sich in allen Altersgruppen signifikant voneinander (jeweils $p < .001$), wobei aber der ausgeprägteste Gender-Gap in der jüngsten Altersgruppe festzustellen ist.

Auch bei autoritären Erziehungseinstellungen finden wir zwischen Männern und Frauen signifikant unterschiedliche Altersverläufe ($F(4, 6109)=3.33$; $p < .010$): Während bei Männern keine signifikante Zu- oder Abnahme zu verzeichnen ist ($p = .452$), ist bei Frauen mit zunehmendem Alter eine Tendenz zu autoritären Erziehungseinstellungen festzustellen ($p < .001$). Auch bei den autoritären Einstellungen fällt der Gender-Gap in der jüngsten Altersgruppe am stärksten aus, wonach mit zunehmendem Alter eine Konvergenz zwischen den Geschlechtern zu verzeichnen ist.

Erziehungseinstellungen und Faktor M

In einem nächsten Schritt untersuchen wir Erziehungseinstellungen im Kontext von Faktor M, wobei wir uns dazu zunächst auf Männer beschränken. Bei allen Erziehungseinstellungen zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Einstellungen der High-Score-Gruppe und den anderen Männern (siehe Abbildung 5.7).

Abbildung 5.7: Erziehungseinstellungen von Männern im Vergleich zu Faktor M-Ausprägung



Die Mittelwerte unterscheiden sich im Gruppenvergleich signifikant ($p < .001$). Besonders ausgeprägt sind die Unterschiede bei den beiden geschlechtsspezifischen Erziehungseinstellungen, bei welchen die Mittelwertsdifferenz zwischen den Gruppen einen ganzen Skalenpunkt ausmacht. Auch bei den harschen, gewaltbereiten Erziehungsmethoden zeigt sich, dass Angehörige der High-Score-Gruppe hier deutliche höhere Werte aufweisen und physische Bestrafung im Rahmen der Erziehung stärker tolerieren. Dies widerspiegelt sich auch in einem Korrelationskoeffizienten von $r = .488$ bei Männern und $r = .323$ bei Frauen (beide $p < .001$), welcher auf einen mittleren bis starken Zusammenhang zwischen dem Faktor M und harschen, gewaltbereiten Erziehungseinstellungen hinweist.

In einem weiteren Schritt illustrieren wir auf Itemebene die Effekte von Faktor M auf problematische Erziehungseinstellungen und berücksichtigen dabei nun auch Frauen. Spezifisch werden in Tabelle 5.1 die Anteile derjenigen Personen, die den einzelnen Aussagen zu autoritären bzw. harschen, gewaltbereiten Erziehungseinstellungen eher oder voll zustimmen, getrennt nach Zugehörigkeit High-Score- vs. Low-Score-Gruppe) von Faktor M, getrennt nach Geschlecht dargestellt.

Tabelle 5.1: Anteile der Zustimmung zu Erziehungseinstellungen getrennt nach Geschlecht und Faktor M-Gruppe (High-Score vs. Low Score)

	MÄNNER		FRAUEN	
	Faktor M High (%)	Faktor M Low (%)	Faktor M High (%)	Faktor M Low (%)
<i>Autoritäre Erziehungseinstellungen</i>				
Es ist falsch, wenn Kinder Entscheidungen ihrer Eltern in Frage stellen.	47.5%	24.1%	34.2%	20.7%
Es ist wichtig, dass Kinder lernen, Autoritäten anzuerkennen.	93.6%	81.8%	91.3%	78.6%
Um Regeln und Verbote durchzusetzen, müssen Eltern manchmal einfach lauter werden.	74.4%	56.2%	50.3%	41.5%
Über Regeln sollte man mit Kindern prinzipiell nicht diskutieren.	30.1%	15.3%	30.0%	13.9%
<i>Harsche, gewaltbereite Erziehungseinstellungen</i>				
Eltern dürfen ihre Kinder anschreien, wenn diese sie absichtlich wütend machen oder wenn die Kinder nicht gehorchen.	57.3%	30.5%	35.2%	22.3%
Eltern dürfen ihre Kinder schlagen, wenn diese sie absichtlich wütend machen oder nicht gehorchen.	19.0%	3.2%	6.5%	1.3%
Wenn Kinder ihre Eltern beleidigen, dürfen Eltern ihre Kinder schlagen.	27.3%	5.2%	12.7%	2.4%
Wenn Kinder etwas angestellt haben, brauchen sie eins auf den Hintern oder eine Ohrfeige.	16.1%	3.1%	7.2%	1.2%

Alle Vergleiche zwischen High- vs. Low-Score-Gruppen fallen signifikant aus (Männer $p < .001$; Frauen mind. $p < .05$).

Es fällt zunächst allgemein auf, dass die Zustimmungswerte bei den Männern in beiden Gruppen höher sind und die High-Score-Gruppe von Faktor M den Aussagen in beiden Geschlechtern deutlich stärker zustimmt.

Bei den autoritären Erziehungseinstellungen zeigen sich moderate, aber konsistente Unterschiede zwischen der High- und Low-Score-Gruppe. So stimmen etwa bei der Aussage, dass Kinder Entscheidungen ihrer Eltern nicht in Frage stellen sollten, fast doppelt so viele Männer mit hohem Faktor-M-Wert zu (47.5%) wie Männer mit niedrigem Wert (24.1%). Ähnlich verhält es sich bei der Aussage, dass Eltern manchmal lauter werden müssen, um Regeln durchzusetzen: Hier liegen die Zustimmungswerte der männlichen High-Score-Gruppe mit 74.4% deutlich über jenen der Low-Score-Gruppe (56.2%), während bei den Frauen derselbe Vergleich 50.3% zu 41.5% ergibt.

Besonders ausgeprägt sind die Unterschiede jedoch bei den harschen, gewaltbereiten Erziehungseinstellungen. Hier treten sowohl zwischen den Faktor-M-Gruppen als auch zwischen den Geschlechtern die stärksten Effekte auf. Die Zustimmung zur körperlichen Bestrafung bei Ungehorsam («eins auf den Hintern oder eine Ohrfeige») ist bei männlichen High-Scorern mit 16.1% mehr als fünfmal so hoch wie bei männlichen Low-Scorern (3.1%); bei Frauen zeigt sich ein vergleichbares Muster (7.2% vs. 1.2%). Ebenso ausgeprägt fallen die Unterschiede beim Schlagen als Reaktion auf Beleidigungen aus: Männer der High-Score-Gruppe stimmen dieser Aussage mit 27.3% zu, gegenüber lediglich 5.2% in der Low-Score-Gruppe – wiederum eine mehr als fünfmal so hohe Rate. Bei Frauen beträgt das Verhältnis 12.7% zu 2.4%. Auch

die Zustimmung zum Anschreien von Kindern unterscheidet sich erheblich: Bei Männern mit hohem Faktor-M-Wert liegt sie bei 57.3%, bei niedrigem bei 30.5%; bei Frauen bei 35.2% gegenüber 22.3%.

Die Ergebnisse zeigen einen klaren, durchgängig signifikanten Zusammenhang zwischen hohen Faktor-M-Werten und der Befürwortung sowohl autoritärer als auch harscher, gewalttätiger Erziehungspraktiken – und dies über beide Geschlechter hinweg. Besonders auffällig ist, dass die Unterschiede zwischen High- und Low-Score-Gruppe bei Aussagen zur körperlichen Bestrafung am stärksten ausfallen, also spezifisch bei gesellschaftlich und rechtlich besonders geächteten Praktiken. Männer stimmen in nahezu allen Kategorien häufiger zu als Frauen, doch das grundlegende Muster – stärkere Zustimmung in der High-Score-Gruppe – ist geschlechterübergreifend stabil und statistisch signifikant.

Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang die gesetzliche Verankerung des Rechts auf gewaltfreie Erziehung im Zivilgesetzbuch, die per 1. Juli 2026 in Kraft tritt.³⁰ Die in der High-Score-Gruppe verbreitete Toleranz gegenüber körperlicher Bestrafung steht dazu in einem direkten Widerspruch: So befürwortet beispielsweise über ein Viertel der befragten Männer und jede zehnte Frau in dieser Gruppe den Einsatz von Schlägen als Bestrafung. Dies verdeutlicht, dass die High-Score-Gruppe auch aus der Perspektive des Kinderschutzes relevant ist.

³⁰ <https://www.bj.admin.ch/bj/de/home/gesellschaft/gesetzgebung/gewaltfreie-erziehung.html>

6. SEXUALITÄT UND PARTNERSCHAFT

Sexualität und Partnerschaft bilden zentrale Lebensbereiche, in denen sich Geschlechtsidentität, Rollenerwartungen und vergeschlechtlichte Dynamiken verdichten. Für die vorliegende Studie sind diese Themenfelder aus mehreren Gründen relevant. Erstens manifestieren sich restriktiv-dominante Männlichkeitsnormen häufig in Vorstellungen über sexuelles Verhalten, Beziehungsgestaltung und die Verteilung von Macht in intimen Beziehungen. Zweitens zeigen internationale Forschungsbefunde, dass traditionell-restriktive Geschlechterrollenorientierungen mit problematischen Beziehungsmustern, einschliesslich partnerschaftlicher Gewalt, assoziiert sein können (McCarthy et al., 2018; Krivoschekov et al., 2023). Drittens bietet die Analyse sexueller Identität und geschlechtlicher Orientierung Einblicke in die Vielfalt männlicher Lebensentwürfe jenseits heteronormativer Erwartungen.

Das folgende Kapitel gliedert sich in drei Hauptabschnitte. In jedem Abschnitt erfolgt zunächst eine deskriptive Darstellung des jeweiligen Themas, bevor der Zusammenhang mit dem restriktiv-maskulinen Dominanz- und Abgrenzungssyndrom (Faktor M) untersucht wird. Abschnitt 6.1. widmet sich geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung. Abschnitt 6.2. behandelt sexuelles Verhalten. Abschnitt 6.3 befasst sich mit Partnerschaftsmerkmalen und Gewalt in der Partnerschaft.

6.1. Geschlechtliche Identität, sexuelle Orientierung und Faktor M

Im Folgenden werden zunächst einige deskriptive Befunde zur Geschlechtsidentität und sexuellen Orientierung der Befragten nach Geschlecht dargestellt, bevor der Zusammenhang dieser Variablen mit Faktor M analysiert wird.

6.1.1. Geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung nach Geschlecht

Die grosse Mehrheit der Befragten identifiziert sich vollständig mit ihrem «amtlichen», in der Regel bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht. Bei den Männern geben 95.6% an, sich vollständig mit ihrem Geschlecht zu identifizieren, weitere 3.4% identifizieren sich zumindest überwiegend damit. Rund 1% der männlichen Befragten zeigt sich unentschieden oder identifiziert sich nicht mit dem zugewiesenen Geschlecht. Bei den Frauen fällt das Muster sehr ähnlich aus: 96.3% berichten eine vollständige Identifikation, 2.9% überwiegende Identifikation und 0.8% sind unentschieden oder identifizieren sich nicht mit ihrem amtlichen Geschlecht.³¹ Der Unterschied zwischen Frauen und Männern ist statistisch nicht signifikant ($p=.174$).

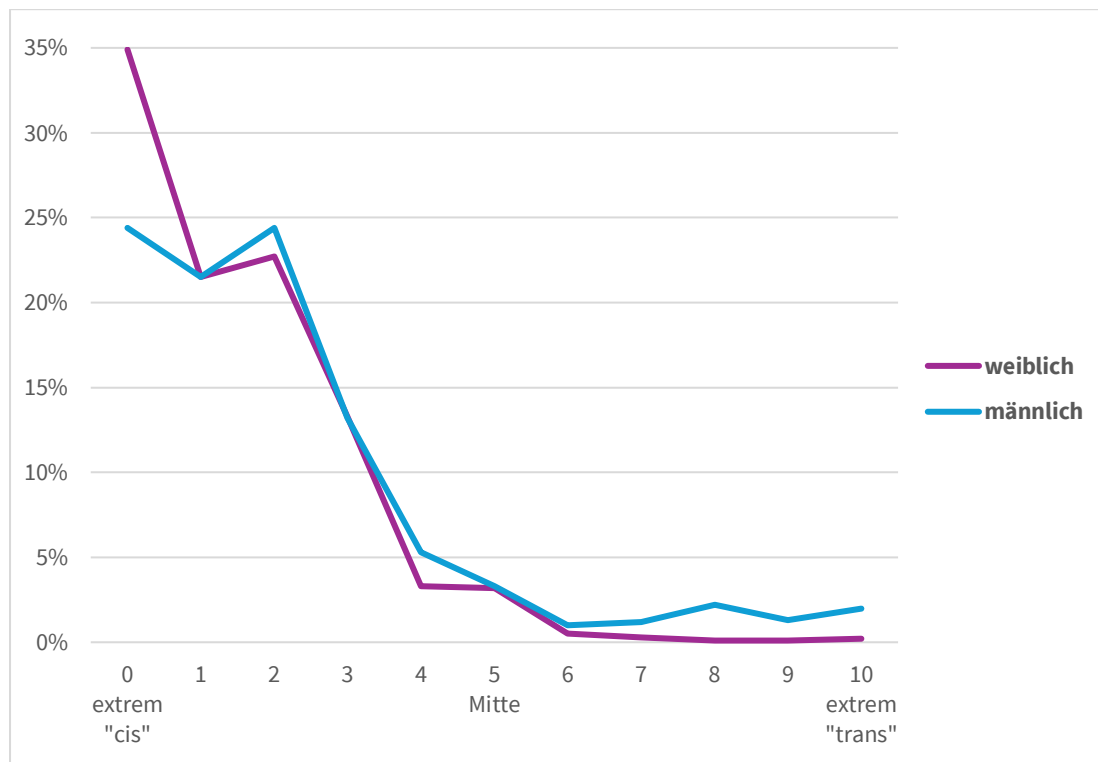
Für die Teilgruppe der Personen, die sich nicht vollständig mit ihrem zugewiesenen Geschlecht identifizieren ($n=260$), wurde die subjektiv empfundene Geschlechtsidentität näher erfragt. Von den amtlich als männlich registrierten Personen in dieser Gruppe identifizieren sich 81.9% dennoch primär als Mann, 10.1% sind bezüglich ihrer Geschlechtsidentität unentschieden, 3.7% bezeichnen sich als nicht-binär, 3.2% als transgender und je 0.5% als intergeschlechtlich bzw. als Frau. Bei amtlich als weiblich registrierten Personen zeigt sich ein tendenziell spiegelbildliches Muster. 87.5% identifizieren sich als Frau, 6.9% als nicht-binär, 4.2% sind unentschieden und 1.4% bezeichnen sich als transgender. Die starke Assoziation zwischen biologischem Geschlecht und aktueller Geschlechtsidentität auch in dieser Teil-

31 Die Frage lautete: «Was ist Ihr Geschlecht? Wir meinen hier das «amtliche Geschlecht», so wie es im Pass/Ausweis steht.» Mit dieser Frage haben wir jene Menschen nicht erfassen können, die eine trans Geschlechtsidentität haben und diese in Ihrem Ausweis haben eintragen lassen. Diese Möglichkeit (mit vereinfachtem Verfahren) besteht seit dem 1. Januar 2022. In den Jahren 2022-2025 haben etwa 3'000 Personen davon Gebrauch gemacht. Hochgerechnet auf unsere Stichprobengrösse ist die dadurch entstehende Verzerrung verschwindend gering.

gruppe ($p < .001$) verdeutlicht, dass eine nicht vollständige Identifikation mit dem amtlichen Geschlecht nicht notwendig eine trans oder nicht-binäre Identität impliziert.

Ergänzend zur kategorialen Erfassung wurde die Geschlechtsidentität bei allen Befragten auf einem 11-stufigen Kontinuum von «extrem männlich» (0) bis «extrem weiblich» (10) erhoben. Durch Umkodierung für das jeweilige amtliche Geschlecht resultiert ein Cis-Trans-Kontinuum, bei dem 0 «extrem cis» und 10 «extrem trans» bedeutet. Abbildung 6.1 zeigt die Verteilungen nach amtlichem Geschlecht für die gesamte Stichprobe aller Befragten.

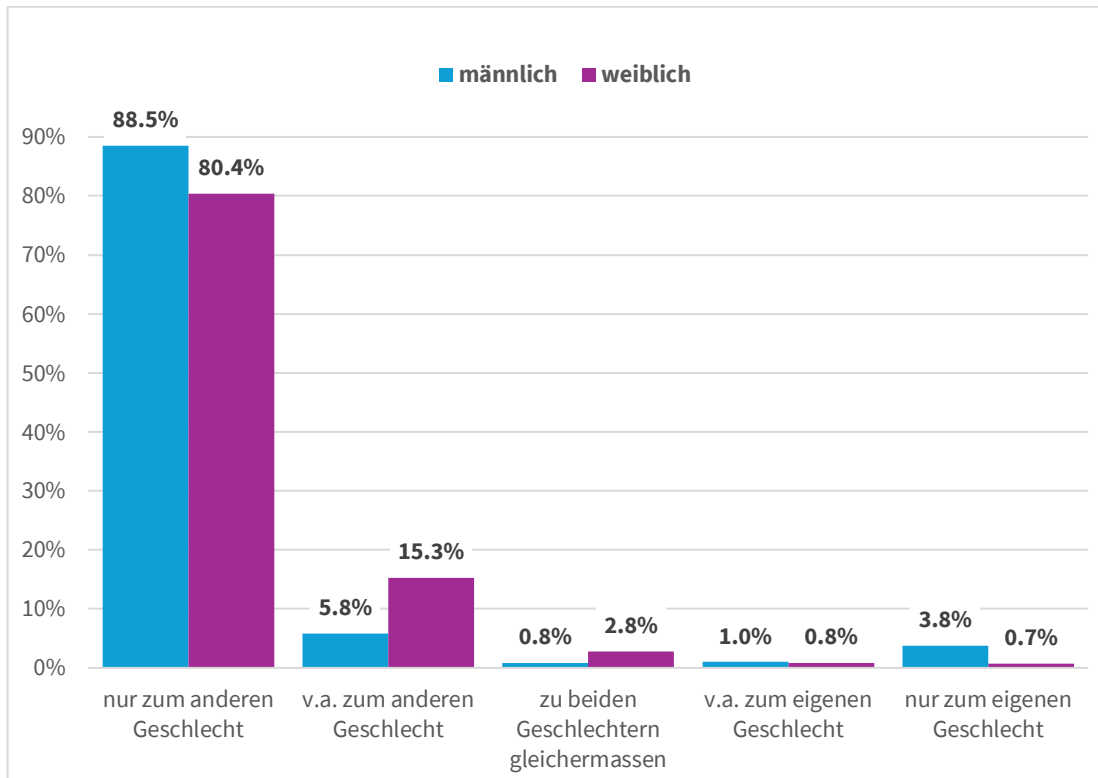
Abbildung 6.1: Geschlechtsidentität auf dem Cis-Trans-Kontinuum nach Geschlecht



Der Verlauf beider Kurven zeigt ein deutlich linksschiefes Muster mit der höchsten Konzentration am cis-Pol des Kontinuums. Die grosse Mehrheit der Befragten ordnet sich in den drei höchsten cis-Stufen ein, nämlich 70.3% der Männer und 79.1% der Frauen. Allerdings treten bemerkenswerte Geschlechtsunterschiede zutage. Frauen verorten sich häufiger in der extremen Cis-Kategorie (34.9% vs. 24.4% bei Männern), während sich Männer (d. h. Menschen mit amtlichem Geschlecht als Mann) überproportional häufig im trans Bereich einordnen. Summiert man die Kategorien 6 bis 10 (also die trans-orientierte Hälfte des Kontinuums ohne die Mitte), so befinden sich dort 7.7% der Männer, aber lediglich 1.2% der Frauen. Dieser Geschlechtsunterschied ist hochsignifikant ($p < .001$). Er bedeutet, dass in unserer Stichprobe über sechsmal mehr Männer eine nicht (nur) männliche Geschlechtsidentität angeben, sich also im Raum verorten, der sich zu transgender Identitäten hin öffnet. Dass sich Frauen als weniger genderfluid bezeichnen bzw. viel eindeutiger als Männer in der binären Geschlechterordnung verorten, ist bemerkenswert.

Die sexuelle Orientierung wurde anhand der Frage erfasst, zu welchem Geschlecht sich die Befragten sexuell hingezogen fühlen. Abbildung 6.2 stellt die Ergebnisse nach Geschlecht dar.

Abbildung 6.2: Sexuelle Orientierung nach Geschlecht



Die Mehrheit aller Befragten gibt an, sich sexuell ausschliesslich zum anderen Geschlecht hingezogen zu fühlen (Männer: 88.5%, Frauen: 80.4%). Gleichwohl ist auffällig, dass beinahe doppelt so viele Frauen (19.6%) wie Männer (11.5%) eine nicht exklusiv heterosexuelle Orientierung angeben. Dabei zeigen sich weitere bedeutsame Unterschiede: Während nur 5.8% der Männer angeben, sich «vorwiegend» zum anderen Geschlecht hingezogen zu fühlen, beträgt dieser Anteil bei Frauen 15.3%. Auch bisexuelle Anziehung («gleichermassen zu beiden Geschlechtern») ist bei Frauen deutlich häufiger (2.8% vs. 0.8%). Demgegenüber berichten Männer häufiger eine exklusiv homosexuelle Orientierung (3.8% vs. 0.7%). Diese Befunde stehen im Einklang mit der internationalen Forschungsliteratur, die konsistent eine grössere sexuelle Fluidität bei Frauen dokumentiert (Bailey et al., 2016). Der Gesamtunterschied zwischen den Geschlechtern ist dabei hochsignifikant ($p < .001$).

In der Teilgruppe der nicht ausschliesslich heterosexuell orientierten Befragten ($n=851$) wurde erfragt, wie offen sie mit ihrer sexuellen Orientierung umgehen. Hier zeigt sich ein aufschlussreiches geschlechtsspezifisches Muster. Bei Männern ist die Verteilung tendenziell bipolar: 23.7% verschweigen ihre Orientierung vollständig (gegenüber 18.2% der Frauen), während am anderen Extrem 22.2% der Männer vollständig offen damit umgehen (gegenüber nur 10.6% der Frauen). Bei den Frauen findet sich hingegen ein eindeutiger Modalwert in der Kategorie «ein bisschen offen» (40.1% vs. 25.5% bei Männern). Auch diese unterschiedlichen Muster der Offenheit erweisen sich als hochsignifikant ($p < .001$).

Die deskriptiven Befunde zeichnen ein differenziertes Bild geschlechtsspezifischer Muster bei Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung. Während sich die grosse Mehrheit beider Geschlechter mit dem zugewiesenen bzw. amtlichen Geschlecht identifiziert und heterosexuell orientiert ist, offenbaren sich einige systematische Unterschiede: Männer verorten sich häufiger im «trans»-orientierten Bereich des Geschlechtsidentitäts-Kontinuums, während sich besonders viele Frauen als «extrem-cis» einstufen. Mit Blick auf die sexuelle Orientierung finden wir bei Männern ein bipolares Muster (entweder vollständig heterosexuell oder vollständig homosexuell), während Frauen eine grössere sexuelle Fluidität aufweisen.

Im Umgang mit nicht ausschliesslich heterosexueller Orientierung tendieren Männer zu stärker polarisierten Strategien (entweder vollständige Geheimhaltung oder vollständige Offenheit), während Frauen häufiger mittlere Offenheitsgrade wählen.

Im folgenden Abschnitt wird nun untersucht, wie diese Aspekte sexueller Identität und Orientierung mit Faktor M zusammenhängen.

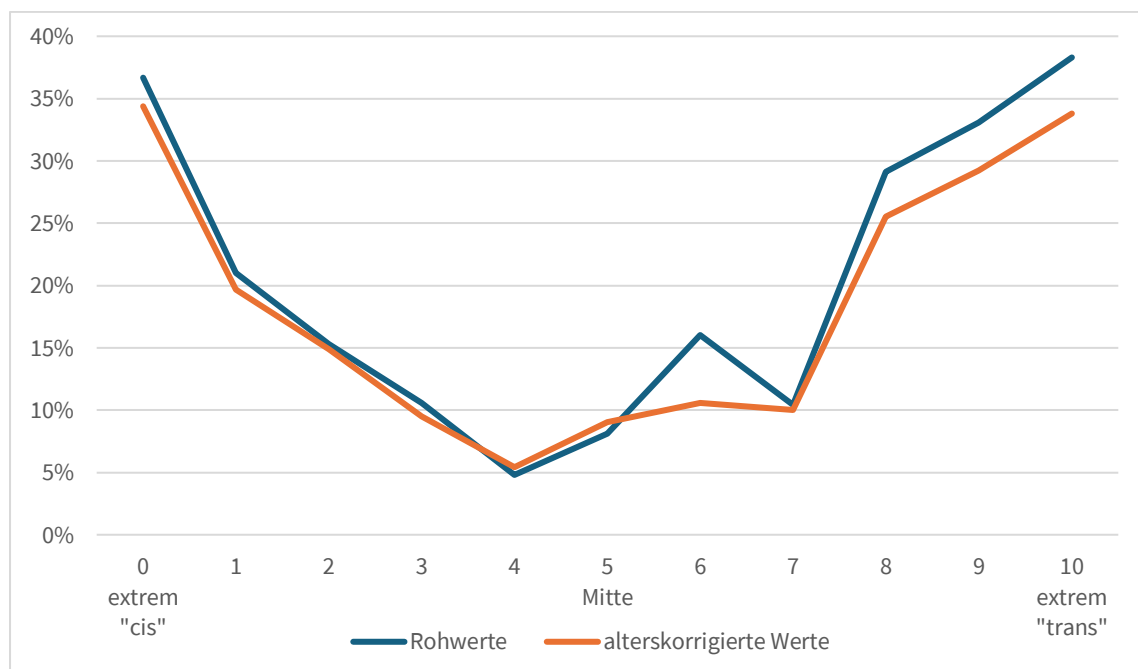
6.1.2. Geschlechtliche Identität, sexuelle Orientierung und Faktor M

Die folgenden Analysen beziehen sich ausschliesslich auf Befragte, deren Geschlecht im Stichprobenrahmen als männlich ausgewiesen ist.³² Sie untersuchen den Zusammenhang zwischen sexueller Orientierung, Geschlechtsidentität und der Zugehörigkeit zur «High-Score-Gruppe» von Faktor M (vgl. Kap. 4.2.3), zu welcher definitionsgemäss 20% der männlichen Stichprobe gehören.

In der Gruppe der Männer mit ausschliesslich heterosexueller Orientierung ist der Anteil der High-Score Faktor-Gruppe hochsignifikant ($p < .001$) höher als bei Männern aller anderen Orientierungskategorien (22% gegenüber 5-10% in den nicht ausschliesslich heterosexuell orientierten Gruppen). Dieser Befund bleibt auch nach Kontrolle des Alters bestehen. Er überrascht wenig, da homophobe und queerfeindliche Einstellungen konzeptuell Teil restriktiv-dominanter Männlichkeitskonstrukte sind und in die Operationalisierung von Faktor M eingeflossen sind. Die Ergebnisse bestätigen somit die theoretisch erwartete Assoziation zwischen Heteronormativität und restriktiv-dominanten Männlichkeitsnormen.

Ein auf den ersten Blick überraschenderes Muster zeigt sich beim Zusammenhang zwischen der Position auf dem Cis-Trans-Kontinuum und der Faktor M Häufigkeit. Abbildung 6.3 stellt diesen Zusammenhang dar.

Abbildung 6.3: High-Score Faktor M-Verteilung auf dem Cis-Trans-Kontinuum (nur Männer)



32 Also cis geschlechtliche Männer und trans Männer mit geändertem amtlichem Geschlecht.

Entgegen einer linearen Erwartung – mit zunehmenden Faktor M Häufigkeiten bei zunehmender Cis-Orientierung – zeigt sich ein nahezu perfekt U-förmiger Verlauf. Sowohl Männer am extrem cis-orientierten als auch am extrem trans-orientierten Pol des Kontinuums weisen die höchsten Faktor M-Anteile auf, während Männer in der Mitte des Kontinuums die niedrigsten Werte zeigen. Dieser quadratische Effekt ist hochsignifikant ($p < .001$) und lässt sich nicht auf Altersunterschiede zurückführen, wie die alterskorrigierte Kurve in der Abbildung verdeutlicht.

Für dieses zunächst kontraintuitive Befundmuster sehen wir zwei sich ergänzende Deutungsmuster:

- Eine Selbstverortung an einem der beiden Pole verweist möglicherweise darauf, dass Geschlecht als etwas Eindeutiges erlebt wird. Diese Eindeutigkeit im subjektiven Erleben macht mutmasslich ein essentialistisch-binäres Verständnis von Geschlecht zugänglicher oder erforderlich. Eine solche Perspektive kann auch für Menschen mit transgender Identität attraktiv sein. Denn ganz trans zu sein, löst wiederum das Versprechen von Sicherheit, Orientierung und Zugehörigkeit ein, welche die essentialistisch-binäre Geschlechterordnung zu bieten hat. Menschen in der Mitte erleben sich in ihrer Geschlechtsidentität weniger polar, also fluider, uneindeutiger, wahrscheinlich auch kontextabhängiger. Die Ausrichtung an starren Geschlechterkorsetten und Männlichkeitsnormen entspricht sowohl weniger ihrem Bedürfnis als auch ihrem Selbsterleben.
- An den beiden Polen des Kontinuums könnten unterschiedliche psychologische Mechanismen wirksam sein. Am cis-Pol geht die starke Identifikation mit dem männlichen Geschlecht vermutlich mit einer umfassenderen Internalisierung restriktiv-dominanter Männlichkeitsnormen und maskulinen Abgrenzung einher. Diese Männer identifizieren sich nicht nur biologisch, sondern auch normativ stark mit dem männlichen Geschlecht und den damit verbundenen restriktiv-dominanten Rollenerwartungen. Am trans-orientierten Pol könnte hingegen ein kompensatorischer Mechanismus wirksam sein: Männer, die ihre Geschlechtsidentität als inkongruent mit ihrem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht erleben, könnten durch besonders starke Betonung stereotyper Männlichkeit versuchen, ihre männliche Identität zu stabilisieren oder soziale Akzeptanz zu sichern. Die niedrigen Faktor M-Werte in der Mitte des Kontinuums könnten darauf hindeuten, dass eine flexiblere, weniger polarisierte Geschlechtsidentität mit einer kritischeren Haltung gegenüber rigiden Geschlechternormen einhergeht.

Die vorliegenden Befunde unterstreichen die Notwendigkeit, Geschlechtsidentität nicht als einfachen linearen Prädiktor von *Gender Scripts* zu konzeptualisieren, sondern die komplexen psychologischen Dynamiken an verschiedenen Positionen des Geschlechtsidentitäts-Kontinuums differenziert zu untersuchen.

Im folgenden Abschnitt skizzieren wir verschiedene Aspekte des Sexualverhaltens in unserer Stichprobe und analysieren, wie diese mit Faktor M zusammenhängen.

6.2. Sexuelles Verhalten

Während die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität (Kapitel 6.1) zentrale Aspekte der Selbstverortung darstellen, geht es im Folgenden um das tatsächliche sexuelle Verhalten und Erleben der Befragten. Die hier behandelten Themen – sexuelle Zufriedenheit, Anzahl der Sexualpartner:innen, Pornografienutzung und die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen – erlauben Einblicke in die gelebte Sexualität und deren Bewertung durch die Befragten selbst. Dabei zeigen sich sowohl geschlechts- als auch altersspezifische Muster. Diese spiegeln nicht nur individuelle Präferenzen und

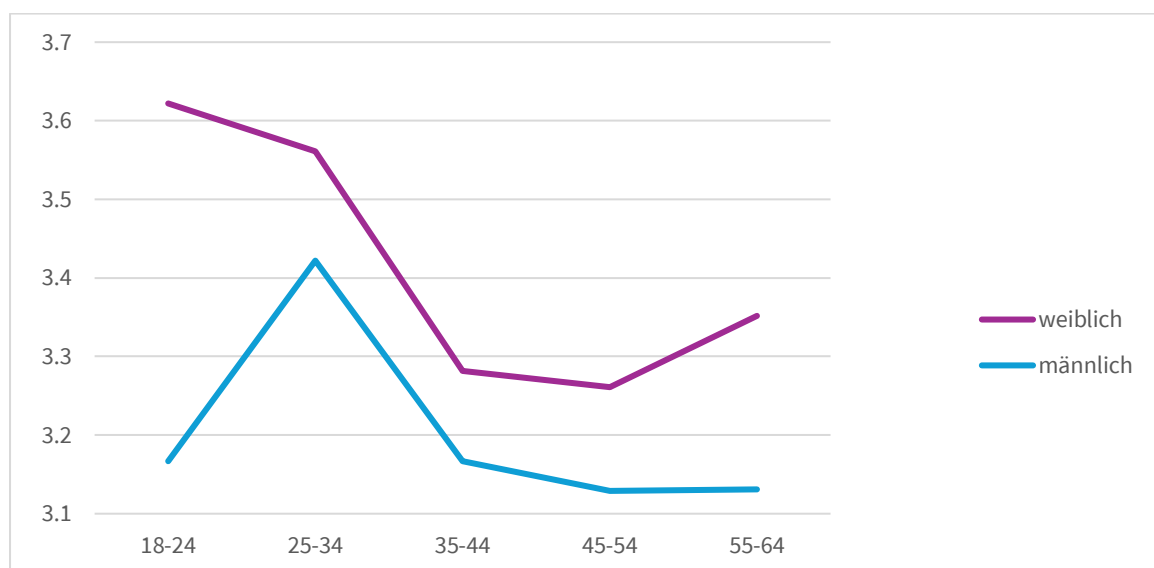
Lebensumstände wider, sondern deuten möglicherweise auch auf gesellschaftliche Veränderungen und generationenspezifische Entwicklungen hin.

Im letzten Teil dieses Kapitels untersuchen wir für die Teilgruppe der Männer, wie sexuelle Zufriedenheit, Anzahl Sexualpartner:innen bzw. (partner-)sexuelle Inaktivität, Pornografienutzung und Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen mit dem Faktor M zusammenhängen.

6.2.1. Sexuelle Zufriedenheit und Sexuelle Aktivität

Die sexuelle Zufriedenheit wurde mit der Frage «Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrem Sexualleben?» auf einer Skala von 1 (sehr unzufrieden) bis 5 (sehr zufrieden) erfasst. Die Ergebnisse offenbaren deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern und Altersgruppen, wie Abbildung 6.4 zeigt.

Abbildung 6.4: Durchschnittliche sexuelle Zufriedenheit nach Alter und Geschlecht



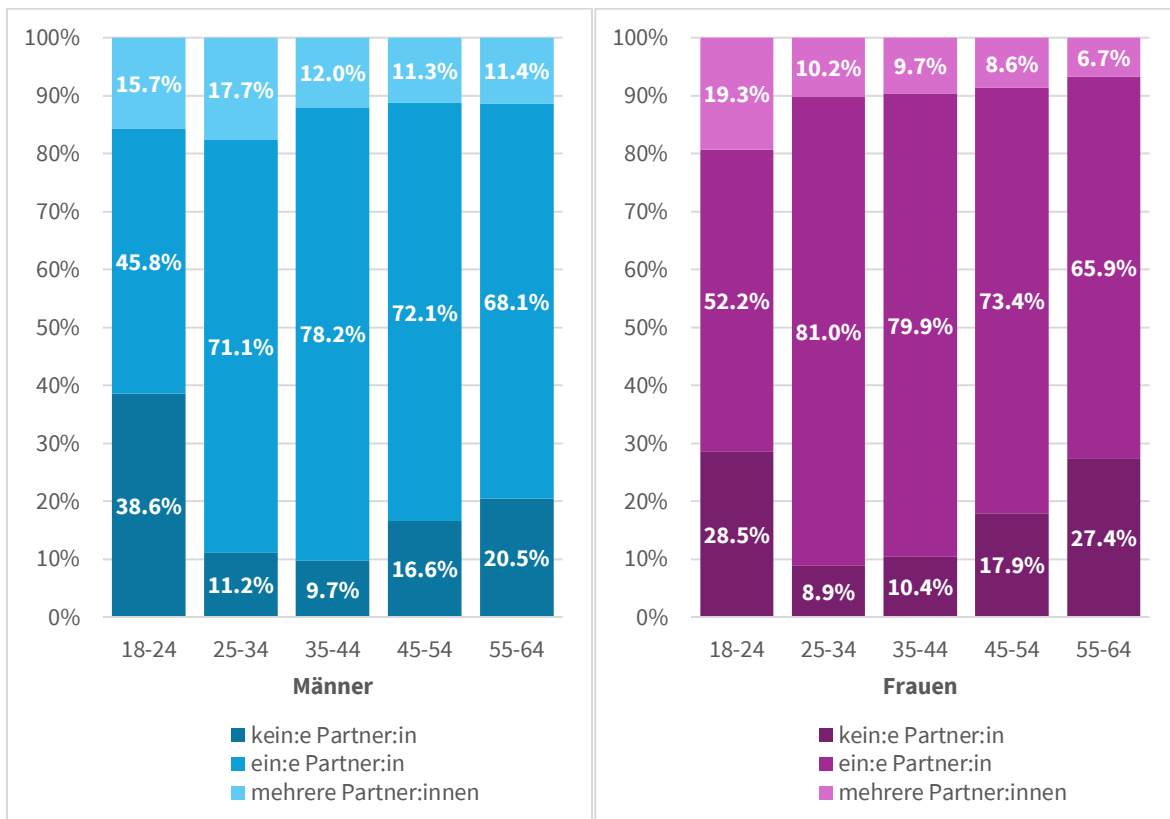
Die Varianzanalyse bestätigt, dass Frauen durchschnittlich signifikant zufriedener mit ihrem Sexualleben sind als Männer ($M=3.42$ vs. $M=3.20$, $p<.001$). Dieser Geschlechterunterschied zeigt sich in allen Altersgruppen, wobei die Signifikanz der Differenzen variiert. Der grösste «Gender Gap» findet sich in der jüngsten Altersgruppe (18-24 Jahre): Hier sind junge Frauen mit einem Mittelwert von 3.62 sogar die insgesamt zufriedenste Gruppe über alle Alters- und Geschlechtskategorien hinweg, während junge Männer mit 3.17 ähnlich niedrige Werte wie die über 35-jährigen männlichen Befragten aufweisen ($p<.001$ für den Geschlechterunterschied in der jüngsten Altersgruppe).

Bei den Männern zeigen die paarweisen Vergleiche, dass die Gruppe der 25- bis 34-Jährigen ($M=3.42$) signifikant zufriedener ist als alle anderen Altersgruppen (alle p -Werte $<.01$). Die übrigen männlichen Altersgruppen unterscheiden sich untereinander nicht signifikant und bewegen sich alle auf einem Niveau zwischen 3.13 und 3.20.

Bei den Frauen erweisen sich die beiden jüngsten Altersgruppen (18-24: $M=3.62$; 25-34: $M=3.56$) als signifikant zufriedener als die drei älteren Gruppen (alle p -Werte $<.01$). Die drei älteren Frauengruppen unterscheiden sich untereinander nicht signifikant und liegen zwischen 3.26 und 3.35.

Sexuelle Aktivität und die Anzahl Sexualpartner:innen wurde mit der Frage «Mit wie vielen Partner:innen hatten Sie in den letzten 12 Monaten eine sexuelle Beziehung?» erhoben. Abbildung 6.5 zeigt die Verteilungen getrennt nach Geschlecht und Altersgruppen.

Abbildung 6.5: Anzahl Sexualpartner:innen nach Alter und Geschlecht (letzte 12 Monate)



Die jüngste Altersgruppe (18-24 Jahre) weist bei beiden Geschlechtern den höchsten Anteil an (partner-)sexuell inaktiven Personen auf: 38.6% der jungen Männer und 28.5% der jungen Frauen berichten von keiner sexuellen Begegnung in den letzten 12 Monaten. Gleichzeitig findet sich in dieser jüngsten Gruppe auch der grösste Anteil an Personen mit mehreren Sexualpartner:innen (15.7% der Männer, 19.3% der Frauen). Dieses «bipolare» Muster ist typisch für eine Lebensphase der Partnersuche und Orientierung, in der einerseits viele noch keine stabile Partnerschaft etabliert haben, andererseits aber auch experimentierfreudiges Verhalten häufiger vorkommt. Die Geschlechtsunterschiede fallen dabei knapp signifikant aus ($p=0.038$).

In der Altersgruppe der 25- bis 34-Jährigen sinkt der Anteil sexuell Inaktiver deutlich (Männer: 11.2%, Frauen: 8.9%) während gleichzeitig der Anteil derer mit einem/einer Partner:in stark ansteigt (Männer: 71.1%, Frauen: 81.0%). Der Anteil mit mehreren Partner:innen bleibt bei Männern auf relativ hohem Niveau (17.7%), während er bei Frauen auf 10.2% zurückgeht (Geschlechtsunterschied: $p<.001$).

In den mittleren Altersgruppen (35-44 und 45-54) stabilisiert sich das Muster. Die Mehrheit berichtet von einem/einer Partner:in (rund 70-80%), während der Anteil sexuell Inaktiver bei etwa 10-18% liegt. Geschlechterunterschiede sind in diesen Altersgruppen wenig ausgeprägt und nicht signifikant.

Am anderen Ende der Altersskala (55-64 Jahre) nimmt der Anteil sexuell Inaktiver wieder zu (Männer: 20.5%, Frauen: 27.4%), während der Anteil mit mehreren Partner:innen auf den niedrigsten Wert über alle Altersgruppen sinkt (Männer: 11.4%, Frauen: 6.7%). Die Geschlechtsunterschiede fallen in dieser Gruppe wieder signifikant aus ($p<.001$).

Speziell bei der jüngsten Altersgruppe stellt sich die Frage, ob der hohe Anteil an sexuell inaktiven Personen ein alterstypisches Muster darstellt oder ob hier zumindest teilweise ein Generationeneffekt mitspielt. So zeigen etwa die Zürcher Jugendbefragungen (Ribeaud & Loher, 2022), dass bei Jugendlichen

eine tendenzielle Abnahme von Partnerschaften und interpersoneller sexueller Aktivität im «historischen» Verlauf (d. h. zwischen altersgleichen Kohorten) zu beobachten ist. Es könnte durchaus sein, dass der in unserer Studie festgestellte hohe Anteil sexuell Inaktiver in der jüngsten Altersgruppe zumindest teilweise generationenspezifisch ist und nicht nur dem Lebensalter geschuldet ist. Diese Vermutung wird auch durch internationale Befunde gestützt. In den USA stieg der Anteil sexuell inaktiver junger Männer (18-24 Jahre) zwischen 2000-2002 und 2016-2018 von 18.9% auf 30.9%, während bei gleichaltrigen Frauen ein Anstieg von 15.1% auf 19.1% zu verzeichnen war (Ueda et al., 2020). Auch bei den 25- bis 34-Jährigen zeigte sich ein signifikanter Anstieg sexueller Inaktivität über denselben Zeitraum. Twenge et al. (2017) konnten anhand von Geburtskohorten nachweisen, dass der Anteil junger Erwachsener ohne Sexualpartner seit dem 18. Lebensjahr über die Generationen hinweg zugenommen hat: von 6.3% bei den zwischen 1965 und 1969 Geborenen über 11.5% (Geburtskohorte 1970-1979) und 11.7% (1980-1989) auf 15.2% bei den zwischen 1990 und 1994 Geborenen. Diese Befunde legen also nahe, dass es sich bei der in unseren Daten beobachteten höheren sexuellen Inaktivität junger Menschen nicht nur um ein altersbedingtes, sondern auch um ein kohortenspezifisches Phänomen handeln könnte.

Um die Hintergründe sexueller Inaktivität besser zu verstehen – insbesondere auch im Zusammenhang mit der Diskussion um «Incels» (involuntary celibates, also unfreiwillig Enthaltene) – wurden die sexuell inaktiven Personen aller Altersgruppen nach fünf möglichen Gründen befragt:

- Weil ich keinen Partner bzw. keine Partnerin finde, obwohl ich mir das wünsche
- Weil ich keine Lust dazu habe bzw. mich das nicht (mehr) interessiert
- Weil ich aus Glaubensgründen oder anderen Überzeugungen (noch) darauf verzichte
- Weil mich andere Menschen aus meinem Umfeld (z. B. Familie) daran hindern
- Weil es körperlich nicht (mehr) möglich ist

Den Grund «keinen Partner/keine Partnerin finden» nennen 43.0% der Männer, aber nur 30.5% der Frauen ($p < .001$). Umgekehrt geben Frauen häufiger fehlendes sexuelles Interesse an (50.1% vs. 39.2% bei Männern; $p < .001$). Religiös oder weltanschaulich begründete Abstinenz wird von beiden Geschlechtern etwa gleich häufig genannt (Männer: 12.6%, Frauen: 12.5%; $p = .989$). Hinderung durch andere Personen aus dem Umfeld wird von Männern etwas häufiger berichtet (5.0% vs. 2.4% bei Frauen; $p = .046$), während physische Beeinträchtigung von beiden Geschlechtern etwa gleich häufig angegeben wird (Männer: 5.6%, Frauen: 6.0%; $p = .797$).

Für die Teilgruppe der Männer zeigen sich deutliche Altersunterschiede. Das «Incel»-Phänomen (d. h. keine:n Partner:in finden, obwohl gewünscht) wird in den beiden jüngsten Altersgruppen von über der Hälfte der sexuell inaktiven Männer genannt (18-24: 54.0%, 25-34: 63.4%) und damit signifikant häufiger als in den älteren Gruppen (35-44: 39.6%, 45-54: 38.6%, 55-64: 27.2%; $p < .001$). Bezüglich sexuellem Desinteresse finden wir keine signifikanten Altersunterschiede ($p = .447$). Dieses Motiv wird in allen Altersgruppen von 33% bis 42% der sexuell inaktiven Männer genannt. Religiös oder weltanschaulich begründete Abstinenz wird von jüngeren Männern häufiger genannt (18-24: 17.6%, 25-34: 19.8%) und nimmt mit zunehmendem Alter ab (55-64: 7.7%) ($p = .002$). Hinderung durch andere Personen zeigt ein uneinheitliches Muster über die Altersgruppen ($p = .003$), allerdings bei insgesamt niedrigen Häufigkeiten. Physische Beeinträchtigung wird – wenig überraschend – mit zunehmendem Alter häufiger genannt, von nur 0.5% bei den 18- bis 24-Jährigen bis 12.3% bei den 55- bis 64-Jährigen ($p < .001$).

Die Befunde zur sexuellen Zufriedenheit und sexuellen Aktivität zeigen ein komplexes Bild, das durch Geschlecht und Alter strukturiert wird. Junge Frauen berichten die höchste sexuelle Zufriedenheit. Bei jungen Männern werden Brüche sichtbar: Obwohl sie sich alterstypisch in einer Phase befinden, in der sexuelle Erfahrungen und Partner:innensuche wichtig sind, ist ihre sexuelle Zufriedenheit auffällig tief.

4 von 10 jungen Männern zwischen 18 und 24 Jahren hatten im letzten Jahr überhaupt keine:n Sexualpartner:in. Demgegenüber ist dieses Verhältnis bei jungen Frauen mit 3 von 10 etwas tiefer (wobei der Anteil der *unfreiwillig* Inaktiven mit 54.2% vs. 54.0% in dieser Gruppe gleich hoch ist wie bei den jungen Männern). Der hohe Anteil junger Männer, die angeben, unfreiwillig keine:n Partner:in zu finden und die mit dieser Situation unzufrieden sind, verweist auf ein gesellschaftlich relevantes Phänomen, das noch näherer Betrachtung bedarf. Im Folgenden untersuchen wir aber zunächst, wie sich andere Aspekte des sexuellen Verhaltens, nämlich die Pornografienutzung und die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen, über Geschlechter- und Altersgruppen hinweg verteilen.

6.2.2. Pornografienutzung und Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen

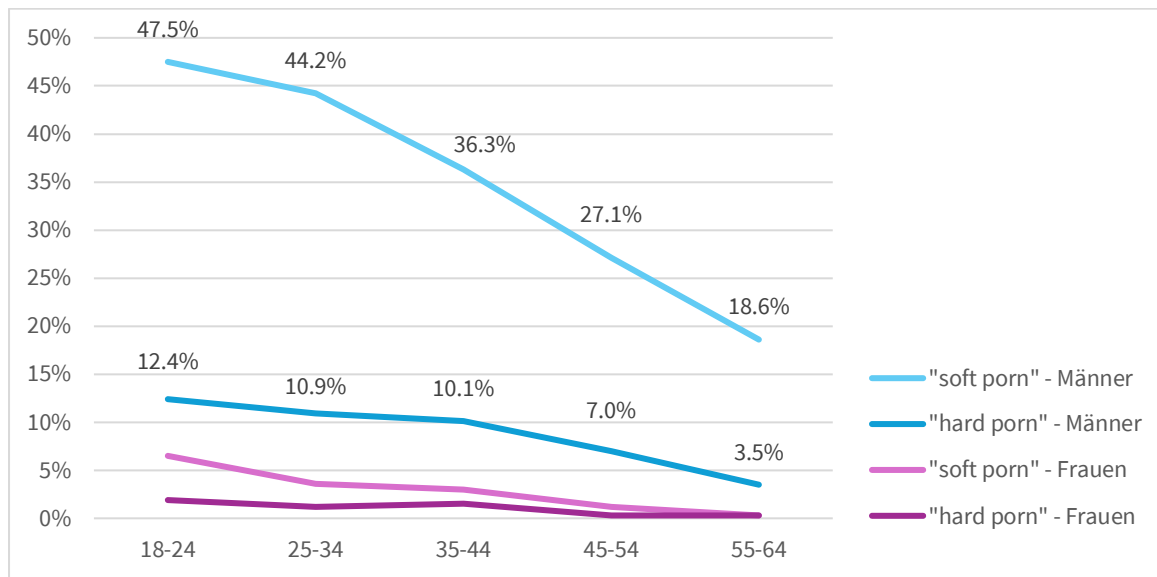
Neben partnerschaftlicher Sexualität stellen Solosexualität mit oder ohne Pornografienutzung und die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen weitere Formen sexuellen Verhaltens dar. Pornografienutzung ist dabei primär als Form der Selbstbefriedigung zu verstehen (Grubbs et al., 2019; Wright et al., 2021). Diese Form des sexuellen Verhaltens hat insbesondere durch die digitale Transformation und die ständige Verfügbarkeit pornografischer Inhalte im Internet in den letzten Jahrzehnten eine deutliche Zunahme erfahren.

Pornografienutzung wurde als Teil der Freizeitaktivitätenskala mit zwei Items erfasst. Auf einer Skala von «nie» bis «täglich» wurde gefragt, wie häufig die Befragten in der vergangenen Woche (1) «weiche» Pornografie (erfragt als «Online oder am TV erotische oder 'softe' pornografische Videos oder Bilder angeschaut, die einvernehmliche Intimität zwischen Individuen darstellen oder einzelne Individuen nackt darstellen») sowie (2) «harte» Pornografie (erfragt als «Online oder am TV 'harte' pornografische oder sonstige sexualisierte Videos oder Bilder angeschaut, die Dominanz, Unterwerfung oder nicht einvernehmliche Handlungen darstellen») genutzt haben.³³ Für die Analysen wurde bei wöchentlicher Nutzung oder häufiger dichotomisiert, um regelmässige Pornografienutzung zu bestimmen.

Abbildung 6.6 zeigt den Anteil der Befragten mit regelmässiger (mindestens wöchentlicher) Pornografienutzung, differenziert nach Alter, Geschlecht und Inhaltstyp. Die Varianzanalyse zeigt hochsignifikante Effekte für Geschlecht und Alter (alle $p < .001$) sowie signifikante Interaktionseffekte zwischen Geschlecht und Alter («weiche» Pornografie: $p < .001$; «harte» Pornografie: $p = .004$), wobei letztere Effekte auf eine stärkere Abnahme im Altersverlauf bei Männern im Vergleich zu Frauen hindeuten.

33 Die im Fragebogen verwendete Unterscheidung zwischen «weicher» und «harter» Pornografie zielt primär auf dargestellte Inhalte und Beziehungsdynamiken – nicht auf eine strafrechtliche Klassifikation. «Weiche» Pornografie wurde im Sinne einvernehmlicher Intimität oder Nacktheitsdarstellung erwachsener Akteure operationalisiert; «harte» Pornografie hingegen umfasst Inhalte, in denen Dominanz, Unterwerfung oder Nicht-Einvernehmlichkeit im Zentrum stehen. Die Unterscheidung deckt sich teilweise mit der strafrechtlichen Linie zwischen legaler und illegaler Pornografie, ist mit ihr aber nicht deckungsgleich: «Harte» Pornografie kann, muss aber nicht illegal sein. Da Wahrnehmungen von Konsens, Dominanz und Härte subjektiv variieren und Konsumformen ineinander übergehen können, sind die beiden Items als grobe Indikatoren mit unscharfen Rändern zu lesen.

Abbildung 6.6: Regelmässige Pornografienutzung (min. wöchentlich) nach Geschlecht und Alter



Der Geschlechterunterschied ist ausgeprägt. Bei «weicher» Pornografie berichten 34.8% der Männer, aber nur 2.9% der Frauen von regelmässiger, d. h. mindestens wöchentlicher Nutzung. Bei «harter» Pornografie sind es 8.8% der Männer gegenüber 1.1% der Frauen. Diese sehr ausgeprägten Geschlechterunterschiede zeigen sich konsistent über alle Altersgruppen hinweg, wobei die Differenz bei «weicher» Pornografie in der jüngsten Altersgruppe am grössten ist (Männer: 47.5%, Frauen: 6.5%, $p < .001$) und mit zunehmendem Alter tendenziell abnimmt, in der ältesten Gruppe aber immer noch substantiell bleibt (Männer: 18.6%, Frauen: 0.3%, $p < .001$).

Die Alterseffekte verlaufen bei beiden Geschlechtern und beiden Inhaltstypen ähnlich. Die regelmässige Pornografienutzung nimmt mit zunehmendem Alter kontinuierlich und nahezu linear ab. Alle Altersgruppen unterscheiden sich signifikant voneinander ($p < .01$), mit Ausnahme der beiden jüngsten Gruppen ($p = .144$). Bei «harter» Pornografie zeigt sich ein vergleichbares, wenn auch auf niedrigerem Niveau verlaufendes Muster von 12.4% auf 3.5%. Bei Frauen sind die Altersunterschiede weniger ausgeprägt und erreichen keine statistische Signifikanz ($p = .370$ für «weiche» Pornografie; $p = .858$ für «harte» Pornografie).

Die Niveauunterschiede zwischen «weicher» und «harter» Pornografie fallen sehr deutlich aus. Die Nutzungsraten für «weiche» Pornografie liegen deutlich höher als für «harte» Pornografie – bei Männern etwa um den Faktor 3 bis 5. Die Nutzung explizit gewalthaltiger oder nicht-einvernehmlicher Darstellungen ist also wesentlich weniger verbreitet als jene «softer» erotischer Inhalte.

Die hohen Nutzungsraten in den jüngeren Altersgruppen können sowohl alters- als auch kohortenbedingt sein. Einerseits ist bekannt, dass sexuelle Aktivität und damit auch Selbstbefriedigung im jungen Erwachsenenalter ihren Höhepunkt erreichen (Herbenick et al., 2010). Andererseits sind jüngere Jahrgänge mit allgegenwärtigem Internetzugang und Smartphones aufgewachsen, was den Zugang zu pornografischen Inhalten erheblich erleichtert. Internationale Studien zeigen, dass Pornografienutzung insbesondere unter jungen Männern in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich zugenommen hat und mittlerweile eine normative Verhaltensweise darstellt (Peter & Valkenburg, 2016; Grubbs & Perry, 2019; Wright et al., 2021; Winter, 2022). Die in unserer Studie beobachteten Raten liegen im Bereich dessen, was für den deutschen Sprachraum (Quandt & Vogelsang, 2018; Winter, 2022) und in anderen westlichen Ländern für junge erwachsene Männer dokumentiert wurde (Ballester-Arnal et al., 2021). Die Bandbreite ist jedoch recht gross und die Messungen mit verschiedenen Unsicherheiten behaftet (vgl. Brückmann & Theunert, 2024).

Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen. Die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen wurde ebenfalls als Teil der Freizeitskala erfasst, allerdings nur bei männlichen Befragten. Das Item lautete: «Für sexuelle Dienstleistungen bezahlt (Online-Dienste und virtuelle Interaktionen sind hier ausgeschlossen)» und bezog sich auf die letzten 12 Monate.

Die Analysen zeigen, dass über die Altersgruppen hinweg zwischen 4.9% (18-24 Jahre) und 6.5% (45-54 Jahre) der Männer angeben, in den letzten 12 Monaten für sexuelle Dienstleistungen bezahlt zu haben. Die univariate Varianzanalyse ergibt keinen signifikanten Alterseffekt ($F(4, 4202)=0.60, p=.666$), was darauf hindeutet, dass die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen in allen Altersgruppen etwa vergleichbar ist. Die berichteten Raten bewegen sich in einem Bereich, der mit internationalen Studien kompatibel ist: Studien aus westlichen Ländern berichten Prävalenzraten zwischen etwa 3% und 11% für Männer, wobei die Variation stark von Erfassungszeitraum und kulturellem Kontext abhängt (Crael et al., 2006; Jones et al., 2015). Weil die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen gesellschaftlich problematisiert wird und auch unter Männern tabuisiert wird, ist von einer erheblichen Dunkelziffer auszugehen.

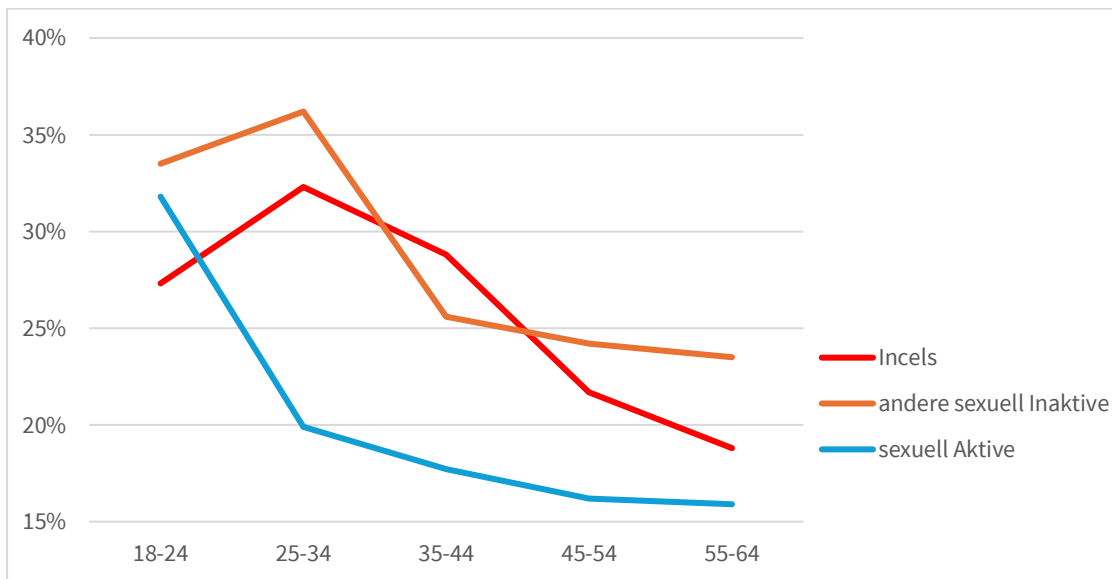
6.2.3. Sexuelles Verhalten und Faktor M

Im Folgenden untersuchen wir, ob und wie die Zugehörigkeit zur High-Score-Gruppe von Faktor M mit verschiedenen zuvor untersuchten Aspekten des sexuellen Verhaltens zusammenhängt. Wir betrachten dabei nacheinander die sexuelle Zufriedenheit, die sexuelle Aktivität bzw. Inaktivität – einschliesslich des «Incel»-Phänomens) – die Pornografienutzung sowie die Inanspruchnahme von sexuellen Dienstleistungen.

Zwischen der sexuellen Zufriedenheit und der Zugehörigkeit zur High-Score-Gruppe von Faktor M zeigt sich kein linearer Zusammenhang ($p=.290$). Das legt nahe, dass sexuelle Frustration nicht mit erhöhtem Faktor M-Risiko bzw. umgekehrt ein erhöhter Faktor M nicht mit sexueller Frustration zusammenhängt. Wir finden auch keine signifikante Interaktion zwischen sexueller Zufriedenheit und Alter ($p=.149$).

Aufschlussreicher ist der Zusammenhang mit dem sexuellen Aktivitätsstatus. Für die vorliegende Analyse haben wir die Befragten in drei Gruppen eingeteilt. Sexuell Aktive (mindestens ein:e Sexualpartner:in in den letzten 12 Monaten), Incels (unfreiwillig sexuell Inaktive, d. h. kein:e Sexualpartner:in, obwohl gewünscht) und andere sexuell Inaktive. Abbildung 6.7 zeigt den Anteil der High-Score-Gruppe von Faktor M nach diesen drei Kategorien und Altersgruppen.

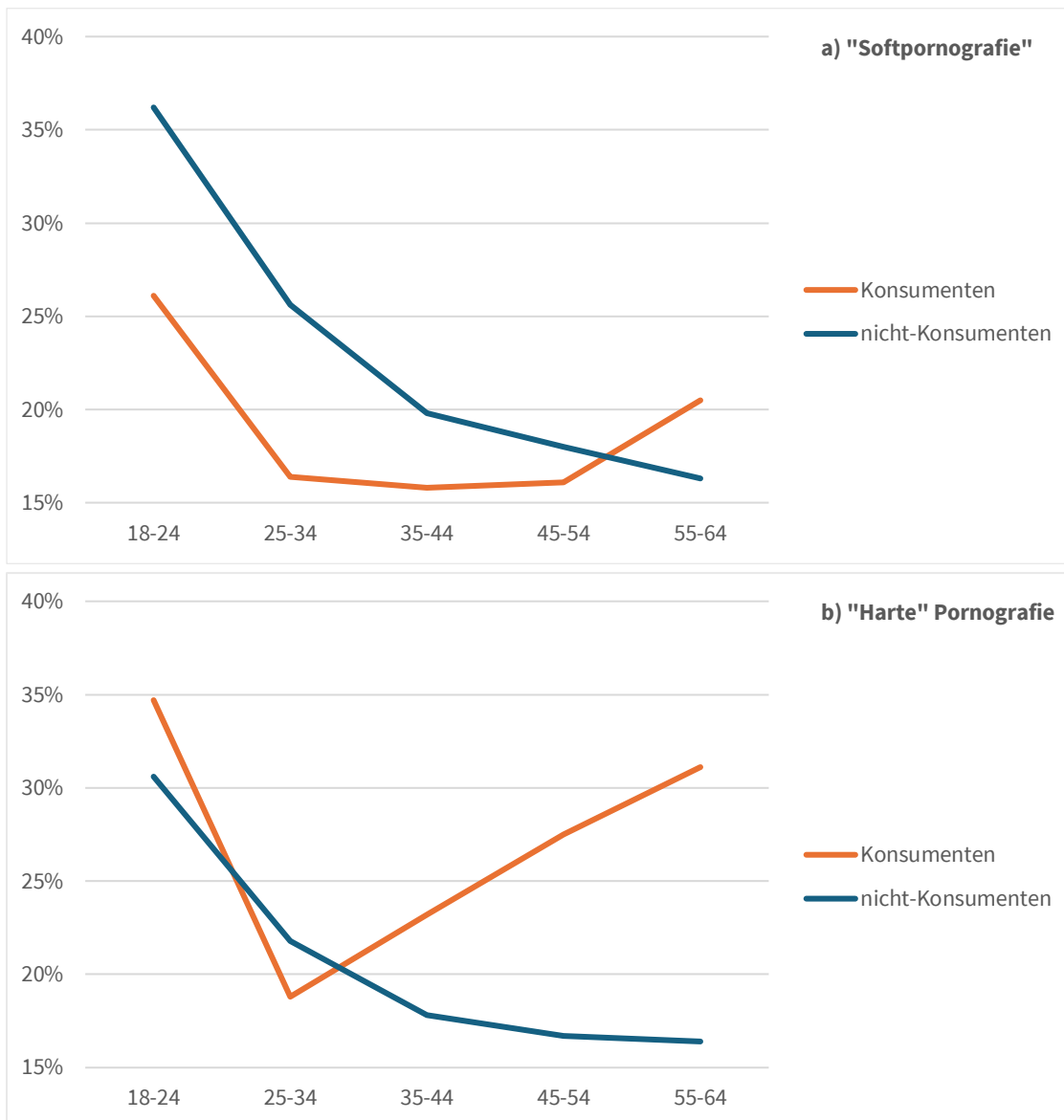
Abbildung 6.7: High-Score Faktor M-Anteile nach (partner-)sexuellem Aktivitätsstatus



Die Varianzanalyse ergibt einen signifikanten Haupteffekt des sexuellen Aktivitätsstatus ($F(2, 4202)=8.32$, $p<.001$). Sexuell aktive Männer sind signifikant seltener in der High-Score-Gruppe von Faktor M vertreten (geschätztes Randmittel unter Berücksichtigung des Alters: 20.3%) als Incels (25.8%, $p=.027$) und andere sexuell inaktive Männer (28.6%, $p<.001$). Der Unterschied zwischen Incels und anderen sexuell inaktiven Männern ist hingegen nicht signifikant ($p=.377$). Es zeigt sich keine signifikante Interaktion zwischen Incel-Status und Alter ($p=.319$). Sexuell inaktive Männer gehören also unabhängig davon, ob ihre Inaktivität ausdrücklich unfreiwillig ist oder andere Gründe hat, häufiger der High-Score-Gruppe von Faktor M an als sexuell aktive Männer. Dies kann darauf hindeuten, dass die mit Faktor M assoziierten Einstellungen und Verhaltensweisen das Eingehen und Aufrechterhalten sexueller Beziehungen erschweren. Das Fehlen eines deutlichen Effekts spezifisch in der Gruppe der Incels legt weiter nahe, dass die Unfreiwilligkeit der sexuellen Inaktivität und die damit verbundenen Frustrationsgefühle nicht als spezifische Erklärung für den Zusammenhang zwischen Faktor M und sexueller Inaktivität herhalten kann.

Für den wöchentlichen Konsum von «Softpornografie» – hier verstanden als gewalt- und dominanzfreie Pornografie – finden wir zunächst, dass Männer, die regelmässig (d. h. mindestens wöchentlich) Softpornografie nutzen, im Durchschnitt seltener der High-Score-Gruppe von Faktor M angehören (19.0%) als Männer ohne regelmässigen Softpornografiekonsum (23.2%; $p=.002$). Aus Abbildung 6.8a wird ersichtlich, dass dieser zunächst kontraintuitive Befund nicht für alle Altersgruppen gleichermassen gilt (Interaktion mit Alter: $p=.011$). In den beiden jüngsten Altersgruppen ist der High-Score-Anteil bei den Softpornografie-Konsumenten signifikant tiefer als bei den Nicht-Konsumenten. Bei den drei älteren Gruppen finden sich dagegen keine signifikanten Unterschiede. Dies deutet darauf hin, dass der Softpornografiekonsum bei jüngeren Männern vermutlich einen relativ normalen Teil des sexuellen Verhaltens darstellt, von dem sich Männer mit stark ausgeprägtem Faktor M eher distanzieren – möglicherweise, weil für sie Sexualität primär im Kontext realer Eroberungen und Dominanz relevant ist, möglicherweise aber auch, weil sie ihren Pornografiekonsum gar nicht eingestehen, insofern er mit ihrem Selbstbild nicht vereinbar ist.

Abbildung 6.8a/b: High-Score Faktor M-Anteile nach Typ von regelmässigem Pornografiekonsum



Beim Konsum von «harter» Pornografie zeigt sich im Vergleich zur Softpornografie ein umgekehrtes Muster (Abbildung 6.8b). Regelmässige Konsumenten gehören hier mit 27.1% signifikant häufiger der High-Score-Gruppe von Faktor M an als Nicht-Konsumenten (20.7%; $p=.008$). Die Interaktion mit dem Alter ist zwar insgesamt nicht signifikant ($p=.160$), doch zeigt sich, dass der Zusammenhang im Wesentlichen auf die beiden ältesten Altersgruppen zurückzuführen ist, denn nur bei den 45- bis 64-Jährigen ist der Unterschied zwischen Konsumenten und Nicht-Konsumenten signifikant ($p<.05$), bei den jüngeren Männern dagegen nicht. Der Konsum «harter» Pornografie scheint somit bei älteren Männern stärker mit Faktor M assoziiert zu sein als bei jüngeren.

Den stärksten Zusammenhang unter den hier betrachteten Aspekten sexueller Aktivität zeigt die Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen in den letzten 12 Monaten ($F(1, 4186)=23.91, p<.001$). Männer, die für sexuelle Dienstleistungen bezahlt haben, gehören mit 33.8% deutlich häufiger der High-Score-Gruppe von Faktor M an als Männer ohne solche Erfahrungen (20.3%; $p<.001$). Die Interaktion mit dem Alter ist zwar insgesamt nicht signifikant ($p=.253$), doch fällt die Diskrepanz in der jüngsten Altersgruppe besonders stark aus, mit 51.2% zu 30.2% ($p=.012$).

Die Befunde zum sexuellen Verhalten zeichnen ein differenziertes Bild. Während die sexuelle Zufriedenheit keinen systematischen Zusammenhang mit der High-Score-Gruppe von Faktor M aufweist, zeigen sich relevante Verbindungen zum sexuellen Verhalten, insbesondere bei den Ausformungen, die eng mit Macht, Konsum und Objektivierung verknüpft sind. Die Inanspruchnahme von sexuellen Dienstleistungen – besonders bei jüngeren Männern – sowie die Nutzung «harter» Pornografie – besonders bei älteren Männern – hängen mit einer häufigeren Zugehörigkeit zur High-Score-Gruppe von Faktor M zusammen. Die unterdurchschnittlichen Faktor M-Ausprägungen bei jüngeren Softpornografienutzenden legt nahe, dass nicht die Nutzung sexualisierter Inhalte per se, sondern deren Einbettung in Macht- und Dominanzdynamiken den entscheidenden Zusammenhang mit Faktor M darstellt. Sexuell inaktive Männer wiederum – ob unfreiwillig («Incels» im wörtlichen, nicht-ideologisierten Sinn) oder aus anderen Gründen – weisen ebenfalls erhöhte High-Score-Prävalenz auf. Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass die mit Faktor M verbundenen Einstellungsmuster sexuelle Begegnungen erschweren und das Eingehen und Aufrechterhalten intimer Beziehungen negativ beeinflussen. Offen bleibt, in welcher Richtung dieser Zusammenhang wirksam wäre: Machen männlichkeitsideologische Überzeugungen (junge) Männer unattraktiv als Sexual- und/oder Liebespartner? Oder stärkt der fehlende «Erfolg» im Bereich heterosexueller und -romantischer Begegnungen männlichkeitsideologische Überzeugungen? Beides ist plausibel und schliesst sich auch nicht aus: Vielmehr ist von einer wechselseitigen Dynamik auszugehen.

6.3. Partnerschaft und Gewalt in Paarbeziehungen

Das vorliegende Kapitel wendet sich dem Zusammenhang zwischen Männlichkeit, Partnerschaft und Gewalt zu, einem Themenfeld, das sowohl für die öffentliche Debatte als auch für die Präventionsarbeit von zentraler Bedeutung ist. In einem ersten Schritt beschreiben wir die partnerschaftliche Situation der Befragten. Anschliessend untersuchen wir die Verbreitung verschiedener Formen von Gewalt in der Partnerschaft aus der Opfer- und Täter:innenperspektive, bevor wir die Rolle von Faktor M und weiteren Risikofaktoren analysieren.

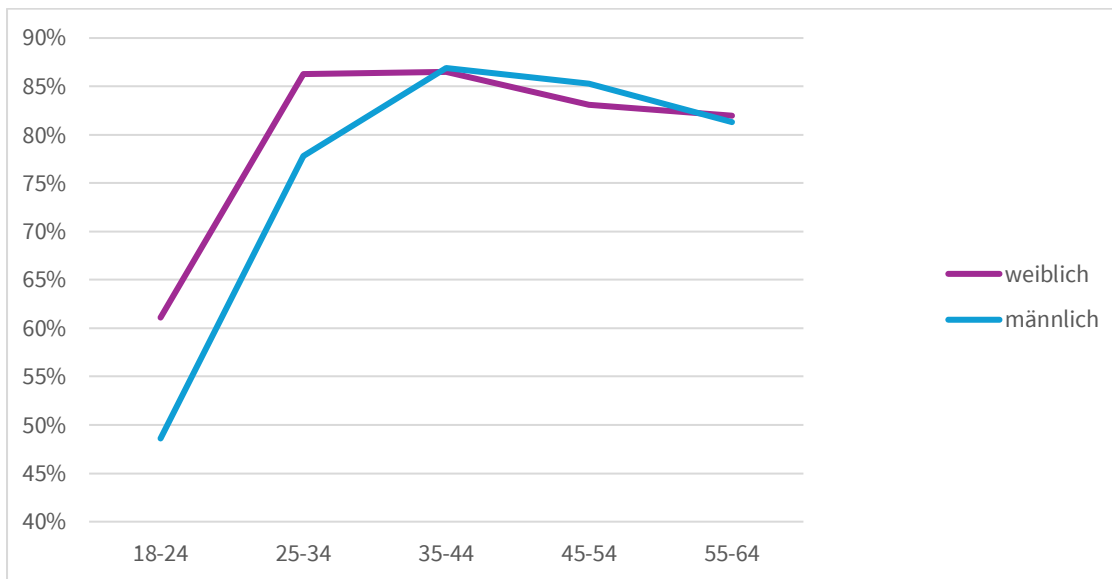
6.3.1. Partnerschaft in der Schweiz heute

In diesem Abschnitt beschreiben wir die partnerschaftliche Ausgangslage der Teilstichprobe, die den Kontext für die nachfolgenden Analysen zu Gewalt in der Partnerschaft bildet. Wir betrachten dabei den Anteil der Personen, die sich aktuell oder kürzlich in einer Partnerschaft befanden, zentrale Merkmale dieser Partnerschaften sowie die subjektive Beziehungsqualität. Abschliessend zeigen wir, wie die Befragten ihre:n Partner:in kennengelernt haben.

Als Grundlage für die nachfolgenden Analysen zu Gewalt in der Partnerschaft diene folgende Frage zur Erfassung des Partnerschaftsstatus der Befragten: «Sind Sie zurzeit oder waren Sie in den letzten 12 Monaten mindestens einen Monat lang in einer Ehe oder Partnerschaft mit einem anderen Menschen?» Diese Definition schliesst somit sowohl aktuelle als auch kürzlich beendete Partnerschaften ein, sofern diese eine Mindstdauer von einem Monat aufweisen.

Abbildung 6.9 zeigt den Anteil der Befragten in einer Partnerschaft nach Altersgruppe und Geschlecht. Wir finden sowohl bezüglich des Alters, des Geschlechts und der Interaktion zwischen beiden hochsignifikante Effekte ($p < .001$). In der jüngsten Altersgruppe befindet sich nur rund die Hälfte der Befragten in einer Partnerschaft (55%), was die typische Phase der Orientierung und Partnersuche in diesem Alter widerspiegelt. Ab der Altersgruppe 25-34 Jahre steigen die Anteile deutlich an und bewegen sich bei allen älteren Gruppen stabil im Bereich von 82% bis 87%.

Abbildung 6.9: Anteil der Befragten in einer Partnerschaftsbeziehung nach Alter und Geschlecht



Die signifikante Interaktion zwischen Alter und Geschlecht geht auf den Geschlechterunterschied in den beiden jüngsten Altersgruppen zurück. So liegt bei den 18- bis 24-Jährigen der Partnerschaftsanteil der Frauen signifikant höher als jener der Männer (61% vs. 49%), und auch bei den 25- bis 34-Jährigen zeigt sich ein signifikanter Unterschied zugunsten der Frauen. Ab 35 Jahren sind die Geschlechterunterschiede nicht mehr signifikant, Männer und Frauen weisen ähnliche Partnerschaftsraten auf.

Die überwiegende Mehrheit der untersuchten Beziehungen ist heterosexuell. 96.1% der Männer geben an, eine weibliche Partnerin zu haben, und 98.1% der Frauen haben einen männlichen Partner. 3.7% der Männer und 1.6% der Frauen befinden sich in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung und der Anteil der Personen mit nicht-binären Partner:innen fällt mit 0.1% bzw. 0.3% äusserst gering aus.

Hinsichtlich des Altersunterschieds zeigt sich das bekannte Muster: Männer sind im Durchschnitt mit rund 2.0 Jahre jüngeren Partner:innen zusammen, während Frauen Partner:innen haben, die durchschnittlich 2.3 Jahre älter sind.

Die Mehrheit der untersuchten Beziehungen ist langfristiger Natur. 56.2% der Partnerschaften dauern bereits mehr als zehn Jahre an, weitere 17.1% bestehen seit fünf bis zehn Jahren. Nur 7.8% der Beziehungen bestehen seit weniger als einem Jahr. Dabei unterscheidet sich die Beziehungsdauer nicht signifikant zwischen den Geschlechtern ($p=.324$).

Die Beziehungsqualität wird insgesamt positiv eingeschätzt. 60.6% der Befragten bezeichnen ihre Beziehung als «sehr gut» und weitere 34.9% als «eher gut». Nur 3.8% bewerten die Beziehung als «eher schlecht» und 0.7% als «sehr schlecht». Auch hier finden wir zwischen den Geschlechtern keine signifikanten Unterschiede ($p=.174$).

Die Befragten in einer Partnerschaft wurden auch danach gefragt, wie sie ihre:n aktuelle:n Partner:in kennengelernt haben. Die fünf häufigsten Begegnungsformen sind: Freunde, Bekannte oder Familie (22.2%), Internet, Dating-Apps oder soziale Medien (17.4%), Ausgehen in Bars oder Clubs (12.6%), Arbeitsplatz (12.3%) sowie Schule oder Universität (10.7%). Insgesamt haben sich damit 75% der Befragten über eine diese Begegnungsformen kennengelernt.

6.3.2. Gewalt in der Partnerschaft (Intimate Partner Violence)

Gewalt in Partnerschaften – im Folgenden in Anlehnung an die internationale Forschung als *Intimate Partner Violence* (IPV) bezeichnet – stellt eines der drängendsten gesellschaftlichen Probleme im sozialen Nahbereich dar. IPV umfasst ein breites Spektrum von Verhaltensweisen. Diese reichen von psychologischen Abwertungen und kontrollierendem Verhalten über körperliche Übergriffe bis hin zu sexueller Gewalt (WHO, 2021). In der öffentlichen Wahrnehmung wird IPV häufig mit männlicher Täterschaft und weiblicher Opfererfahrung gleichgesetzt – ein Bild, das für schwere, systematische Gewalt und Femizide eine hohe empirische Gültigkeit besitzt (vgl. z. B. Stöckl et al., 2013).

Für die Schweiz belegen die Daten des Bundesamts für Statistik (BFS) diese Asymmetrie bei gravierender Gewalt konsistent: Rund 72% der polizeilich registrierten Opfer häuslicher Gewalt sind Frauen, 71% der Beschuldigten sind Männer (BFS, 2024). Bei schwerer häuslicher Gewalt beträgt der Frauenanteil unter den Opfern 88%, der Anteil weiblicher Beschuldigter bleibt unter 10% (Fondation KidsToo, 2025). Bei Tötungsdelikten im häuslichen Bereich wurden 2023 in der Schweiz 83% der Beschuldigten als männlich erfasst, während 64% der Opfer weiblich waren (BFS, 2024). Internationale bestätigten Metaanalysen und WHO-Schätzungen dieses Bild: Weltweit werden bis zu 38% aller getöteten Frauen von einem Intimpartner getötet, gegenüber 6% bei Männern (WHO, 2013; Sardinha et al., 2022).

Polizeiliche Kriminalstatistiken weisen allerdings nur jene Gewalttaten aus, die zur Anzeige gelangt sind. Es handelt sich um sogenannte «Hellfeld-Daten». Darin erscheinen in der Regel eher schwerwiegende Taten, wobei insgesamt nur sehr wenige Taten zur Anzeige gelangen. Das Dunkelfeld – also polizeilich nicht erfasste Gewaltvorkommnisse – bleibt in dieser Perspektive zwangsläufig ausgeblendet. Sogenannte Dunkelfeldstudien beleuchten diesen Bereich und zeigen, wie klein das Hellfeld – die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs – ist. So weist eine aktuelle Dunkelfeld-Studie mit 15'479 Befragten aus Deutschland (Leitgöb-Guzy & Bieber, 2026) für verschiedene Formen von IPV und sexualisierter Gewalt differenzierte Anzeigequoten aus. Dabei zeigt sich, dass sämtliche Formen von IPV, namentlich emotionale Gewalt, kontrollierende Gewalt, Bedrohung sowie körperliche Gewalt Anzeigeraten zwischen 1% und 4% aufweisen. Die grosse Mehrheit von IPV – 96% bis 99% – bleibt also in Dunkelfeld «verborgen».

Bevölkerungsstudien, die das gesamte Spektrum der Partnerschaftsgewalt erfassen und damit auch das Dunkelfeld beleuchten, zeichnen daher ein differenzierteres Bild als die Hellfeldstatistiken. Das Stereotyp des gewalttätigen Mannes und des weiblichen Opfers lässt sich in dieser Perspektive nicht halten. In zahlreichen repräsentativen Erhebungen berichten Männer und Frauen in ähnlichem Verhältnis von erlebter und ausgeübter «geringfügiger» bzw. «niederschwelliger» Partnerschaftsgewalt, teilweise erscheinen Männer sogar häufiger als Opfer als Frauen (Archer, 2000; Straus, 2011). Die sogenannte Geschlechtersymmetrie-Debatte gehört zu den kontroversesten Diskussionen der IPV-Forschung. Zu ihrer Einordnung ist die Unterscheidung nach Schwere, Häufigkeit und Kontext entscheidend. Während geringfügige wechselseitige Tätlichkeiten in Bevölkerungsstudien annähernd symmetrisch verteilt sein können, zeigen sich bei schwerer und sexueller Gewalt durchgängig starke Geschlechterasymmetrien zulasten von Frauen (Fanslow et al., 2023; Cunningham & Anderson, 2023). Auch muss immer eingeschränkt werden, dass Opfersymmetrie nicht dasselbe ist wie (objektive und subjektive) Schadenssymmetrie (Johnson, 2008, s. a. Einordnung unten). Die nachfolgenden Analysen sind in diesem Spannungsfeld einzuordnen.

Für die vorliegende Studie mit ihrem Fokus auf Männlichkeit und geschlechtsbezogenen Einstellungen ist IPV aus mehreren Gründen von besonderer Relevanz. Erstens legen theoretische Überlegungen nahe, dass Männlichkeitsnormen, die Dominanz und die Legitimierung von Gewalt betonen, einen Risikofaktor für die Ausübung von Gewalt in der Partnerschaft darstellen (Jewkes, 2002; Fleming et al., 2015;

Krivoshchekov et al., 2023). Zweitens stellt sich die Frage, ob dieselben Männlichkeitsnormen auch mit einem erhöhten Opferrisiko einhergehen, weil sie ein Beziehungsklima begünstigen oder schaffen, in dem wechselseitige Gewalt wahrscheinlicher wird. Die geschlechterdifferenzierte Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Faktor M und Opfer -bzw. Täter:innenperspektive von IPV ermöglicht es, die Rolle von Männlichkeitsorientierungen, so wie sie vom Faktor M erfasst werden, in der Dynamik von Partnerschaftsgewalt differenziert zu beleuchten.

Messung von Gewalt in der Partnerschaft

Die Erhebung von IPV erfolgte im Rahmen unserer Befragung über je 15 symmetrisch formulierte Items, die einmal aus der Perspektive der Opfer (Viktimisierung) und einmal aus der Perspektive der Täter:innen (Perpetration) abgefragt wurden. Dazu wurde eine Skala verwendet, die ursprünglich für die Messung von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen («Dating Violence») entwickelt wurde und welche ihrerseits auf etablierte Skalen zur Messung sowohl von Dating Violence als auch von IPV – wie z. B. die Conflict Tactics Scale (Straus et al., 1996) – basiert (Ribeaud, 2015). Die Eingangsfrage der Viktimisierungsskala lautete: «In Beziehungen kann es zu schwierigen Situationen kommen. Wie oft hat Ihnen in den letzten 12 Monaten Ihr (Ehe-)Partner oder Ihre (Ehe-)Partnerin die folgenden Dinge angetan?» Für die Perpetrationsskala wurde die Perspektive umgekehrt: «Und umgekehrt? Wie oft haben Sie in den letzten 12 Monaten Ihrem (Ehe-)Partner oder Ihrer (Ehe-)Partnerin die folgenden Dinge angetan?». Die Antwortskala reichte von 1 (nie) über 2 (1–2-mal), 3 (3–5-mal), 4 (6–10-mal), 5 (etwa 1–3-mal pro Monat), 6 (etwa einmal pro Woche) und 7 (mehrmals pro Woche) bis 8 (täglich).

Die 15 Items decken vier Formen von IPV ab: Physische Gewalt (6 Items; z. B. «Sie gestossen, geschubst oder gepackt», «Sie mit der Faust oder einem harten Gegenstand geschlagen»), sexuelle Gewalt (2 Items; z. B. «Sie zum Geschlechtsverkehr gedrängt, obwohl er/sie wusste, dass Sie das nicht wollten»), Monitoring bzw. Kontrollverhalten (3 Items; z. B. «Sie ausgefragt, mit wem und wo Sie die ganze Zeit unterwegs waren») sowie psychischer Gewalt (4 Items; z. B. «Sie vor anderen beschimpft oder beleidigt»). Das Item «Entscheidungen über Sie hinweg getroffen» wurde der psychologischen Skala zugeordnet, da es in der Skalenanalyse inhaltlich und messtechnisch gut zu dieser Dimension passt und die Konsistenz der Skala stärkt. Nicht abgefragt wurden noch schwerere Formen von Gewalt, polizeilich angezeigte Gewalt, subjektiv erlebte Gewalt (z. B. Bedrohung, erlebte (Todes-)Angst etc.) sowie Gewalt- und Verletzungsfolgen. Diese methodische Eingrenzung ist für die Interpretation unserer Ergebnisse zentral: Die in der Polizeilichen Kriminalstatistik des BFS und in der einschlägigen Forschung gebräuchliche Differenzierung zwischen «schwerer» und «minderschwerer» Gewalt (vgl. Gloor & Meier, 2012) lässt sich auf der Basis unserer Daten nur eingeschränkt vornehmen. Insbesondere die Schwere von Gewalt im Sinne von Verletzungsfolgen und subjektiver Bedrohung wurde nicht erfasst. Wenn wir im Folgenden die berichteten Häufigkeiten von Männern und Frauen vergleichen, ist deshalb stets mitzulesen: Symmetrie in der berichteten Häufigkeit bedeutet nicht Symmetrie in der erlebten (Folgen-)Schwere und Gefährdung. Diese Limitation ist insbesondere für die Diskussion der Bidirektionalität niederschwelliger IPV von Bedeutung (vgl. Kapitel 6.3).

Für jede Subskala und die Gesamtskala wurden zwei komplementäre Indikatoren gebildet: (a) Inzidenzen, die als Mittelwert der zugehörigen Items die durchschnittliche Häufigkeit der berichteten Handlungen abbilden (Wertebereich: 1–8), und (b) Prävalenzen, die den Anteil der Befragten angeben, die bei mindestens einem Item der jeweiligen Subskala einen Wert von mindestens 2 (Kategorie «1–2-mal») berichten, d. h. mindestens eine Gewalttat berichten. Während Inzidenzen Aufschluss über die Intensität von Gewalterfahrungen geben, vermitteln Prävalenzen intuitiv, wie viele Personen überhaupt von einer bestimmten Gewaltform betroffen sind. Im Folgenden werden für die Darstellung der Geschlechts- und

Altersunterschiede primär Prävalenzen verwendet, da sie für ein breiteres Publikum unmittelbar interpretierbar sind; für die Zusammenhangsanalysen z. B. mit Faktor M werden die Inzidenzen herangezogen, da sie die gesamte Varianz der Gewalterfahrungen abbilden.

Tabelle 6.1 zeigt die internen Konsistenzen (Cronbachs α) der zehn Subskalen.

Tabelle 6.1: Interne Konsistenzen (Cronbachs α) der IPV-Skalen

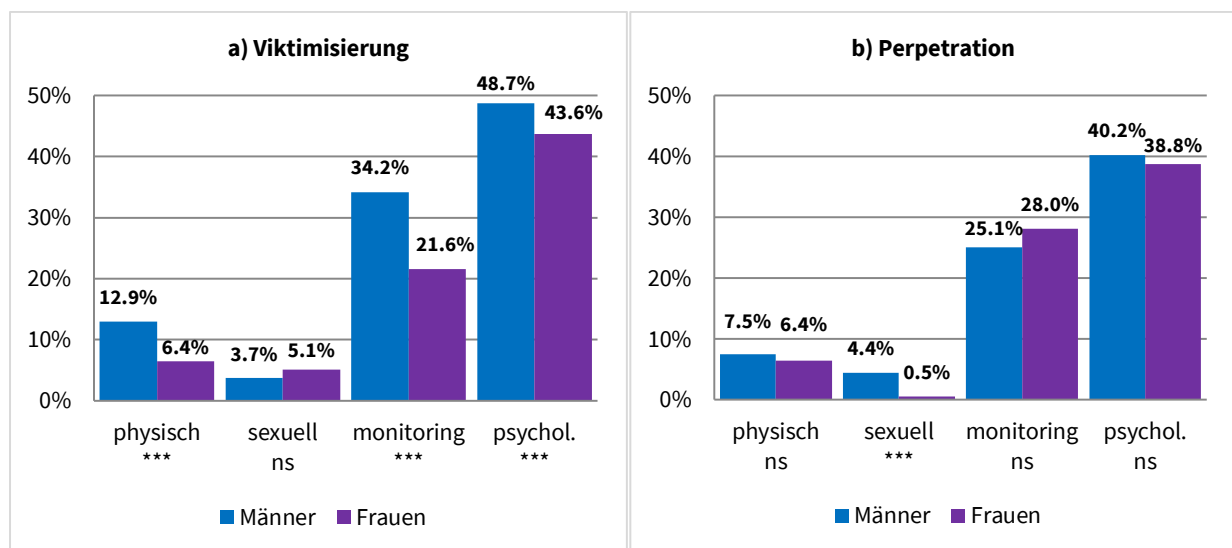
Skala	Items	α Viktimisierung	α Perpetration
Physische Gewalt	6	.81	.54
Sexuelle Gewalt	2	.75	.55
Monitoring	3	.63	.51
Psychische Gewalt	4	.69	.61
Gesamtskala	15	.77	.65

Die Viktimisierungsskalen weisen durchweg höhere Reliabilitäten auf als die entsprechenden Perpetrationsskalen. Diese Differenz lässt sich primär auf die stärkere Varianzeinschränkung bei der selbstberichteten Perpetration zurückführen, die sich dadurch ergibt, dass – wie wir noch sehen werden – die meisten Perpetrationsfragen sehr häufig und in einem höheren Mass als die Viktimisierungsfragen verneint werden. Die Gesamtskalen erreichen zufriedenstellende Werte (Viktimisierung: $\alpha=.77$; Perpetration: $\alpha=.65$). Bei den Subskalen schwankt die Reliabilität erwartungsgemäss mit der Itemzahl und der Variabilität der Antworten: Die physische Gewalt-Skala der Viktimisierung erreicht den höchsten Wert ($\alpha=.81$), während einige Perpetrations-Subskalen mit wenigen Items und geringer Varianz niedrigere, aber für Screening-Instrumente noch akzeptable Werte zeigen.

Wie verbreitet ist Gewalt in der Partnerschaft? Viktimisierung und Perpetration im Geschlechtervergleich

Abbildung 6.10a/b gibt einen Überblick über die 12-Monats-Prävalenzen aller vier IPV-Formen nach Geschlecht – und zwar gleichzeitig aus der Opfer- (Grafik a) und der Täterperspektive (Grafik b). Diese Gegenüberstellung beider Perspektiven beleuchtet zentrale Befundmuster.

Abbildung 6.10a/b: 12-Monats-Prävalenzen nach Form von IPV und Geschlecht aus (a) der Opfer- und (b) der Täterperspektive



*** $p<.001$; ns $p>.05$

Auf der Opferseite berichten Männer bei drei der vier Gewaltformen höhere Prävalenzen als Frauen: bei physischer Gewalt (12.9% vs. 6.4%, $p < .001$), Monitoring (34.2% vs. 21.6%, $p < .001$) und psychischer Gewalt (48.7% vs. 43.6%, $p < .001$). Einzig bei sexueller Gewalt berichten Frauen tendenziell höhere Werte (5.1% vs. 3.7%), wobei der Unterschied nicht signifikant ausfällt ($p = .185$). Dass Männer angeben, häufiger von «geringfügiger» physischer Gewalt, von Monitoring und psychischer Gewalt betroffen zu sein, ist weniger überraschend als dies auf den ersten Blick wirken mag. Beispielsweise zeigen die erwähnten Dunkelfeld-Daten aus Deutschland (Leitgöb-Guzy & Bieber, 2026) teilweise ähnliche Muster. Die Grösse der Geschlechterunterschiede sind in unseren Daten jedoch auffällig und werden für die Gruppe der jungen Männer im Weiteren noch ausführlich diskutiert. An dieser Stelle bedarf es zuerst einer Einordnung, wie sich Perpetration und Viktimisierung zueinander verhalten.

Denn auf der Täterseite zeigt sich ein etwas anderes Bild. Bei physischer Gewalt, Monitoring und psychischer Gewalt stellen wir keine Geschlechterunterschiede fest. Einzig bei sexueller Perpetration geben Männer signifikant häufiger an, sexuelle Gewalt ausgeübt zu haben (4.4% vs. 0.5%, $p < .001$)

Diese Konstellation – Asymmetrie in der Opfer-, Symmetrie in der Täterperspektive – ist methodisch bedeutsam. Würden Opfer- und Täterangaben – unter der Prämisse, dass die allermeisten Beziehungen heterosexuell sind – dasselbe Geschehen messen, sollten die Perpetrationsprävalenzen der Männer ungefähr den Viktimisierungswerten der Frauen entsprechen und umgekehrt. Das ist etwa bei physischer Gewalt nicht der Fall: Männer berichten als Opfer 12.9%, Frauen als Täterinnen aber nur 6.4% – während Frauen als Opfer 6.4% und Männer als Täter 7.5% berichten. Die Perpetrationsinzidenz der Frauen entspricht also ihrer eigenen Viktimisierungsinzidenz, jene der Männer liegt weit darunter. Vergleicht man die Zahlen systematisch, zeigt sich bei Männern ein systematisches «Overreporting» aus der Opferperspektive im Vergleich zur weiblichen Perpetrationsperspektive mit bis zu 10% Diskrepanz bei der psychischen Gewalt. Umgekehrt zeigen die Vergleiche zwischen weiblicher Viktimisierung und männlicher Perpetration systematisch geringere Unterschiede. Teilweise fallen die Unterschiede sogar negativ aus (Monitoring: -3.5%). Insgesamt legen diese Befunde nahe, dass Männer jenseits des «tatsächlichen Gewaltgeschehens» IPV anders berichten als Frauen – wobei bei der vorliegenden Datenlage zunächst unklar bleibt, welches Geschlecht aus den jeweiligen Perspektiven «überberichtet» oder «unterberichtet». Vier verschiedene Tendenzen können ineinanderwirken:

- dass Frauen von ihnen verübte Gewalt eher «verheimlichen», beispielsweise weil das Bild einer gewalttätigen Frau nicht nur gesellschaftliche, sondern auch Gender-Normen verletzt.
- dass Frauen von ihnen erfahrene Gewalt eher «übersehen», beispielsweise weil sie sich nicht eingestehen wollen, in einer gewaltbelasteten Beziehung zu leben.
- dass Männer von ihnen verübte Gewalt eher «verheimlichen», beispielsweise aus Scham.
- dass Männer von ihnen erfahrene Gewalt eher «übersehen», beispielsweise weil Opfererfahrungen als «unmännlich» gelten.

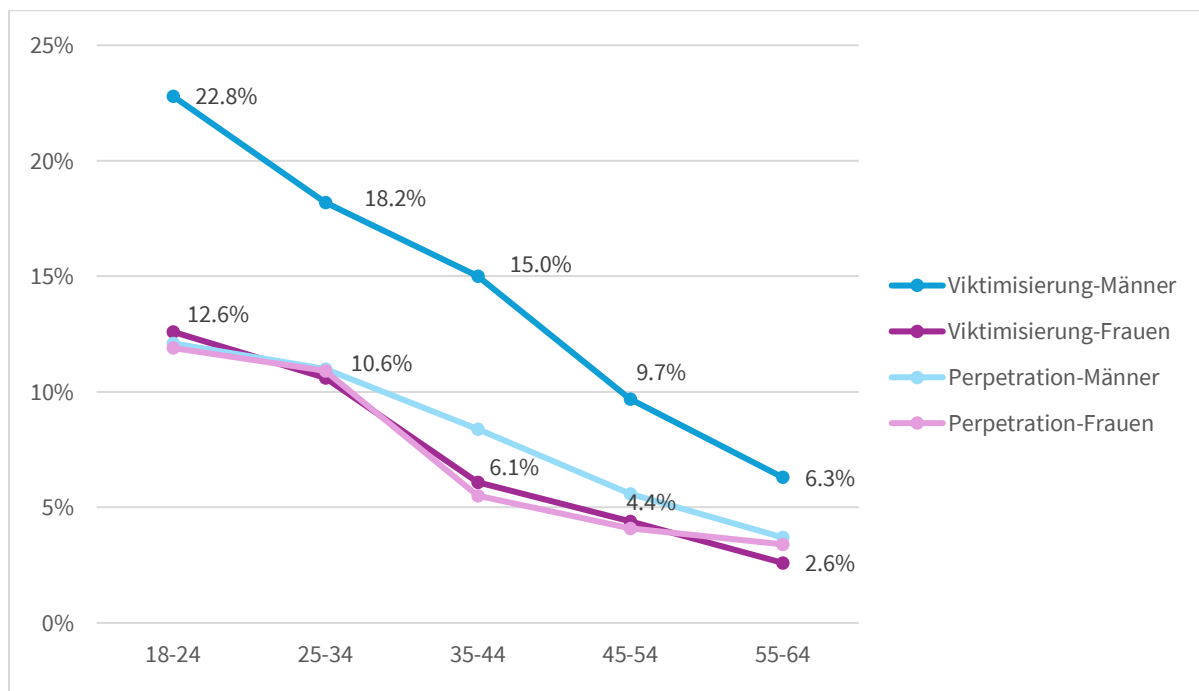
Die nachfolgenden Altersverlaufsanalysen werden uns helfen, diese Problematik noch genauer einzugrenzen.

Die höheren Prävalenzen bei männlichen Opfern lassen sich auch nicht mit einer geringeren Zahl erlebter Gewaltvorfälle («Inzidenzen») relativieren: Beschränkt man die Analyse auf Personen mit mindestens einer Opfererfahrung und betrachtet die durchschnittliche Anzahl erlebter Übergriffe, zeigen sich keine systematischen Geschlechterunterschiede «zugunsten» der Frauen. Bei der Gesamtviktimisierung weisen männliche Opfer sogar signifikant höhere Inzidenzwerte auf als weibliche ($p < .001$). Die Viktimisierungszahlen zeigen also, dass mehr Männer als Frauen Opfererfahrungen von situativer, niederschwelliger IPV berichten und dabei männliche Opfer durchschnittlich mehr Gewalttaten angeben als weibliche Opfer.

Altersverläufe

Abbildung 6.11 vertieft den Befund zur physischen Gewalt und zeigt deren Altersverlauf getrennt für Opfer- und Täterperspektive. In beiden Perspektiven und bei beiden Geschlechtern sinken die Prävalenzen mit zunehmendem Alter deutlich. Der Geschlechter- ($F(1, 4846)=46.97, p<.001$) und der Alters- ($F(4, 4846)=19.61, p<.001$) bei der Viktimisierung sind beide hochsignifikant. Bei den 18- bis 24-Jährigen beträgt die Viktimisierungsprävalenz der Männer 22.8%, jene der Frauen 12.4%; bei den 55- bis 64-Jährigen sind es noch 6.3% bzw. 2.6%.

Abbildung 6.11: 12-Monats-Prävalenz physischer IPV-Viktimisierung (dunkler Farbton; beschriftet) und -Perpetration (heller Farbton; unbeschriftet) nach Alter und Geschlecht



Das in Abbildung 6.11 beschriebene Grundmuster tritt im Altersverlauf besonders deutlich hervor. Die Viktimisierungskurve der Männer verläuft über alle Altersgruppen hinweg deutlich oberhalb aller anderen Kurven, während Perpetrationsprävalenz der Männer und der Frauen ebenso wie Viktimisierungsprävalenz der Frauen über den gesamten Altersbereich eng beieinanderliegen. Bei den 55- bis 64-Jährigen konvergieren diese drei Kurven auf Werte zwischen 2.6% und 3.6%, während die Viktimisierungsrate der Männer mit 6.3% weiterhin erhöht bleibt. Detailliertere Analysen zeigen auch auf der Ebene der sechs Einzelitems von physischer Viktimisierung konsistent dieselben Geschlechts- und Altersunterschiede. Das heißt, die beschriebenen Verläufe der Gesamtskala lassen sich nicht auf eine bestimmte, z. B. besonders häufige und leichte Form physischer Gewalt zurückführen, sondern manifestieren sich bei allen Formen physischer Gewalt.

Einordnung der Befunde zu Geschlechtersymmetrie

Die hohe Prävalenz selbstberichteter Opfererfahrungen von Männern stehen in einem Spannungsverhältnis zu geschlechterstereotypen Opfer-Täter-Zuschreibungen und zum Bild, das Polizei- und Kriminalstatistiken zeichnen. Es besteht eine klare empirische Basis, die zeigt, dass Frauen viel häufiger Opfer schwerer IPV bis hin zu Tötungsdelikten werden (Stöckl et al., 2013; García-Moreno et al., 2006). Ein Teil des Spannungsfelds löst sich auf, wenn man die unterschiedliche Art der Datenquellen berücksichtigt. Bevölkerungsbefragungen erfassen das gesamte Spektrum partnerschaftlicher Gewalt gleichgewichtig – von einmaligen, minderschweren Vorfällen bis hin zu systematischer und schwerer Gewalt. Polizei- und

Spitaldaten hingegen bilden tendenziell die schwerwiegendsten Fälle ab, in denen Frauen die klare Mehrheit der Opfer von IPV stellen. Beide Befundlagen sind empirisch relevant, beschreiben jedoch unterschiedliche Ausschnitte der Wirklichkeit, sowohl bezüglich der im Fokus stehenden Verhaltensweisen als auch der untersuchten Populationen.

Die Diskrepanzen zwischen den geschlechtsspezifischen Alterstrends lassen sich präziser einordnen, wenn man die relevanten Vergleichspaare heranzieht: Unter der Prämisse, dass die grosse Mehrheit der Paare heterosexuell ist, sollten männliche Viktimisierung und weibliche Täterschaft – sowie weibliche Viktimisierung und männliche Täterschaft – jeweils dasselbe Gewaltgeschehen aus zwei Berichtsperspektiven abbilden. Abbildung 6.11 zeigt, dass die Kurven für weibliche Viktimisierung und männliche Täterschaft über den gesamten Altersverlauf eng beieinanderliegen und sowohl in den jüngsten als auch älteren Altersgruppen fast deckungsgleich sind. Die ausgeprägte Diskrepanz findet sich ausschliesslich beim zweiten Vergleichspaar: Männliche Viktimisierung liegt in allen Altersgruppen weit oberhalb weiblicher Perpetration – bei den 18- bis 24-Jährigen berichten Männer – wie erwähnt – fast doppelt so hohe Viktimisierungsraten wie Frauen Perpetrationsraten (22.8% vs. 11.9%). Erklärbar wäre dieses spezifische Muster durch männliches «Overreporting» von Viktimisierungserfahrungen, durch weibliches «Underreporting» von Perpetration, oder durch eine Kombination beider Effekte. Ein allgemeiner Wahrnehmungsunterschied, der beide Geschlechter gleichermaßen beträfe, kann diese Muster dagegen nicht erklären, da er auch die vorliegend gut übereinstimmenden Kurven für weibliche Viktimisierung und männliche Täterschaft verzerren würde, was eben nicht der Fall ist. Da traditionelle Männlichkeitsvorstellungen nahelegen, dass Opfererfahrungen und «Männlichkeit» zueinander im Widerspruch stehen, drängt sich die Annahme eines systematischen Overreportings männlicher Viktimisierungserfahrungen eher nicht auf, so dass es eher plausibel erscheint, dass Frauen von ihnen verübte Gewalt eher «verheimlichen», beispielsweise weil das Bild einer gewalttätigen Frau nicht nur gesellschaftliche, sondern auch Gender-Normen verletzt. Unsere Daten legen es jedenfalls nahe, dass männliche Gewaltbetroffenheit eine grössere Aufmerksamkeit verdient bzw. genauer untersucht werden muss.

Gleichzeitig dürfen die Ergebnisse nicht aus dem Zusammenhang der Macht- und Kräfteverhältnisse gelöst werden. So bleibt in der Geschlechtersymmetrie-Debatte oft unbeachtet, dass die Konsequenzen identischer Handlungen für Frauen und Männer nicht symmetrisch sind. Eisner (2021) hebt in seiner Analyse der Geschlechtersymmetrie-Problematik drei entscheidende Faktoren hervor: die ausgeprägtere Fähigkeit von Männern zur Zufügung ernsthafter Verletzungen aufgrund physischer Überlegenheit, die stärkere Angstinduktion männlicher Gewalt sowie die Tatsache, dass physische Aggression bei Männern häufiger Teil eines Syndroms verwandter Verhaltensweisen ist – einschliesslich auch sexueller Gewalt, Einschüchterung und koerziver Kontrolle (vgl. auch Johnson, 2008). Aufgrund der erhöhten Vulnerabilität und der noch weit verbreiteten materiellen Abhängigkeit von Frauen gegenüber ihren männlichen Partnern, kann Opfersymmetrie nicht mit (objektiver und subjektiver) Schadenssymmetrie gleichgesetzt werden.

Der deutliche Rückgang der Gewaltprävalenz mit zunehmendem Alter – in allen vier Kurven und konsistent über beide Perspektiven hinweg – entspricht dem aus der Kriminologie bekannten Muster der Age-Crime-Curve. Gewaltverhalten erreicht zwischen Spätadoleszenz und frühem Erwachsenenalter seinen Höhepunkt und nimmt danach kontinuierlich ab (Farrington, 1986). Für diesen Verlauf lassen sich biologische und psychologische Reifungsprozesse als Erklärungen heranziehen. Der Testosteronspiegel erreicht bei Männern im frühen Erwachsenenalter seinen Höhepunkt und sinkt danach graduell, und der präfrontale Kortex – zuständig für Impulskontrolle, Emotionsregulation und Risikoabwägung – ist in beiden Geschlechtern erst Mitte bis Ende 20 vollständig ausgereift (Steinberg, 2008).

Festzuhalten ist weiter, dass die höhere Viktimisierungsprävalenz bei Männern nicht durch eine geringere Betroffenheitsintensität relativiert wird. So berichten bezüglich der Gesamtviktimisierung männliche Opfer signifikant höhere Inzidenzwerte als weibliche Opfer.

Die Überlappung von Opfer- und Tätererfahrung

Die hohe Bidirektionalität von IPV – also die Tatsache, dass Viktimisierung und Perpetration innerhalb derselben Person und Beziehung häufig zusammen vorkommen – ist eines der am besten dokumentierten, aber öffentlich am wenigsten wahrgenommenen Merkmale von Gewalt in der Partnerschaft (Whitaker et al., 2007; Langhinrichsen-Rohling et al., 2012). Um diesen «Overlap» in der vorliegenden Stichprobe zu quantifizieren, wurden bivariate Korrelationen zwischen den Viktimisierungs- und Perpetrationsinzidenzen berechnet, getrennt nach Geschlecht.

Tabelle 6.2 zeigt für die verschiedenen untersuchten Formen von IPV die entsprechenden Korrelationen. Die Zusammenhänge zwischen erlittener und ausgeübter Gewalt derselben Form sind durchweg positiv und für sozialwissenschaftliche Verhältnisse ausserordentlich stark: Am stärksten korrelieren Monitoring-Viktimisierung und -Perpetration (Männer: $r=.56$; Frauen: $r=.50$) sowie psychische Gewalt (Männer: $r=.52$; Frauen: $r=.50$). Die Gesamtscores korrelieren bei Männern mit $r=.60$ und bei Frauen mit $r=.56$. Das Muster ist bei physischer Gewalt ebenfalls deutlich (Männer: $r=.47$; Frauen: $r=.38$), nicht jedoch bei sexueller Gewalt. Hier sind die Korrelationen zwischen Viktimisierung und Perpetration gering (Männer: $r=.23$; Frauen: $r=.09$), was darauf hindeutet, dass sexuelle Gewalt stärker unidirektional ist.

Tabelle 6.2: Korrelationen zwischen Viktimisierungs- und Perpetrationsinzidenzen), getrennt nach Geschlecht

Korrelation	Männer	Frauen
Viktimisierung ↔ Perpetration		
Physisch	.47	.38
Sexuell	.23	.09
Monitoring	.56	.50
Psychisch	.52	.50
<i>Gesamt</i>	.59	.55

alle Korrelationen hochsignifikant ($p<.001$)

Diese Befunde bestätigen die internationale und nationale Evidenz, dass IPV in Bevölkerungsstichproben mehrheitlich in einem Kontext wechselseitiger Gewalt stattfindet (Whitaker et al., 2007; Gray & Foshee, 1997; Ribeaud & Loher, 2022).

Faktor M und Gewalt in der Partnerschaft

Nach der Beschreibung der Verbreitung und Struktur von IPV in der Stichprobe wenden wir uns nun der zentralen Frage dieses Kapitels zu: Welche Rolle spielt das defensiv-maskuline Dominanz- und Abgrenzungssyndrom (Faktor M) für das Auftreten von Gewalt in der Partnerschaft?

Partialkorrelationen nach Geschlecht

Tabelle 6.3 zeigt die nach Alter kontrollierten Partialkorrelationen zwischen Faktor M und sämtlichen IPV-Inzidenzscores, getrennt nach Geschlecht. Dabei tritt ein konsistentes Muster hervor: Faktor M korreliert bei beiden Geschlechtern positiv und signifikant mit nahezu allen Formen von IPV – sowohl aus der Opfer- als auch aus der Täterperspektive. Die einzige systematische Ausnahme bildet sexuelle Gewalt, bei welcher in keinem Geschlecht ein signifikanter Zusammenhang mit Faktor M besteht. Allerdings fallen die Korrelationen mit Werten, die durchweg unter 0.2 liegen, vergleichsweise schwach aus.

Tabelle 6.3: Partialkorrelationen (kontrolliert nach Alter) zwischen Faktor M und IPV-Häufigkeiten, nach Geschlecht

IPV-Form	Männer Viktimisierung	Männer Perpetration	Frauen Viktimisierung	Frauen Perpetration
Physisch	.110***	.075***	.070**	.103***
Sexuell	.057**	.027 _{ns}	-.028 _{ns}	-.002 _{ns}
Monitoring	.190***	.156**	.141***	.151***
Psychisch	.131***	.058***	.100***	.084**
Gesamt	.198***	.135***	.125***	.155***

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$; $ns p > .05$

Drei Befunde verdienen besondere Hervorhebung:

Erstens ist der Zusammenhang zwischen Faktor M und IPV bei Männern am stärksten für die Viktimisierung ($r_{\text{partial}} = .198$), während er für die Perpetration etwas schwächer ausfällt ($r_{\text{partial}} = .135$). Dass Faktor M stärker mit der Opfer- als mit der Täterperspektive korreliert, ist kein Widerspruch, sondern folgt aus der oben beschriebenen Bidirektionalität. Wer in einem Beziehungskontext lebt, der durch Dominanzansprüche und Machtkämpfe geprägt ist, hat ein erhöhtes Risiko sowohl für Perpetration als auch für Viktimisierung. Zudem weisen die Viktimisierungsskalen eine höhere Varianz und bessere Reliabilität auf (vgl. Tabelle 6.1), was die Entdeckung von Zusammenhängen erleichtert.

Zweitens zeigt sich bei Frauen ein bemerkenswertes umgekehrtes Muster: Hier korreliert Faktor M stärker mit der Perpetration ($r_{\text{partial}} = .155$) als mit der Viktimisierung ($r_{\text{partial}} = .125$). Frauen mit höherer Faktor M-Orientierung berichten also eine signifikant erhöhte Perpetration von Partnerschaftsgewalt. Dieser Befund unterstreicht, dass Faktor M einen allgemeinen Risikofaktor für gewaltbelastete Beziehungsdynamiken darstellt. Frauen, die stärker an restriktiv-dominanten Männlichkeitsnormen orientiert sind, bewegen sich demnach häufiger in Beziehungskonstellationen, in denen Machtkämpfe und Kontrolle eine grössere Rolle spielen – was das Risiko für wechselseitige Gewalt erhöht.

Drittens fällt die konsistente Nicht-Assoziation von Faktor M mit sexueller Gewalt auf. Weder die Viktimisierung noch die Perpetration sexueller Gewalt hängen signifikant mit Faktor M zusammen – ein Befund, der bei beiden Geschlechtern gleichermassen gilt. Dies deutet darauf hin, dass die Dynamiken sexueller Gewalt in der Partnerschaft anderen Mechanismen folgen als die übrigen IPV-Formen und nicht primär durch das mit Faktor M gemessene Einstellungssyndrom getrieben werden. Ergänzend ist auch denkbar, dass sexuelle Gewalt, so wie sie vorliegend gemessen wird, aus «Faktor M»-Beziehungen generell «unterberichtet» wird, weil sie von den Betroffenen nicht als solche wahrgenommen wird – sondern als «normales» Verhalten innerhalb eines dominanten Beziehungsmusters.

Misogynie als stärkster Einzelprädiktor

In einer ergänzenden Analyse wurde untersucht, ob der Gesamtscore von Faktor M stärker mit IPV assoziiert ist als seine einzelnen Subdimensionen (gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen, Maskulinitätsbedrohungsgefühl, «Man Box», Antiegalitarismus, Sexismus, Misogynie, Homofeindlichkeit, Queerfeindlichkeit). In den alterskontrollierten Partialkorrelationen zeigt sich, dass Faktor M als Gesamtscore tatsächlich durchgängig die stärkste Assoziation mit IPV aufweist. Es gibt jedoch eine bemerkenswerte Ausnahme: Misogynie übertrifft den Gesamtscore durchgängig als stärkster Einzelprädiktor. (Zur Erinnerung: Misogynie wurde mit Fragen wie «Frauen nutzen Männer für ihre eigenen Zwecke aus» oder «Es ist im Allgemeinen sicherer, Frauen nicht zu sehr zu vertrauen.» gemessen.

Bei Männern korreliert Misogynie mit der IPV-Gesamt-Viktimisierung mit $r_{\text{partial}} = .273$ (vs. Faktor M: .193) und mit der IPV-Gesamt-Perpetration mit $r_{\text{partial}} = .199$ (vs. Faktor M: .136). Bei Frauen zeigt sich dasselbe

Muster: Misogynie korreliert mit der Perpetration mit $r_{\text{partial}}=.207$ (vs. Faktor M: .152) und mit der Viktimisierung mit $r_{\text{partial}}=.132$ (vs. Faktor M: .128). Dass Misogynie als stärkster Einzelprädiktor für IPV fungiert – sowohl für Viktimisierung als auch für Perpetration und sowohl bei Männern als auch bei Frauen – ist inhaltlich plausibel: Misogyne Einstellungen deuten auf eine fundamentale Abwertung von Frauen und Weiblichkeit hin, die in intimen Beziehungen zu Verachtung, Dehumanisierung und der Legitimierung von Grenzüberschreitungen führen kann. Dass dieser Zusammenhang auch bei Frauen besteht, lässt sich als Ausdruck internalisierter Misogynie interpretieren: Frauen, die misogyne Haltungen übernehmen, akzeptieren möglicherweise rigidere Geschlechterhierarchien in ihren Beziehungen, was sowohl die eigene Perpetration von Kontrolle und Gewalt als auch die Toleranz gegenüber erlittener Gewalt erhöhen kann.

Robustheit gegenüber soziodemographischen Kontrollen

Um zu prüfen, ob der Zusammenhang zwischen Faktor M und IPV lediglich ein Artefakt soziodemographischer Unterschiede darstellt, wurde die Perpetration (Gesamtscore) in Varianzanalysen untersucht, in denen Faktor M (High-Score-Gruppe vs. übrige) jeweils zusammen mit einem soziodemographischen Faktor (Herkunftsregion, Bildungsniveau, sozioökonomischer Status [ISEI]) und deren Interaktion modelliert wurde, getrennt nach Geschlecht. Der Effekt von Faktor M erweist sich dabei konsistent als robust: In allen sechs Modellen (drei soziodemographische Faktoren \times zwei Geschlechter) bleibt der Haupteffekt von Faktor M signifikant (alle $p \leq .002$). Dies zeigt, dass Faktor M einen eigenständigen, über soziodemographische Merkmale hinausgehenden Beitrag zur Vorhersage von IPV leistet.

Zusammenfassung und Fazit

Die Befunde zur Partnerschaftsgewalt zeichnen ein Bild, das in mehrfacher Hinsicht vom öffentlichen Diskurs abweicht und deshalb differenzierter Einordnung bedarf.

- 1) Die Geschlechterverhältnisse im untersuchten Spektrum von IPV sind komplexer als erwartet. In der vorliegenden Bevölkerungsstichprobe berichten Männer häufiger als Frauen, Opfer von Partnerschaftsgewalt geworden zu sein – ein Befund, der sich über physische Gewalt, Monitoring und psychische Gewalt hinweg konsistent zeigt (nicht aber bei sexueller Gewalt). Bei der Perpetration sind die Geschlechterverhältnisse hingegen weitgehend symmetrisch, mit Ausnahme der sexuellen Gewalt, die signifikant häufiger von Männern verübt wird. Diese Ergebnisse replizieren internationale Befunde aus vergleichbaren Bevölkerungsstudien (Archer, 2000; Desmarais et al., 2012; Leitgöb-Guzy & Bieber, 2026). Sie müssen unter Berücksichtigung der klaren Asymmetrie bei schwerer Gewalt interpretiert werden: Schweizer Polizeistatistiken (BFS, 2024) und internationale Metaanalysen (Fanslow et al., 2023; Cunningham & Anderson, 2023) belegen übereinstimmend, dass die schwersten Formen der Partnerschaftsgewalt – wie schwere Körperverletzung, sexuelle Gewalt, bis hin zu Tötungsdelikten – nach wie vor grossmehrheitlich Frauen treffen. Die LeSuBiA-Dunkelfeldstudie illustriert die unterschiedliche subjektive Bedrohungslage besonders deutlich: 20% der gewaltbetroffenen Frauen, aber nur 2% der gewaltbetroffenen Männer berichten, in der Partnerschaft Todesangst gehabt zu haben (Leitgöb-Guzy & Bieber, 2026). Die im Folgenden beschriebene Symmetrie der berichteten Häufigkeiten darf deshalb nicht über die Asymmetrie der objektiven Gefährdungslage und der subjektiven Bedrohung hinwegtäuschen. Die Befunde reflektieren damit die Realität, dass IPV auf der Ebene der situativen, niederschweligen Alltagsgewalt ein Beziehungsphänomen ist, das beide Geschlechter betrifft. Die schwersten Formen und Konsequenzen betreffen dagegen überproportional Frauen (Johnson, 2008; WHO, 2021). Gleichzeitig zeigen unsere Daten, dass männliche Opfererfahrungen in Paarbeziehungen weit verbreitet sind und dem männlichen Gewaltschutz mehr Beachtung geschenkt werden muss – wie dies beispielsweise in Deutschland

bereits seit einigen Jahren der Fall ist³⁴ – zumal auch auf diese Weise der Eskalation von Gewalt in Paarbeziehungen entgegengewirkt werden kann.

- 2) IPV ist hochgradig bidirektional. Die starken Korrelationen zwischen Opfer- und Tätererfahrung – insbesondere bei Monitoring ($r=.50-.56$), psychischer Gewalt ($r=.50-.52$) und physischer Gewalt ($r=.38-.47$) – bestätigen, dass Partnerschaftsgewalt Beziehungsgeschehen ist. In der Mehrheit der Fälle handelt es sich um wechselseitige Gewaltdynamiken, in denen die Rollenzuschreibung «Täter:in» vs. «Opfer» die Komplexität der Situation nicht angemessen abbildet (Whitaker et al., 2007). Eine Ausnahme bildet die sexuelle Gewalt, deren deutlich niedrigere Bidirektionalitäts-Korrelationen ($r=.09-.23$) darauf hindeuten, dass sie stärker unidirektional – und überwiegend männlich – ausgeübt wird.
- 3) Faktor M ist bei beiden Geschlechtern ein konsistenter Risikofaktor sowohl für IPV-Viktimisierung als auch IPV-Perpetration: Das restriktiv-maskuline Dominanz- und Abgrenzungssyndrom (Faktor M) hängt sowohl mit einem erhöhten Risiko zusammen, Gewalt in der Partnerschaft auszuüben, als auch damit, Gewalt zu erleiden. Dieser Befund folgt aus der Bidirektionalität von IPV: Wer in einem Beziehungskontext lebt, der durch Dominanzansprüche, Machtkämpfe und Kontrolle geprägt ist, hat ein erhöhtes Risiko sowohl für Perpetration als auch für Viktimisierung (Heise, 2011; Jewkes, 2002). Dass Faktor M auch bei Frauen als Prädiktor für IPV-Perpetration fungiert – mit sogar leicht stärkeren Korrelationen als bei Männern – unterstreicht, dass es sich bei den mit Faktor M assoziierten Risiken um Beziehungsdynamiken handelt. Der Befund, dass Misogynie innerhalb des Faktor M-Syndroms den stärksten Einzelprädiktor für IPV darstellt – und dies geschlechterübergreifend – weist auf die zentrale Rolle der Abwertung von Weiblichkeit in gewaltbelasteten Partnerschaftsdynamiken hin. Dies wiederum bestätigt, wie wichtig Gleichstellung als Pfeiler der Gewaltprävention ist.
- 4) Jüngere sind von IPV deutlich stärker betroffen. Der konsistente Rückgang der IPV-Prävalenzen mit dem Alter – besonders ausgeprägt bei physischer Gewalt und Monitoring – entspricht der internationalen Evidenz (Cunningham & Anderson, 2023) und weist auf die Bedeutung von Prävention in frühen Beziehungsphasen hin.
- 5) Der Faktor M-Effekt ist robust gegenüber soziodemographischen Kontrollen. In varianzanalytischen Modellen, die Faktor M zusammen mit – nebst Geschlecht und Alter – Herkunftsregion, Bildung sowie sozioökonomischem Status modellieren, bleibt der Faktor M-Effekt durchgängig signifikant (alle $p \leq .002$). Faktor M stellt somit einen eigenständigen Risikofaktor dar, der sich nicht auf soziodemographische Unterschiede reduzieren lässt.

Die Ergebnisse legen nahe, dass Präventionsansätze, die ausschliesslich auf männliche Täterschaft und weibliche Opfererfahrung fokussieren, einen wesentlichen Teil der Dynamik von Gewalt in der Partnerschaft ausblenden. Ein systemischer Ansatz, der die Bidirektionalität anerkennt und auf Beziehungsdynamiken statt auf individuelle Täter-Opfer-Zuschreibungen fokussiert, dürfte zur Verhinderung niederschwelliger, situativer IPV wirksamer sein (Langhinrichsen-Rohling et al., 2012). Gleichzeitig unterstreichen die Befunde die Relevanz der Arbeit an Männlichkeitsnormen und insbesondere an misogynen Einstellungen. Die mit Faktor M assoziierten Orientierungen stellen ein grundsätzlich modifizierbares Set von gewaltbegünstigenden Haltungen dar, deren Bearbeitung das Potenzial hat, IPV geschlechterübergreifend zu senken.

34 So sind im Auftrag der öffentlichen Hand seit 2019 die Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (<https://www.maennergewaltschutz.de>) und seit 2020 das Männerhilfetelefon (<https://www.maennerhilfetelefon.de>) aktiv.

Ein systemischer Ansatz ermöglicht zudem eine effizientere Ressourcenallokation. Indem Primärprävention bei Männlichkeitsideologien und Beziehungsdynamiken ansetzt und breite Wirkung entfaltet, können spezialisierte Schutz- und Unterstützungsangebote gezielt dort konzentriert werden, wo die gravierendsten Folgen anfallen: bei weiblichen Opfern schwerer, auch sexualisierter Gewalt und koerzitiver Kontrolle, die sowohl in Schweizer Polizeidaten (BFS, 2024; Fondation KidsToo, 2025) und internationalen Metaanalysen (WHO, 2013; Fanslow et al., 2023) eindeutig als gefährdetste Gruppe identifiziert werden.

Universelle Prävention muss früh ansetzen. Erstens zeigen die vorliegenden Daten, dass physische Partnerschaftsgewalt in der jüngsten Altersgruppe (18–24 Jahre) am häufigsten vorkommt und mit dem Alter deutlich abnimmt. Zweitens sind Einstellungen und Männlichkeitsnormen – einschliesslich der mit Faktor M assoziierten misogynen Orientierungen – in jüngeren Lebensphasen formbarer und durch gezielte Interventionen leichter zu beeinflussen als im Erwachsenenalter: Die Adoleszenz gilt als kritisches Entwicklungsfenster, in dem die Interaktion mit dem sozialen Umfeld Einstellungen und Verhaltensweisen nachhaltig prägt (Patton et al., 2016). Schulische und ausserschulische Programme, die Beziehungskompetenzen fördern, Geschlechterstereotypen hinterfragen und Kompetenzen fördern, um Geschlechtsidentität und -ausdruck selbstbestimmt zu gestalten, setzen dort an, wo der grösste Hebel liegt.

7. DISKUSSION UND AUSBLICK

Die Studie «Männlichkeit im Wandel» identifiziert den Faktor M als Ausdruck eines restriktiv-maskulinen Dominanz- und Abgrenzungssyndroms. Dieser Faktor M ist individuell unterschiedlich ausgeprägt und kann in einer geschlechtertheoretischen Perspektive nicht bloss als eine persönliche Eigenschaft verstanden werden. Vielmehr bildet demnach der Faktor M ab, wie stark Menschen einer binär-hierarchischen Geschlechterordnung anhängen, in der

- Männlichkeit als naturgegebene Bestimmung und Überlegenheit konstruiert wird;
- Geschlecht eindeutig, binär und nicht gestaltbar ist;
- Männlichkeit als bedroht und verteidigungswürdig erlebt wird;
- Dominanz, Gewalt und Abgrenzung als legitim gelten.

Solche Vorstellungen haben menschliche Zivilisationen über Jahrhunderte bzw. Jahrtausende geprägt und prägen sie bis in die Gegenwart hinein. Gleichzeitig sind diese Vorstellungen in westlichen Gesellschaften in verschiedenen Wellen Gegenstand breiter zivilgesellschaftlicher Kritik geworden. Die moderne Frauenbewegung hat ab den späten 1960er-Jahren auf gesetzlicher und gesellschaftlicher Ebene einen tiefgreifenden Wandel angestossen und vorangetrieben. Gesetzliche Diskriminierungen wurden abgeschafft und 1971 das Stimm- und Wahlrecht für Frauen auch in der Schweiz eingeführt. 1988 trat das modernisierte Ehegesetz in Kraft, 1996 das Bundesgesetz über die Gleichstellung von Frau und Mann. Parallel dazu nahm die Erwerbsbeteiligung von Frauen ebenso zu wie ihre Repräsentation in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Als Gesellschaft befinden wir uns in einem tiefgreifenden Transformationsprozess in Richtung Gleichstellung. Die tatsächliche Gleichstellung der Geschlechter gemäss Verfassungsauftrag (Art. 8 Abs. 3) ist bis heute aber noch nicht verwirklicht.

Männer haben diese Entwicklungen in unterschiedlicher Weise begleitet. Viele unterstützen den Wandel und beteiligen sich mit eigenem Engagement daran. Viele begrüssen Gleichstellung im Grundsatz, scheuen aber Infragestellungen und Veränderungen in der eigenen Lebens- und Geschlechtspraxis. Viele gehen in den geschlechterpolitischen Widerstand und halten an Vorstellungen von Männlichkeit fest, in denen selbstbewusste und wirtschaftlich eigenständige Frauen eine Provokation und Bedrohung darstellen. Die Studie «Männlichkeit im Wandel» beleuchtet insbesondere die letztgenannte Gruppe.

Unsere Ergebnisse bestätigen für die Schweiz, wofür es global Anzeichen und Belege gibt: Leitbilder restriktiv-dominanter Männlichkeit – in der Studie zum Faktor M aggregiert – erreichen unter jungen Männern im Bevölkerungsvergleich Höchstwerte. Der Faktor M ist in dieser Generation hochsignifikant stärker ausgeprägt als in allen anderen Altersgruppen. Sehr viele junge Männer verteidigen eine binär-hierarchische Geschlechterordnung, in der Männer die dominante Position (wieder) einnehmen (sollen). Das ist verbunden mit einer Feindlichkeit gegenüber Frauen und sexuellen Minderheiten. Geschlechtsidentitäre Bedrohungsgefühle und Gewaltbereitschaft teilt in dieser Gruppe fast jeder Zweite. Deshalb ist aus Sicht der Studienautor:innen ein sozial-, sicherheits- und gleichstellungspolitischer Handlungsbedarf mit Sicherheit gegeben.

Gleichzeitig ist vor Alarmismus und Aktivismus zu warnen: Einerseits kann aufgrund der vorliegenden Daten nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, in welchem Ausmass in der jungen Generation eine geschlechterpolitische Disruption sichtbar wird und in welchem Ausmass es sich dabei um alterstypische Verläufe handelt. Unter Berücksichtigung unterschiedlichster Erwägungen kommen die Studienautor:innen jedoch zum Schluss: Es ist unwahrscheinlich, dass die sehr starke Verbreitung von Faktor M in der Generation der jungen Männer allein ein alterstypisches Phänomen ist. Zu hoffen, diese

Einstellungen würden sich mit wachsender Lebenserfahrung von allein «auswachsen», wird deshalb nicht als verantwortungsvolle Handlungsmaxime eingeschätzt. Andererseits darf der präventionspolitisch sinnvolle Fokus auf «Hochrisikogruppen» den Blick auf die grosse Gruppe jener (jungen) Männer nicht verstellen, die konstruktiv, reflektiert und motiviert an der Verwirklichung des Verfassungsauftrags mitwirken, um die tatsächliche Gleichstellung in der Schweiz zu verwirklichen. Die Daten zeigen auch, welche grossen Schritte Richtung Egalität viele Männer älterer Generationen gemacht haben. Auch Frauen und Menschen mit queerer Geschlechtsidentität vertreten in deutlich geringerem Ausmass eine binär-hierarchische Geschlechterordnung und Vorstellungen männlicher Dominanz. Die geschlechterpolitische Dynamik ist deshalb nicht vereinfachend als Backlash zu beschreiben. Wir beobachten kein zurückschwingendes Pendel, sondern eine komplexe Gleichzeitigkeit paradoxer Entwicklungen, wobei die maskulistische Resouveränisierung junger Männer und der wachsende Geschlechtergraben innerhalb der jungen Generation zwei prägende Vektoren darstellen.

Die Studienautor:innen deuten die Resultate der Bevölkerungsbefragung nicht als Ausdruck einer grundlegenden oder weit verbreiteten Skepsis gegenüber dem «Projekt Gleichstellung». Jedoch sind sie in zweifacher Hinsicht als Appell oder gar Warnsignal zu lesen:

- Auf einer programmatischen Ebene: Gleichstellungsarbeit und -politik sind schon seit langer Zeit viel mehr als Frauenförderung. Gleichzeitig werden bis heute Männlichkeitsanforderungen – oder wie Bourdieu (2005) sagt: das «androzentrische Unbewusste» – bis heute institutionell noch wenig beleuchtet und bearbeitet. Das erschwert jedoch, der gesellschaftlichen Diskussion um Männlichkeit die notwendige geschlechtertheoretische Tiefenschärfe zu geben. Denn die gesellschaftliche Problematisierung «toxischer» Männlichkeitsanforderungen wird dadurch schnell auf die Kritik an «toxischen» Männern verkürzt. Diese fühlen sich zu Unrecht kritisiert, weil sie sich ja bloss so verhalten, wie es ihnen die in ihrem Kontext geltenden bzw. von ihnen wahrgenommenen gesellschaftlichen Männlichkeitserwartungen nahelegen. In ihrer Wahrnehmung wehren sie sich – verständlicherweise – gegen eine Gleichstellungspolitik, die sie – fälschlicherweise – als unlautere Kritik und Umerziehung verstehen. Eine Perspektive, die Männlichkeitsvorstellungen reflektiert, hat in dieser Situation das Potenzial, Glaubwürdigkeit und Legitimation von Gleichstellungsarbeit und -politik in der männlichen Grundgesamtheit zu stärken. Eine solche Perspektive erleichtert insbesondere auch, den Benefit aufzuzeigen, weshalb auch Männer von mehr Gleichstellung profitieren. Dies bedingt jedoch die Bereitschaft, Gleichstellung sowohl als Projekt quantitativer Umverteilung wie auch als grundlegende Transformation der Geschlechterverhältnisse zu verstehen, die männliche Emanzipation von rigiden Geschlechternormen miteinschliesst, bedingt und bewusst auch politisch fördert.
- Auf einer zielgruppenspezifischen Ebene: Die Daten zeigen, dass einzelne Bevölkerungsgruppen – insbesondere eine wachsende Zahl junger Männer – gleichstellungspolitisch in aktiven Widerstand gehen. Es droht in den jüngeren Generationen eine Normalisierung von Abwertung, Hass und Gewalt gegenüber Frauen, queeren Menschen und Männern, die sich nicht mit rigiden Männlichkeitsvorstellungen identifizieren (wollen oder können). Deshalb bedarf es vermehrter Anstrengungen, um diesen Gruppen eine Brücke in den gesellschaftlichen Transformationsprozess zu bauen. Anzusprechen sind dabei ganz besonders junge Männer mit wenig Bildung, Status, Einkommen und Perspektiven. Es handelt sich bei dieser Gruppe nicht um die überdurchschnittlich ressourcenstarken Männer, die Angst vor dem Verlust ihrer privilegierten Position haben. Vielmehr legen die Daten einen Fokus auf junge Männer mit einer – in der Diktion Connells – geringen «patriarchalen Dividende» nahe. Ihr Festhalten an Leitbildern männlicher Überlegenheit ist nicht als Ausfluss hegemonialer Männlichkeit, sondern als Ausdruck protestierender Männlichkeit – und damit als Appell – zu lesen.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass Männlichkeitsnormen in modernen, pluralistischen Gesellschaften keineswegs einheitlich sind. Was in den vorliegenden Daten als «Hochrisiko-Männlichkeit» erscheint, bemisst sich an einem Referenzrahmen, der sich in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz und vergleichbaren westeuropäischen Gesellschaften herausgebildet hat und der – bei allen Widersprüchen – rigide Männlichkeitsvorstellungen zunehmend delegitimiert. Dieser Referenzrahmen ist jedoch weder global noch innerhalb der hiesigen Gesellschaft homogen geteilt. Männlichkeitsleitbilder variieren erheblich im Grad ihrer Rigidität, und insbesondere in neopatrimonial geprägten Herkunftsgesellschaften sind Vorstellungen männlicher Überlegenheit, klar hierarchischer Geschlechterordnungen und männlicher Ehre nach wie vor stärker verankert. Ein nicht unerheblicher Teil der hier angesprochenen jungen Männer mit geringen Ressourcen ist in solchen Kontexten sozialisiert worden oder wächst in Familien auf, in denen entsprechende Normen weitergegeben werden. Sie sind aufgewachsen mit dem Versprechen, als Mann einen besonderen Anspruch auf Anerkennung, Zuwendung und Teilhabe zu haben. Dieses Versprechen löst sich nicht (mehr) ein. Ihnen fehlen die Möglichkeiten, um das (unrealistische) Versprechen zu hinterfragen. Stattdessen versuchen sie den Konflikt zu lösen, indem sie mit noch mehr «Männlichkeit» den erhofften Ertrag zu sichern versuchen. Tatsächlich verringern sie damit aber ihre Entwicklungs- und Aufstiegschancen nur noch mehr (indem sie beispielsweise schulischen Fleiss, Empathie oder Selbstfürsorge als «unmännlich» abwerten). Für sie entsteht das Spannungsverhältnis also nicht allein aus der Diskrepanz zwischen männlichem Anspruch und verwehrter Teilhabe, sondern zusätzlich aus der Kollision zweier unterschiedlich rigider Männlichkeitsordnungen.

Die Studie «Männlichkeit im Wandel» liefert dank ihres repräsentativen Designs auf der Basis des SRPH-Stichprobenrahmens und der hohen Ausschöpfungsquote eine belastbare Momentaufnahme. Als einmalige Querschnittsbefragung stösst sie jedoch an Grenzen: Gemessene Prävalenzwerte lassen sich ohne Vergleichspunkte nur schwer einordnen. Auch wurde die minderjährige Bevölkerung und insbesondere männliche Jugendliche nicht einbezogen. Dies wäre jedoch wichtig, weil Vorstellungen von Geschlecht und Männlichkeit schon ab früher Kindheit und Adoleszenz vermittelt werden. Vertiefende Forschung ist deshalb unabdingbar.

LITERATURVERZEICHNIS

- Allen, S., & Daly, K. (2007). The effects of father involvement: An updated research summary of the evidence inventory. Guelph, Ontario: Centre for Families, Work & Well-Being, University of Guelph.
- Amodia-Bidakowska, A., Laverty, C., & Ramchandani, P. G. (2020). Father-child play: A systematic review of its frequency, characteristics and potential impact on children's development. *Developmental Review*, Vol. 57, 100924. doi.org/10.1016/j.dr.2020.100924.
- Archer, J. (2000). Sex differences in aggression between heterosexual partners: A meta-analytic review. *Psychological Bulletin*, 126(5), 651–680. https://doi.org/10.1037/0033-2909.126.5.651
- Archer, L. (2001). 'Muslim brothers, black lads, traditional Asians': British Muslim young men's constructions of race, religion and masculinity. *Feminism & Psychology*, 11(1), 79-105. https://doi.org/10.1177/0959353501011001005
- Ashwin, S. (Ed.). (2000). *Gender, state and society in Soviet and post-Soviet Russia*. Routledge.
- Baier, D. (2020). Migration und Kriminalität in der Schweiz: Befunde aus Hell- und Dunkelfeld. Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Institut für Delinquenz und Kriminalprävention (IDK). https://doi.org/10.21256/zhaw-19988
- Baier, D., Kamenowski, M., Manzoni, P. & Haymoz, S. (2019). "Toxische Männlichkeit" – Die Folgen gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen für Einstellungen und Verhaltensweisen. *Kriminalistik*, 73(7), 465–471.
- Bailey, J. M., Vasey, P. L., Diamond, L. M., Breedlove, S. M., Vilain, E., & Epprecht, M. (2016). Sexual orientation, controversy, and science. *Psychological Science in the Public Interest*, 17(2), 45-101. https://doi.org/10.1177/1529100616637616
- Ballester-Arnal, R., Castro-Calvo, J., García-Barba, M., Ruiz-Palomino, E., & Gil-Llario, M. D. (2021). Problematic and non-problematic engagement in Online Sexual Activities across the lifespan. *Computers in Human Behavior*, 120, 106774. https://doi.org/10.1016/j.chb.2021.106774
- Bank, A. & Richter, T. (2010). Neopatrimonialism in the Middle East and North Africa: Overview, Critique and Alternative Conceptualization. Präsentiert auf dem GIGA-Workshop «Neopatrimonialism in Various World Regions», Hamburg.
- Bechle, K. (2010). Neopatrimonialism in Latin America: Prospects and Promises of a Neglected Concept. GIGA Working Paper No. 153. Hamburg: German Institute of Global and Area Studies.
- Bourdieu, P. (1997). Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene & Krais, Beate (Hg.). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, 153-217. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bourdieu, P. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Brückmann, T. & Theunert, M. (2024). Jugend und Pornografie – eine Wissensübersicht. Recherche im Rahmen des Projekts «Talk about Pornography». Bern/Zürich. https://www.maenner.ch/wp-content/uploads/2024/08/TaP_Wissensuebersicht.pdf
- Bundesamt für Statistik (2024). Häusliche Gewalt: Geschädigte und beschuldigte Personen nach Alter und Geschlecht, 2009–2023. BFS, Sektion Kriminalität und Strafrecht. https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kriminalitaet-strafrecht/polizei/haeusliche-gewalt.html
- Carael, M., Slaymaker, E., Lyerla, R., & Sarkar, S. (2006). Clients of sex workers in different regions of the world: Hard to count. *Sexually Transmitted Infections*, 82(Suppl. 3), iii26–iii33. https://doi.org/10.1136/sti.2006.021196
- Carrière, T. C., Boeschoten, L., Struminskaya, B., Janssen, H. L., de Schipper, N. C., & Araujo, T. (2025). Best practices for studies using digital data donation. *Qual Quant*. 2025;59(Suppl 1):389-412. https://link.springer.com/article/10.1007/s11135-024-01983-x
- Cockburn, C. (2013). War and security, women and gender: An overview of the issues. *Gender & Development*, 21(3), 433-452. https://doi.org/10.1080/13552074.2013.846632
- Connell, R. W. (2009). *Gender: In world perspective* (2nd ed.). Polity Press.
- Connell, R. W. (1987). *Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics*. Stanford University Press.
- Connell, R. W. (1995). *Masculinities*. University of California Press.
- Connell, R. W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Springer VS
- Connell, R. W. (2015 [1999]). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Springer VS
- Connell, R. W., & Messerschmidt, J. W. (2005). Hegemonic masculinity: Rethinking the concept. *Gender & Society*, 19(6), 829–859. https://doi.org/10.1177/0891243205278639
- Cunningham, M., & Anderson, K.L. (2023). Women experience more intimate partner violence than men over the life course: Evidence for gender asymmetry at all ages in a national sample. *Sex Roles*, 89, 702–717. https://doi.org/10.1007/s11199-023-01423-4
- Davis, S. N. & Greenstein, T. N. (2009). Gender ideology: Components, predictors, and consequences. *Annual Review of Sociology*, 35, 87–105. https://doi.org/10.1146/annurev-soc-070308-115920
- Decker, O., Kiess, J., Heller, A., & Brähler, E. (Hrsg.). (2022). *Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten: Neue Herausforderungen – alte Reaktionen? Leipziger Autoritarismus Studie 2022 (Originalausgabe)*. Psychosozial-Verlag.
- Decker, O., Kiess, J., Heller, A., & Brähler, E. (Hrsg.). (2024). *Vereint im Ressentiment: Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen: Leipziger Autoritarismus Studie 2024 (Originalausgabe)*. Psychosozial-Verlag. https://doi.org/10.30820/9783837962864
- Desmarais, S. L., Reeves, K. A., Nicholls, T. L., Telford, R. P. & Fiebert, M. S. (2012). Prevalence of physical violence in intimate relationships, part 1: Rates of male and female victimization. *Partner Abuse*, 3(2), 140–169. https://doi.org/10.1891/1946-6560.3.2.140
- Eisenstadt, S. N. (1973). *Traditional patrimonialism and modern neopatrimonialism*. Sage Publications.
- Eisner, M. (2021). The gender symmetry problem in physical teen dating violence: A commentary and suggestions for a research agenda. *New Directions for Child and Adolescent Development*, 2021(178), 157–168. https://doi.org/10.1002/cad.20443

- Erdmann, G., & Engel, U. (2007). Neopatrimonialism reconsidered: Critical review and elaboration of an elusive concept. *Commonwealth & Comparative Politics*, 45(1), 95-119. <https://doi.org/10.1080/14662040601135813>
- Enzmann, D., Brettfeld, K. & Wetzels, P. (2004). Männlichkeitsnormen und die Kultur der Ehre. Empirische Prüfung eines theoretischen Modells zur Erklärung erhöhter Delinquenzraten jugendlicher Migranten. *Kölnener Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 43 (Soziologie der Kriminalität), 264–287. https://kzfss.uni-koeln.de/sites/kzfss/pdf/SH_43-2003.pdf
- Endrikat, K. (2003). Ganz normaler Sexismus. Reizende Einschnürung in ein Rollenkorsett. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände*, Folge 2 (S. 120–141). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fanslow, J. L., Mellar, B. M., Gulliver, P. J., & McIntosh, T. K. D. (2023). Evidence of gender asymmetry in intimate partner violence experience at the population-level. *Journal of Interpersonal Violence*, 38(15-16), 9159–9188. <https://doi.org/10.1177/08862605231163646>
- Farrington, D. P., & Loeber, R. (2000). Some benefits of dichotomization in psychiatric and criminological research. *Criminal Behaviour and Mental Health*, 10, 100–122. <https://doi.org/10.1002/cbm.349>
- Feliciano, C. (2005). Educational selectivity in U.S. immigration: How do immigrants compare to those left behind? *Demography*, 42(1), 131-152. <https://doi.org/10.1353/dem.2005.0001>
- Fischer, J. M. K., Farren, D., Brettfeld, K., & Wetzels, P. (2024). Verunsicherte Männlichkeit? Der Einfluss männlicher Bedrohungsgefühle auf rechtsextreme Einstellungen bei jungen Männern. (MOTRA-Spotlight, 06/24). Wiesbaden: MOTRA-Verbund Monitoringsystem und Transferplattform Radikalisierung. <https://doi.org/10.57671/motra-2024002>
- Fischer, J. M.K. & Farren, D. (2023). Männliche Opfernarrative und rechtsextreme Einstellungen bei jungen Menschen: Validierung und Anwendung eines Instrumentes zur Erfassung maskulistischer Bedrohungsgefühle. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, Mai 2023, 1-16. <https://doi.org/10.1515/mks-2022-0017>
- Fleming, P. J., McCleary-Sills, J., Morton, M., Levto, R., Heilman, B. & Barker, G. (2015). Risk factors for men's lifetime perpetration of physical violence against intimate partners: Results from the International Men and Gender Equality Survey (IMAGES) in eight countries. *PLOS ONE*, 10(3), e0118639. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0118639>
- Fondation KidsToo. (2025, April). Häusliche Gewalt in der Schweiz: Analyse der BFS-Daten 2024. https://www.kidstoo.ch/app/uploads/Dernier-ViolDom_K2_1_DE-1.pdf
- Foner, N., & Simon, P. (2015). *Fear, anxiety, and national identity: Immigration and belonging in North America and Western Europe*. Russell Sage Foundation.
- Fraser, N. (2009). *Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte*. Blätter für deutsche und internationale Politik, Ausgabe 8/09.
- Ganzeboom, H. B. G. & Treiman, D. J. (2010). *International Stratification and Mobility File: Conversion Tools*. Amsterdam: Department of Social Research Methodology. <http://www.harryganzeboom.nl/ismf/index.htm>
- García-Moreno, C., Jansen, H.A., Ellsberg, M., Heise, L., Watts, C.H. (2006). Prevalence of intimate partner violence: findings from the WHO multi-country study on women's health and domestic violence. *Lancet*, 368(9543), 1260-1269. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(06\)69523-8](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(06)69523-8)
- Gloor, D., & Meier, H. (2012). *Beurteilung des Schweregrades häuslicher Gewalt. Sozialwissenschaftlicher Grundlagenbericht*. Im Auftrag des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG), Bern.
- Gray, H. M., & Foshee, V. (1997). Adolescent dating violence: Differences between one-sided and mutually violent profiles. *Journal of Interpersonal Violence*, 12(1), 126–141. <https://doi.org/10.1177/088626097012001008>
- Grubbs, J. B., Wright, P. J., Braden, A. L., Wilt, J. A., & Kraus, S. W. (2019). Internet pornography use and sexual motivation: A systematic review and integration. *Annals of the International Communication Association*, 43(2), 117–155. <https://doi.org/10.1080/23808985.2019.1584045>
- Heitmeyer, W. (Hrsg.). (2002). *Deutsche Zustände*, Folge 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Helms, E. (2013). *Innocence and victimhood: Gender, nation, and women's activism in postwar Bosnia-Herzegovina*. University of Wisconsin Press.
- Herbenick, D., Reece, M., Schick, V., Sanders, S. A., Dodge, B., & Fortenberry, J. D. (2010). Sexual behavior in the United States: Results from a national probability sample of men and women ages 14–94. *Journal of Sexual Medicine*, 7(Suppl. 5), 255–265. <https://doi.org/10.1111/j.1743-6109.2010.02012.x>
- Hill, A. L., Miller, E., Switzer, G. E., Yu, L., Heilman, B., Levto, R. G., Vlahovicova, K., Espelage, D. L., Barker, G., & Coulter, R. W. S. (2020). Harmful masculinities among younger men in three countries: Psychometric study of the Man Box Scale. *Preventive Medicine*, 139, 106185. <https://doi.org/10.1016/j.ypmed.2020.106185>
- Inglehart, R., & Norris, P. (2003). *Rising tide: Gender equality and cultural change around the world*. Cambridge University Press.
- Jbilou, J., Levesque, N., Sonier, R.-P., Tully, P. J., Pinette-Drapeau, I., Sonier, V., Charbonneau, A., Greenman, P. S., Grenier, J., & Chomienne, M.-H. (2021). Canadian French translation and preliminary validation of the Conformity to Masculine Norms Inventory: A pilot study. *American Journal of Men's Health*, 15(6), Article 15579883211057391. <https://doi.org/10.1177/15579883211057391>
- Jewkes, R. (2002). Intimate partner violence: Causes and prevention. *The Lancet*, 359(9315), 1423–1429. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(02\)08357-5](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(02)08357-5)
- Johnson, M. P. (2008). *A typology of domestic violence: Intimate terrorism, violent resistance, and situational couple violence*. Northeastern University Press.
- Jones, K. G., Johnson, A. M., Wellings, K., Sonnenberg, P., Field, N., Tanton, C., ... & Mercer, C. H. (2015). The prevalence of, and factors associated with, paying for sex among men resident in Britain: Findings from the third National Survey of Sexual Attitudes and Lifestyles (Natsal-3). *Sexually Transmitted Infections*, 91(2), 116–123. <https://doi.org/10.1136/sextrans-2014-051683>
- Kay, R. (2006). *Men in contemporary Russia: The fallen heroes of post-Soviet change?* Ashgate Publishing.
- Kimmel, M. & Bridges, T. (2011). *Masculinity*. Oxford Bibliographies. Oxford University Press Online

- Klocke, U. (2012). Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft.
- Komlenac, N., Eggenberger, L., Walther, A., Maresch, F., Lamp, E., & Hochleitner, M. (2023). Measurement invariance and psychometric properties of a German-language Conformity to Masculine Norms Inventory among cisgender sexual minority and heterosexually identified women and men. *Psychology of Men & Masculinities*, 24(3), 248–260. <https://doi.org/10.1037/men0000429>
- Krivoshchekov, V., Gulevich, O. & Blagov, I. (2023). Traditional masculinity and male violence against women: A meta-analytic examination. *Psychology of Men and Masculinities*, 24(4), 346-364. <https://doi.org/10.1037/men0000426>
- Krivoshchekov, V. (2024). An overview of the scales to measure masculinities for männer.ch. Unveröffentlichter Bericht.
- Langhinrichsen-Rohling, J., Misra, T. A., Selwyn, C. & Rohling, M. L. (2012). Rates of bidirectional versus unidirectional intimate partner violence across samples, sexual orientations, and race/ethnicities: A comprehensive review. *Partner Abuse*, 3(2), 199–230. <https://doi.org/10.1891/1946-6560.3.2.199>
- Leitgöb-Guzy, N., & Bieber, I. (2026). Ergebnisse der Dunkelfeldstudie «Lebenssituation Sicherheit und Belastung im Alltag (LeSuBiA)» (Bundeskriminalamt, Hrsg.).
- Logoz, F., Eggenberger, L., Komlenac, N., Schneeberger, M., Ehlert, U., & Walther, A. (2023). How do traditional masculinity ideology and emotional competence relate to aggression and physical domestic violence in cisgender men? *Frontiers in Psychology*, 14. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2023.1100114>
- Luterbach, M. (2025). Geschlechterforschung: Grundlagen für eine geschlechterreflektierte Praxis der Männerarbeit. In: Theunert, M. & Luterbach, M. (Hg.). *Mann-Sein...?! Ein fachlicher Orientierungsrahmen für die geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen, Männern und Vätern*, 29-56. Weinheim: Beltz Juventa. <https://tinyurl.com/fu694pzz>
- Mahalik et al. (2003). Development of the Conformity to Masculine Norms Inventory. *Psychology of Men & Masculinity*, 4(1), 3-25.
- Martinez, N. N., Lee, Y., Eck, J. E., & SooHyun, O. (2017). Ravenous wolves revisited: A systematic review of offending concentration. *Crime Science*, 6(10), 1–16. <https://doi.org/10.1186/s40163-017-0072-2>
- Mecheril, P. (2003). *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit*. Münster/München: Waxmann.
- McCarthy, K.J., Mehta, R., Haberland, N.A. (2018). Gender, power, and violence: A systematic review of measures and their association with male perpetration of IPV. *PLoS ONE*, 13(11). e0207091. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0207091>
- OECD (2013). *OECD Framework for Statistics on the Distribution of Household Income, Consumption and Wealth*. Paris: OECD Publishing. <https://doi.org/10.1787/9789264194830-en>
- Owen J. (2011). Assessing the factor structures of the 55- and 22-item versions of the conformity to masculine norms inventory. *American Journal of Men's Health*, 5(2), 118–128. <https://doi.org/10.1177/1557988310363817>
- Patton, G. C., Sawyer, S. M., Santelli, J. S., Ross, D. A., Afifi, R., Allen, N. B., ... & Kakuma, R. (2016). Our future: A Lancet commission on adolescent health and wellbeing. *The Lancet*, 387(10036), 2423–2478. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(16\)00579-1](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(16)00579-1)
- Peter, J., & Valkenburg, P. M. (2016). Adolescents and pornography: A review of 20 years of research. *The Journal of Sex Research*, 53(4-5), 509–531. <https://doi.org/10.1080/00224499.2016.1143441>
- Portes, A., & Rumbaut, R. G. (2001). *Legacies: The story of the immigrant second generation*. University of California Press.
- Quandt, T. & Vogelgesang, J. (2018). Jugend, Internet und Pornografie: Eine repräsentative Befragungsstudie zu individuellen und sozialen Kontexten der Nutzung sexuell expliziter Inhalte im Jugendalter. In P. Rössler & C. Rossmann (Hrsg.), *Kumulierte Evidenzen* (S. 91–118). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Reichle, B., & Franke, S. (2009). Erziehungsstil aus Elternsicht: Deutsche erweiterte Version des Alabama Parenting Questionnaire für Grundschulkind (DEAPQ-EL-GS). *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 41(1), 12–25. <https://doi.org/10.1026/0049-8637.41.1.12>
- Ribeaud, D. (2015). *Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich 1999-2014*. Zürich: Professur für Soziologie, ETH Zürich. <https://doi.org/10.3929/ethz-a-010446276>
- Ribeaud, D., Murray, A., Shanahan, L., Shanahan, M., Eisner, M. (2022). Cohort Profile: The Zurich Project on the Social Development from Childhood to Adulthood (z-proso). *Journal of Developmental and Life-Course Criminology*, 8, 151–171. <https://doi.org/10.1007/s40865-022-00195-x>
- Ribeaud, D., & Loher, M. (2022). *Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich 1999-2021. Forschungsbericht*. Zürich: Jacobs Center for Productive Youth Development, Universität Zürich. <https://doi.org/10.5167/uzh-219687>
- Sardinha, L., Maheu-Giroux, M., Stöckl, H., Meyer, S. R., & García-Moreno, C. (2022). Global, regional, and national prevalence estimates of physical or sexual, or both, intimate partner violence against women in 2018. *The Lancet*, 399(10327), 803–813. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(21\)02664-7](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(21)02664-7)
- Scambor, E., Bergmann, N., Bacher-Posch, O., Danzer, L., Nikolatti, R., Pretterhofer, N., Sauseng, J., & Suppan, V. (2025). *Mit Geschlechtergerechtigkeit zu Gewaltprävention. Gender Equality and Quality of Life Study Austria*.
- Schippers, M. (2007). Recovering the feminine other: Masculinity, femininity, and gender hegemony. *Theory and Society*, 36(1), 85–102. <https://doi.org/10.1007/s11186-007-9022-4>
- Shelton, K. K., Frick, P. J., & Wootton, J. (1996). Assessment of parenting practices in families of elementary school-age children, *Journal of Clinical Child Psychology*, 25(3), 317-329. https://doi.org/10.1207/s15374424jccp2503_8
- Spindler, S. (2006). *Corpus Delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten* (Edition DISS, Bd. 9). Münster: Unrast.
- Steinberg, L. (2008). A social neuroscience perspective on adolescent risk-taking. *Developmental Review*, 28(1), 78–106. <https://doi.org/10.1016/j.dr.2007.08.002>
- Stöckl, H., Devries, K., Rotstein, A., Abrahams, N., Campbell, J., Watts, C., & Moracco, K. E. (2013). The global prevalence of intimate partner homicide: A systematic review. *The Lancet*, 382(9895), 859–865. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(13\)61030-2](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(13)61030-2)

- Straus, M. A. (2004). Cross-cultural reliability and validity of the Revised Conflict Tactics Scales: A study of university student dating couples in 17 nations. *Cross-Cultural Research*, 38(4), 407–432. <https://doi.org/10.1177/1069397104269543>
- Straus, M. A. (2011). Gender symmetry and mutuality in perpetration of clinical-level partner violence: Empirical evidence and implications for prevention and treatment. *Aggression and Violent Behavior*, 16(4), 279–288. <https://doi.org/10.1016/j.avb.2011.04.010>
- Straus, M. A., Hamby, S. L., Boney-McCoy, S., & Sugarman, D. B. (1996). The Revised Conflict Tactics Scales (CTS2): Development and preliminary psychometric data. *Journal of Family Issues*, 17, 283–316. <https://doi.org/10.1177/019251396017003001>
- Stuve, O., & Debus, K. (2012). Männlichkeitsanforderungen. Impulse kritischer Männlichkeitstheorie für eine geschlechterreflektierte Pädagogik mit Jungen. In: Dissens e.V. / Katharina Debus, Bernard Könnecke, Klaus Schwerma, Olaf Stuve (Hrsg.). *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule*, 43-60. Berlin
- Theunert, M. (2024). *Der Faktor M. Männlichkeit und Radikalisierung – Wissensgrundlagen für die Praxis*. Bern: männer.ch. https://www.maenner.ch/wp-content/uploads/2024/01/Leitfaden_FaktorM.pdf
- Theunert, M. & Luterbach, M. (Hg.). *Mann-Sein...?! Ein fachlicher Orientierungsrahmen für die geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen, Männern und Vätern*. Weinheim: Beltz Juventa. <https://tinyurl.com/fu694pzz>
- Vandello, J. A., & Bosson, J. K. (2013). Hard won and easily lost: A review and synthesis of theory and research on precarious manhood. *Psychology of Men & Masculinity*, 14(2), 101–113. <https://doi.org/10.1037/a0029826>
- Ueda, P., Mercer, C. H., Ghaznavi, C., & Herbenick, D. (2020). Trends in frequency of sexual activity and number of sexual partners among adults aged 18 to 44 years in the US, 2000–2018. *JAMA Network Open*, 3(6), e203833. <https://doi.org/10.1001/jamanetworkopen.2020.3833>
- Vandello, J. A., Bosson, J. K., Cohen, D., Burnaford, R. M., & Weaver, J. R. (2008). Precarious manhood. *Journal of Personality and Social Psychology*, 95(6), 1325–1339. <https://doi.org/10.1037/a0012453>
- Walby, S. (2009). *Globalization and inequalities: Complexity and contested modernities*. Sage Publications.
- Westphal, M. & Kämpfe, K. (Hrsg.) (2017). *Migration, Bildungsaufstieg und Männlichkeit. Passungsdynamiken zwischen Familie, Schule, Peers und Hochschule*. Kassel: kassel university press. <https://doi.org/10.19211/KUP9783737603553>
- Whitaker, D. J., Haileyesus, T., Swahn, M., & Saltzman, L. S. (2007). Differences in frequency of violence and reported injury between relationships with reciprocal and nonreciprocal intimate partner violence. *American Journal of Public Health*, 97(5), 941–947. <https://doi.org/10.2105/AJPH.2005.079020>
- Wippermann, C. (2026). *Macht und Ohnmacht junger Männer. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu jungen Männern im Alter von 18 bis 29 Jahren*. Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMBFSFJ). Berlin
- Winter, R. (2022). *Porno, Sex und Männlichkeit: wie junge Männer ihre Sexualität schaffen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- World Health Organization (WHO) (2013). *Global and regional estimates of violence against women: prevalence and health effects of intimate partner violence and non-partner sexual violence*. World Health Organization. <https://iris.who.int/handle/10665/85239>
- World Health Organization (WHO) (2021). *Violence against women prevalence estimates, 2018: Global, regional and national prevalence estimates for intimate partner violence against women and global and regional prevalence estimates for non-partner sexual violence against women*. WHO.
- Wright, P. J., Paul, B., Herbenick, D., & Tokunaga, R. S. (2021). Pornography and sexual satisfaction in a U.S. national sample. *Archives of Sexual Behavior*, 50(3), 1003–1020. <https://doi.org/10.1007/s10508-020-01800-4>
- Žarkov, D. (2007). *The body of war: Media, ethnicity, and gender in the break-up of Yugoslavia*. Duke University Press.
- z-proso Project Team (2024). *z-proso Handbook: Instruments and Procedures in the Adolescent and Young Adult Surveys (Age 11 to 24; Waves K4-K9)*. Short version. Zurich: Jacobs Center for Productive Youth Development, University of Zurich (Version 1.2). <https://doi.org/10.5167/uzh-257984>

DANKSAGUNG, BEGLEITGRUPPE UND FINANZIELLE UNTERSTÜTZUNG

Unser Dank gilt zuerst den über 6'000 Personen, die sich Zeit für die Beantwortung des Fragebogens genommen haben. Ohne ihre Bereitschaft, sich auf ein zum Teil persönliches und herausforderndes Themenspektrum einzulassen, wäre diese Studie nicht möglich gewesen.

Dem Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, dem Jacobs Center for Productive Youth Development der Universität Zürich, der Stiftung Mercator Schweiz und der Schweizerischen Kriminalprävention danken wir für die finanzielle Unterstützung. Ohne ihr Vertrauen und die Bereitschaft, ein wissenschaftlich noch wenig erschlossenes Feld zu fördern, wäre die Studie «Männlichkeit im Wandel» nicht realisierbar gewesen.

Dr. Jachen Curdin Nett und den institutionellen Mitgliedern der fachlichen Begleitgruppe verdanken wir kritische und wertvolle Rückmeldungen im Verlauf der Projektarbeit. Ihre Hinweise haben dem Bericht in zahlreichen Punkten geschärfte Konturen verliehen. Auch das Fachteam von männer.ch hat die Studie mit spezifischer Expertise und diskursiver Einordnung unterstützt.

Prof. Dr. Moritz Daum (Direktor Jacobs Center) und Dr. Jean-Daniel Strub (Präsident männer.ch) danken wir für ihre verlässliche und vertrauensvolle Unterstützung bei der Ausarbeitung und Publikation des vorliegenden Berichts.

Für die Stichprobenziehung aus dem Stichprobenrahmen Personen und Haushalte (SRPH) und die Bereitstellung der Stichprobe geht unser Dank an das Bundesamt für Statistik, namentlich an Cédric Grandchamp und Christian Panchard.

Dr. Stefan Wehrli und sein Team vom Decision Science Laboratory (DeSciL) der ETH Zürich haben die Befragung auf Basis ihrer professionellen Befragungsinfrastruktur effizient umgesetzt – auch ihnen sei herzlich gedankt.

Ein besonderer Dank gebührt Prof. Dr. Manuel Eisner (University of Cambridge & Jacobs Center) für seine kritischen Rückmeldungen zu verschiedenen Fassungen des Berichts. Dr. Vladislav Krivoshekov (EPFL) und Lukas Eggenberger (Jacobs Center) standen uns bei den Männlichkeitsskalen beratend zur Seite, Agnese D'Angelo (Universität Zürich) prüfte und adaptierte die italienische Übersetzung des Fragebogens. Anna Ellen Göldlin von Tiefenau und Sofie Künzle (beide Jacobs Center) übernahmen die umfangreiche Codierung der komplexen Berufsangaben im Fragebogen. Ihnen allen danken wir herzlich.

Dr. Stephanie Kernich (Jacobs Center) sind wir dankbar für die Unterstützung bei der Ausarbeitung des Kollaborationsvertrags und in administrativen Belangen. Ines Florin (Jacobs Center) danken wir für das sorgfältige Schlusslektorat und die administrative Unterstützung, Bettina Gysin für das Layout des Berichts und Thomas Poppenwimmer (Jacobs Center) für die Webseitengestaltung.

Begleitgruppe

Die Studie wurde durch eine interdisziplinär zusammengesetzte Begleitgruppe begleitet. Die im Bericht dargestellten Befunde, Interpretationen und Schlussfolgerungen liegen in der alleinigen Verantwortung der Autor:innen und entsprechen nicht unbedingt den Einschätzungen der einzelnen Mitglieder der Begleitgruppe.

In der Begleitgruppe waren folgende Organisationen/Institutionen vertreten (alphabetisch):

- Beauftragter Gewaltprävention im schulischen Kontext, Bildungsdirektion Kanton Zürich
- Bureau de l'Égalité entre les femmes et les hommes, Canton de Vaud
- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann
- Fachstelle Extremismus und Gewaltprävention, Stadt Winterthur
- Fachstelle OH BOY*
- Fondation genevoise pour l'animation socioculturelle
- Fondation Santé sexuelle Suisse
- Interventionsstelle gegen Häusliche Gewalt, Präventionsabteilung, Kantonspolizei Zürich, Sicherheitsdirektion Kanton Zürich
- okaj Zürich
- MenCare Suisse Romande
- solvio – Schweizerischer Dachverband für Gewaltprävention – Organisation faîtière Suisse pour la Prévention de la Violence
- Schweizerische Kriminalprävention – Prévention Suisse de la Criminalité

Finanzielle Unterstützung

- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (Finanzhilfen Gewaltprävention)
- Jacobs Center for Productive Youth Development, Universität Zürich
- Stiftung Mercator Schweiz
- Schweizerische Kriminalprävention